

Der
Schutzgeist,

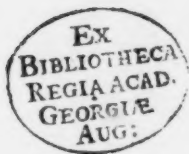
ein
moralisches und satyrisches

Wochenblatt.

(Herausg. von J. A. L. L. L.)



Hamburg,
bey Georg Christian Grund.





Der Schußgeist.

Erstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 12 May 1746.



er erste Auftritt eines Menschen in die Welt, er mag eine Rolle spielen, welche er immer will, entscheidet sehr oft sein zukünftiges Schicksal, ob er entweder ihrer Aufmerksamkeit noch ferner gewürdigt; oder gleich nach den ersten Anblick vergessen werden soll. Hier mag er alle Behutsamkeit gebrauchen; eine Kleinigkeit kann ihm oft so viel Schaden, daß vieljährige Bemühungen diesen Schaden nicht wieder vergüten

güten können. Der Eigensinn der Welt macht oft dasjenige, wodurch man sich in ihre Gunst bringen will, zu einem Fehler, und zum Vorwande ihrer Verachtung. Man beurtheile darnach die Empfindungen, von welchen ich jetzt erfüllt bin. Ich will der Welt Anmerkungen und Betrachtungen mittheilen, welche ich mit meinem Schutzgeiste über die Handlungen der Menschen, und über ihre Art zu denken aufgestellt habe. Eine allzugroße Furchtsamkeit ist uns bey denen, welchen wir gefallen wollen, oft mehr nachtheilig, als vortheilhaft. Die Welt sieht es lieber, wenn man sich ihr mit einer anständigen Vermägenheit, und mit einem gewissen guten Vertrauen auf ihr Urtheil zeigt. Diese Ueberlegung macht mir Muth genug, mich der Welt so abzubilden, wie ich mich durch eine sorgfältige Aufsicht auf mich selbst, und durch die Hülfe meines Schutzgeistes habe kennen lernen.

Die Geschichte meines Lebens soll sich nicht von meiner Kindheit oder Jugend anfangen. Die meisten wöchentlichen Sittenlehrer, welche von ihrem reifen Alter viel Gutes rühmen wollen, haben immer schon von ihren unfeltern Jahren viel Vortheilhaftes zu sagen. Ich weiß von meiner Erziehung nicht viel Sonderbares zu erzählen: Ich bin erzogen worden, wie Kinder, die einmal ein grosses Vermögen zerstreuen sollen, gemeiniglich erzogen werden. Meine Leser dürfen also nicht vermuthen, daß ich schon in meinem männlichen Alter zum wenigsten ein neuer Sokrates, oder ein anderer Cato gewesen seyn müsse. Ich will die Welt vor diesem Irrthume bewahren. So viel will ich mir jetzt nachrühmen, daß ich von Natur keine boshafte und niederträchtige Seele habe. Das Schicksal hatte mich mit den Vorthellen des Glückes sehr wohl bedacht; allein man hatte mich ihren wahren Werth nicht kennen

kennen lernen, und ich konnte folglich vor denen Schwachheiten nicht auf der Hut seyn, welche die gewöhnlichen Begleiterinnen des Reichthumes und der Ehre sind. Ich hatte nicht überlegt, daß ein grosses Vermögen das kleinste Verdienst eines Menschen ist. Man hatte, nach meiner damaligen Aufführung zu urtheilen, schon Ursache, sich etwas einzubilden, wenn man nicht arm und verachtet war, und nur nichts Böses in der Welt stiftete. Ich gefiel mir also bey dem Besitze meines Reichthumes sehr wohl. Man kann von diesen Grundsätzen auf mein Verhalten gegen die menschliche Gesellschaft schliessen. Diejenigen, gegen welche das Glück mit seinen Geschenken hart gewesen war, schienen mir zum Besitze derselben nicht zu taugen, gesetzt, daß sie auch Verdienste besaßen. Ich konnte entweder wegen der Dünste meines Glückes, die mich umgaben, oder wegen der Nebel der Verachtung, unter welchen die Armen versteckt sind, die guten Eigenschaften derselben nicht erkennen. Wer nun reich und angesehen war, hatte schon einen gegründeten Anspruch auf meinen Umgang. Ich liebte keine Gesellschaft, als die Gesellschaft der Reichen und Vornehmen. Man kann leicht denken, wie die Wahl meiner Freunde beschaffen gewesen seyn müsse. Der Geruch meiner Tafel lockte gar bald Schmeichler zu mir. So scharfsichtig war ich doch noch bey meiner guten Meynung von mir selbst, daß ich die unverschämten Schmeichler bald kennen lernte und verachtete. Denn sie konnten es nicht sonderlich verbergen, daß sie mich darum nur vergötterten, weil ich ihnen ein gutes Gerüchte vorsetzen konnte. Allein die verschlagenen Schmeichler, welche mich nicht viel mehr lobten, als ich mich in meinem Herzen selbst lobte, welche ihre Schmeicheleyen in uneigennützig und freundschaftliche Liebkosungen verkleiden konnten, welche meine kleinsten Neigungen und Leidenschaften ausstudirten, und sie von allen Seiten her mit aufrichtig scheinenden

Gefälligkeiten besetzten, welche mich zuweilen tadelten, und bestrafte, um unverschämtern Lobsprüchen den Eingang in mein Herz zu erleichtern, und ihnen den Schein der Wahrheit zu geben, diese Schmeichler waren vor meiner Scharfsichtigkeit sicher, und ich hielt sie für meine redlichsten Freunde. Wie hätte ich auch ein Mißtrauen in sie setzen können, da ich eine so gar geringe Kenntniß von der Welt hatte? Diese entfernten alle diejenigen von mir, welche noch etwas an mir fanden, das ihrer Hochachtung in der That werth war, und darum einen Muth faßten, mir meine Schwachheiten auf eine gute Art zu zeigen. Mein natürlicher Eigensinn, welcher durch mein gutes Glück fast in einen Trost verwandelt wurde, stand den Bemühungen der Schmeichler bey, und vertrieb diejenigen von mir, welche mich vielleicht der Herrschaft meiner Leidenschaften hätten entreißen können.

Man wird es mir ohne Beweils und Zeugen glauben, daß ich meine Schätze nicht vergrub. Ich gebrauchte sie so, als wenn sie mir bloß zu meinem Vergnügen verliehen worden wären. Alle Ergötzlichkeiten, welche den Sinnen schmeichelten, und nur mit der bürgerlichen Ehre bestehen konnten, hatten darum schon Reizungen genug für mich. Mein Leben war ein beständiger Zusammenhang von Vergnügungen. Eine Lust verdrängte die andere: Mein Herz wurde durch ihren Genuß völlig verzärtelt, und eine jede Empfindung desselben wurde Weichlichkeit und Wollust. Ich äusserte verschiedene Tugenden; allein es waren keine männlichen Tugenden, und die guten Handlungen, die ich verrichtete, waren Ausbrüche meines weichlichen Herzens. So weinte ich oft über das Unglück andrer Menschen: Ich suchte demselbert auch abzuhelpen; aber nicht aus einem vernünftigen und weisen Mitleiden, sondern darum, weil ich

in den Thränen, welche ich vergoß, ein Vergnügen fand, und noch über dieses zu diesen Thränen eine Ursache sah, die mir Ehre brachte. Damals mochte ich nicht daran denken, daß ein vollkommenstes Wesen die Aufsicht über unsere Handlungen hätte. Mein Leben würde durch die Vorstellung von demselben verbittert worden seyn, und mein Gefühl war schon so empfindlich, daß der geringste Verdruß mein ganzes Wesen erschütterte. Gewisse heimliche Wünsche, die ich mich zu entwickeln scheute, empörten sich schon gegen die Grundsätze der Religion in mir. Meine Lieblinge, die Schmeichler erriethen dieselben, und aus Begierde, keine Gelegenheit zu veräumen, wo sie meinen Leidenschaften einen angenehmen Kitzel verursachen konnten, suchten sie durch ihren verwägten Scherz die Religion um einen grossen Theil ihres Ansehens bey mir zu bringen. Ihr Spott hatte mich schon so weit gebracht, daß ich mich derselben vor der Welt zu schämen anfang, als ich durch meinen nahen Fall verhindert wurde, das thörichteste Geschöpf von der Welt, ein vollkommner Freudenker zu werden.

Meine Reichthümer hatten sich in Ergötzlichkeiten vermehrt, und diese waren mit dem Genuße zugleich verschwunden. Die Schmeichler zogen sich nach und nach von mir ab. Ich verlohr mein Amt, welches mich in den Augen der Welt angesehen gemacht hatte. In kurzer Zeit war es auch kein Geheimniß mehr, daß diejenigen, welche ich für meine besten Freunde gehalten, an dem Verluste meines Ansehens Schuld waren. Kaum erhielt ich von den Trümmern meines Glückes noch so viel, daß ich mich vor dem völligen Schiffbruche retten konnte. Was war dieser Verlust meines Glückes nicht für eine schreckliche Demüthigung für meine Eitelkeit! Diejenigen, welche ich

vordem kaum bemerkt hatte, und welche selbst geglaubt haben mochten, daß sie weit unter mir wären, weil ich reicher war, als sie, sahen mich nunmehr verächtlich an, da sie mir gleich, und vielleicht, weil ich von meinen vornehmsten Verdiensten entbloszt war, noch über mich erhaben waren. Sie, die meinen Stolz, meinen Eigensinn, und meine Weichlichkeit auf eine ihnen unangenehme Weise empfunden hatten, übten das Recht der Wiedervergeltung an mir aus. Ich glaubte, so tugendhaft zu seyn, daß ich den Verlust meines Glückes als eine Ungerechtigkeit des Schicksales ansah. Man kann leicht denken, daß ich ungemein niedergeschlagen dadurch wurde. Ich brach in geheime Klagen und Vorwürfe gegen den Himmel aus. Allein man stirbt nicht so leicht an dem Verluste der Reichtümer, so weichlich man auch durch sie geworden seyn mag. Die Zeit vermindert die übermäßigen Schmerzen, wenn sie zumal die Eigenliebe, den Eigensinn, und den Troß zu Gehülfsen bekommt. Hat sich doch wohl eher ein Tyrann, nachdem er die Königl. Würde, und die damit verbundenen Wollüste durch seine Grausamkeit verlohren, in die bürgerliche Berrichtung, Kinder zu unterweisen, finden gelernt. Ich war zu stolz, als daß ich der Welt durch eine allzugroße Traurigkeit hätte Anlaß geben wollen zu glauben, ich hielte die Einbuße meiner Güter und meines Ansehens für das größte Unglück. Weil ich die Vortheile des Glückes und die Ergötzlichkeiten vermißte, so wollte ich mich dadurch am Glücke rächen, daß ich sie für keine wahren Güter und für keine wahren Ergötzlichkeiten mehr erkannte. Ich sah sie als Kleinigkeiten an, die ein edler und freier Geist verachten mußte. So weichlich ich vorher gewesen war, so stoisch wollte ich nunmehr werden. Ich widmete mich also der Tugend ganz: allein meine Tugend war in der That nur Verdruß. Diejenigen, welche sich vordem für meine Freunde ausgegeben, hatten mich beleidigt, und

und nunmehr glaubte ich berechtigt zu seyn, alle Menschen für meine Feinde anzusehen. Ich machte mir ganz eigne Grundsätze von der Tugend. Meine Verbitterung gegen das Schicksal führte das seltsame Gebäude derselben auf, und nach ihnen beurtheilte ich alle menschlichen Handlungen ohne Erbarmen. Ueber die kleinsten Ungerechtigkeiten, die ich an den Menschen wahrnahm, seufzte ich, da sie mich zum Lachen hätten bringen sollen. Endlich kam mir die ganze menschliche Gesellschaft verächtlich vor. Sie schien mir meines Umganges nicht mehr werth zu seyn. Ich floh die Menschen, und wehn ich einen Menschen sah, so verfinsterte sich mein ganzes Gesicht, und die häufigen Runzeln desselben waren Zeugen von meinem Hasse gegen dieselben. Allein konnte ich wohl meinen Trieb zur Geselligkeit ganz erstickan? In meiner Einsamkeit erzürnte ich mich auf das Schicksal, daß es uns den Umgang mit höhern Geistern nicht zugelassen hatte. Ich bildete mir ein, schon so edel und erhaben zu denken, daß ich ihrer Gesellschaft wohl werth wäre. Diese Wünsche brachten meine Einbildung so auf, daß ich zu manchen Zeiten schon Geister zu sehen glaubte.

Bis hieher werde ich wohl der Welt nicht sonderlich gefallen. Sie haben noch nicht Ursache, vortheilhaft von mir zu denken. Allein ich werde nicht immer so bleiben. Ich bin Zeither in der Abbildung meiner Person ganz aufrichtig gewesen: habe ich also nicht einiges Recht zu hoffen, daß ich der Welt darum im Folgenden auch aufrichtig und glaubwürdig vorkommen werde? Ich werde nicht immer ein verdrießlicher und finstrier Menschenfeind seyn. Ich werde mich ändern. Mein Schutzgeist wird mit bald erscheinen.

Seit der Zeit nun, da meine Feindschaft gegen die Menschen so groß geworden war, daß ich ihren Anblick vermied, hielt ich mich an denen Orten am liebsten auf, welche meinen Verdruss und meinen mürrischen Geist am traurigsten unterhalten könnten. Eine wüste Einöde, wohin die Menschen nicht kamen, welche mir ist die thörichtesten und verhasstesten Geschöpfe waren, diente mir zu einem angenehmen Aufenthalte, als andern ein prächtiger Pallast. Ich kam sehr selten aus einer furchterlichen Grotte, welche in einem noch furchterlichem Walde lag. Die traurige Stille, welche daselbst herrschte, ließ mich meinen schrecklichen Gedanken und Träumen ungestört nachhängen. Wurde diese Stille durch das Geheul wilder Vögel unterbrochen, so kam solches meinen Ohren anmuthiger, als andern Menschen ein Concert, oder als die Musik einer Oper vor.

In dieser Grotte beschäftigte sich eines Tags meine Seele mit ihren gewöhnlichen Wünschen, mit den Wünschen nach dem Umgange mit höhern Geistern, als sich die Stille vor meiner Grotte plötzlich in einen grossen Sturm verandelte. Ich wurde aufmerksam. Ein ungewöhnliches Licht breitete sich auf einmal durch meine Höle aus. Es verblendete die Augen nicht, sondern es war angenehm und erquickend. Nicht fern von mir bildete sich eine menschliche Gestalt. In ihrem Gesichte war das Ansehen mit der Anmuth vermischt. Ich erstaunte; aber ich entsetzte mich nicht darüber; denn mein Geist hatte sich schon lange auf etwas ausserordentliches gefaßt gemacht. Ich sah dieser Begebenheit mit einem ehrerbietigen Stillschweigen zu; doch mitten unter diesem Schauspiele schmeichelte sich mein Stolz mit meiner Grösse. Ich wurde sehr traurig geworden seyn, wenn diese Erscheinung mit einer geringern

eignern Pracht vor sich gegangen wäre. Endlich fing die nunmehr ganz ausgebildete menschliche Gestalt an zu reden.

Verdrießlicher Sterblicher, Ich bin Amiel, dein Schutzgeist. Du irrst dich, da du dir schmeichelst, daß deine Verdienste Ursachen meiner Erscheinung sind. Ich kenne deine heimlichen süßen Einbildungen. Meine Erscheinung wird deinen Stolz mehr erniedrigen, als du mehnst. Höhere Geister würden kaum an dich denken, wenn dir nicht die Natur einige Fähigkeiten verliehen hätte, welche für die Welt brauchbar werden sollen, und die für die Welt unbrauchbar werden würden, wenn ich dir nicht erschiene. Ich habe den Zustand, in welchem du dich jetzt befindest, lange vorher gesehen. So wenig du vorher den Werth deines Glückes kanntest, so wenig kannst du dich in dein wideriges Schicksal finden. Wie du bey dem Besitze des Reichthums und der Ehre bey nahe ein Freigeist, welcher eine Ehre darinnen sucht, unvernünftig zu werden, weil so gar viele Menschen vernünftig sind, geworden wärest; so warst du jetzt ohne meine Erscheinung in augenscheinlicher Gefahr, in kurzer Zeit ein inspirirter Schwärmer zu werden. Du bildest dir ein, nach deinem Unglücke, tugendhafter und weiser zu seyn, als andre Menschen. Worinnen besteht deine Tugend? Gewiß darin, daß du deinen Schmerz über den Verlust solcher Güter, die jetzt gleichwohl so verächtlich in deinen Augen sind, nicht mäßigen kannst; daß du ein unnützes Mitglied der menschlichen Gesellschaft wirst, indem du aus ihr entflohen bist, daß du dich der Ausübung der Pflichten entziehest, welche du derselben schuldig bist? Bilde dir nicht ein, den Gehalt der Reichthümer und Ehre besser, als vordem, zu kennen, weil du sie jetzt verachtest. Verachtest du
sie

sie nicht darum, weil du sie nicht mehr besitzest? lerne dich selbst, hochmüthiger Mensch, besser kennen. Sey nicht mehr stolz; begieb dich wieder unter die Menschen; werde gesellig; leiste der menschlichen Gesellschaft die Dienste, welche du ihr schuldig bist; lerne von den Gütern des Glückes keine allzu vortheilhafte, auch keine allzu verächtliche Meynung haben, so wird dein Schutzgeist dich seines fernern Umgangs würdigen.

Auf einmal verschwand mit dem Lichte, das meine Grotte erleuchtete, mein Schutzgeist. Das Schrecken, mit welchem mich seine harten Lehren überfallen, hatte alle meine Antworten erstickt. Zu was für einem Zorne würde ich nicht gebracht worden seyn, wenn ich diese Wahrheiten, welche meinen Leidenschaften so unangenehm waren, von einem Menschen hätte anhören sollen. Allein mein Schutzgeist hatte mir dieselben gesagt. Hatte ich nicht nach dem Umgange mit höhern Geistern ein grosses Verlangen getragen? Amiel war mir erschienen. Folgte ich seinen Lehren nicht, so beraubte ich mich seines Umganges auf ewig. So schwer mir auch ihre Ausübung ankam, so überwand doch endlich die Begierde, immer in Gesellschaft mit einem Geiste seyn zu können, und diesen so gewünschten Vorzug vor andern Menschen zu haben, alle Schwierigkeiten, welche die Ausführung seiner Befehle hindern wollten. Amiel hatte wahr geredet. Meine Eitelkeit wurde durch seine Erscheinung mehr gedemüthiget, als ich jemals vermuthet hätte.

Ich wendete nunmehr einen grossen Theil meiner Zeit auf die Selbstkenntniß. Kaum hatte ich mich mit unpartheyischen Augen betrachtet, so erschrak ich vor mir, und

und lächelte über mich. Wie betriegt man sich doch selbst! Ich hatte schon gemeynet tugendhaft zu seyn, nachdem sich meine Weichlichkeit in einen trostigen Verdruss gegen das Schicksal und die Menschen verwandelt. Wie oft lieben die Menschen das am heftigsten, was sie am heftigsten zu verachten scheinen! Meine Verachtung der Reichtümer, und der Ehre, war, da ich mich untersuchte, eine versteckte Liebe derselben. Ich sah nunmehr: ein, daß man nicht rechtschaffen und tugendhaft genug ist, wenn man nicht die Vortheile seiner Tugenden so vielen, als möglich ist, zufließen läßt. Ich eilte mit der größten Begierde, der Welt nützlich zu werden, wieder unter die Menschen. Meine Stirn runzelte sich nicht mehr. Die Geselligkeit munterte mein ganzes Gesicht auf. Ich übte ihre Pflichten so eifrig aus, als es meine Umstände zuließen. Ich wurde dienstfertig. Ich bemühte mich, mein Glück zu verbessern, um gegen andre die Stelle des Glückes vertreten zu können. Die Menschen erstaunten über eine so plötzliche und so außerordentliche Veränderung. Ich war der vorige Menschenfeind nicht mehr. Kein Mensch wurde mehr von mir um einiger kleinen Thorheiten willen verachtet oder gehaßt; ich runzelte die Stirne nicht dabey; ich lächelte bloß mit einem heitern Auge darüber, und dieses Lächeln wurde für keinen bitteren Spott, sondern für eine freundschaftliche Bestrafung angesehen. Warum ist dieser Simon, fragte die Welt, nicht mehr so mürrisch und stolz? Was bringt ihn aus seiner Einside zurück? Allein die Welt, welche sich nicht darein finden konnte, wußte nicht, daß ich meine Befehrung der Erscheinung meines Schutzgeistes zu danken hatte.

Als mein Schutzgeist meinen so eifrigen Gehorsam sah, erschien er mir wieder, und ich genoß seiner Gesellschaft
und

und seines Unterrichtes täglich. Er lehrte mich, so weit es die Schwäche meines Verstandes zuließ, von allen menschlichen Handlungen und Begebenheiten, und den verschiedenen Vorfällen und Veränderungen auf der Welt, richtig urtheilen. Er bestrafte mich als ein jätlicher Freund, so bald ich meinen natürlichen Leidenschaften einige Herrschaft über mich zulassen wollte, und bestärkte mich in meinem Enfer, ein Menschenfreund zu werden, den man lieben möchte. Endlich wirst du, sagte Amiel eines Tages zu mir, meiner Freundschaft werth. Doch der Unterricht, den du von mir bekommen hast, soll auch andern Menschen nützlich seyn. Du sollst ihnen die Tugend, die wahre Ehre der Menschheit anpreisen, wie ich sie dir angepriesen habe. Du sollst zugleich ihre Laster bestrafen, und über ihre Ungereimtheiten lachen. Zu diesem Endzwecke will ich dir einige Vorrechte unserer Natur, einige sehr wunderbare Geheimnisse zu deinem Gebrauche mittheilen. Du sollst die Gewalt haben, dich in der größten Geschwindigkeit an die entferntesten Dexter zu begeben, an welchen du nur zu seyn verlangst. Du wirst auf diese Weise die Verschiedenheit der Menschen, der menschlichen Handlungen, und ihrer besondern Gemüthsarten besser kennen lernen.

Du sollst dich ferner unsichtbar machen können, damit du im Stande seyst, die Menschen unbemerkt zu betrachten, und das Laster in seinen verborgensten Winkeln zu erschleichen, und die Tugenden, welche unbekannt sind, unbekannt zu beobachten, um sie hernach durch ihre Bekanntmachung zu belohnen.

Endlich sollst du die Gewalt haben, alle menschlichen Gestalten anzunehmen, in welchen du dich gern sehen lassen

sen willst, um die Herzen der Menschen besser erforschen, und deinen Endzweck eher erhalten zu können. Du wirst dadurch oft lasterhafte plötzlich zu beschämen, und Tugendhafte zu erfreuen im Stande seyn. Ich weiß es, daß du diese Geheimnisse zu keinen unrechtmäßigen Absichten anwenden wirst. Denn wenn du solches auch thun wolltest, so würdest du ihrer beraubt seyn, ehe du deine Absichten ausführen könntest.

Man wird es mir leicht glauben, daß ich mir meine Geheimnisse zu Nuße gemacht habe. Früh bin ich oft in einer Türkischen Moschee gewesen, um dem Betrug des Imahs zuzusehen, durch welchen sie bey dem einfältigen Türkischen Pöbel in ein grosses Ansehen kommen; gegen zwölf Uhr habe ich mich nach London auf die Börse begeben, und die verschiedenen Bewegungen des Eigennußes beobachtet, und gegen Abend habe ich mich zu Paris in den Thuilleries befunden, und auf das Geräusch eines jungen Französischen Herrn, auf die Anstalten einer Bühlerin, Sklaven zu machen, und auf die blödsinnige Einfalt manches Deutschen Achtung gegeben, welcher einen vergoldeten Lakay, oder einen Betrüger von der neuen Brücke, bald für einen Marquis, und bald gar für einen Herzog gehalten. Oft habe ich zu Versailles dem Staatsrath zugehört, und die Projecte des Cardinals Lenox durchblättert. Oft habe ich mich in der ehrwürdigen Gesellschaft derjenigen gottseeligen Frauenzimmer, welche ohne Anbeter veralteter sind, sehen lassen, bald um neue Zeitungen zu erfahren, bald nach dem Maaß des Bösen, was sie von jungen einnehmenden Schönen sagen, bestimmen zu können, wie liebenswürdig diese ihre Feindinnen seyn müssen. Bald habe ich die Gestalt eines Kammermädchens angenommen, um die Gemüthsart eines Frauen-

Frauenzimmers kennen zu lernen, die, wie sich die jungen unbefonnenen Herren rühmten, ihre Verwogenheit nicht für die allerkostbarste Sache halten sollte. Oft habe ich einem Weisigen in seinem verschlossenen Zimmer unsichtbar seine Rechnungen von zukünftigen neuen Schätzen machen sehen, und habe oft, ohne daß er meiner gewahr werden können, über seine Furcht und Angst gelacht, womit er seine Schätze betrachtete. Mit einem Worte, ich habe durch den Gebrauch meiner Geheimnisse in der Welt, als in einem ganz unbekannten Lande immer neue Entdeckungen von verschwiegnen Tugenden, und von versteckten Lastern und Thorheiten gemacht. Beide sollen der Welt kund werden. Niemand aber hat sich vor meinen Geheimnissen zu fürchten, als das Laster, und die Thorheit, und diesen will ich so gefährlich zu werden suchen, als ich kann.

Ich bin also meinem Schutzgeiste alle meine Wissenschaft und Kenntniß der Menschen schuldig. Ich weiß nicht dankbarer gegen ihn zu seyn, als wenn ich öffentlich gestehe, daß ich alle meine Betrachtungen, Anmerkungen und Nachrichten seiner Unterweisung und Hülfe zu danken habe. Aus dieser Ursache geschieht es auch, daß ich seinen Namen meinen Blättern vorsetze.



Der Schußgeist.

Zwentes Stück.

Hamburg, Donnerstags den 19 May 1746.



Ich zweifle nicht, daß viele von meinen Lesern sich darum viel Vergnügen von meinen Blättern versprechen werden, weil sie ganz neue und sonderbare Betrachtungen darinnen anzutreffen hoffen. Man muß in

der Kenntniß der Menschen noch nicht weit gekommen seyn, wenn man nicht wissen soll, daß sie ihren Verstand eben so abgöttisch verehren, als andre gute Eigenschaften, deren sich ihre Eigenliebe bewußt ist. Viele Menschen bilden sich ein, den Verstand in einem reichern Maaße, als andre zu besitzen. Damit andere eine eben so gütige Meynung davon bekommen sollten, so suchen sie die Größe desselben durch das Neue und Sonderbare ihrer Gedanken zu beweisen; es mag ihnen nun entweder zu schwer werden, sich durch eine aufgeklärte Vernunft von dem grossen Haufen zu unterscheiden; oder es mag ihnen schon zu gemein vorkommen, vernünftig zu seyn, weil sie nicht die einzigen Vernünftigen seyn können. Sie strengen ihre ganze Einbildung an, sonderbare und unerhörte Gedanken aufzujagen, und wie nimmt nicht ihre Hochachtung gegen ihren Verstand zu, wenn sie einen fremden Gedanken, auf welchen noch niemand gefallen ist, er mag so widersinnig seyn, als er will, aufgetrieben haben. Denn sie glauben, mit einem jeden solchen Gedanken einen neuen unumstößlichen Beweis von ihrem glücklichen Geiste zu finden. Andre, welche ihren Verstand auch für keine Kleinigkeit ansehen, haben zum Unglücke einen so armseligen Geist, daß er sich nicht einmal in der

B

Erfin.

Erfindung eines neuen Unsinnnes hervorthun kann. Womit beweisen sich nun diese Leute, daß sie Verstand haben, und zwar einen Verstand, welcher über den gemeinen erhoben ist? Sie verachten alle Gedanken, welche das Ansehen gemeiner Gedanken haben, und diese Verachtung trifft zuweilen die vernünftigsten. Ihr Geschmack belustigt sich nur an den seltsamen Einfällen andrer Menschen, und das Seltsame und das Ungewöhnliche verschönert ihnen oft die Schlechtesten. Da ihnen das Gefühl von der Armuth ihres Geistes untrüglich ist, so suchen sie ihren Verstand durch solche neue Einfälle zu bereichern, und sie billigen und preisen oft den Unsinn sonderbarer Gedanken, um für grosse Geister gehalten zu werden. Ein Schutzgeist? wird diese Gattung der Menschen denken, ein Schutzgeist muß uns wohl vieles entdecken können, auf welches die Menschen ohne ihn nicht gefallen seyn würden. In dieser Hoffnung werden sie an seiner Erscheinung nicht zweifeln, und ihm im Voraus schon dafür danken. Es kann kommen, daß den Menschen die Betrachtungen, welche ich mit meinem Schutzgeiste angestellt habe, alt oder neu seyn werden, nachdem sie zu denken gewohnt sind. Ich will also heute meine Leser von demjenigen unterhalten, was sie erwarten sollen.

Mein Schutzgeist ist mir nicht aus der Ursache erschienen, mich, und durch mich die Welt Wahrheiten zu lehren, die ein Mensch nicht zu wissen braucht, weil sie entweder für ihn unbegreiflich sind, oder in sein Bestes keinen Einfluß haben. Man weiß, daß er sich mir darum offenbarte, um mich einer Thorheit zu entreißen, von welcher mich nichts, als die Erscheinung eines Geistes, befreien konnte. Der Unterricht, den ich von ihm empfangen habe, soll die Menschen ermuntern, daß sie sich um die größten Eigenschaften eines Menschen bestreben sollen. Diese größten Eigenschaften aber sind ein Verstand, welcher sich von seinem Herzen nicht vorschreiben läßt, wie er denken soll, und ein Wille, dessen Handlungen von einem freyen und weisen Verstande regiert werden.

Die

Die Lehrer, von welchen sich die Menschen in den ihnen nöthigen Wahrheiten unterweisen lassen, sind gemeinlich ihre Leidenschaften. Jede Wahrheit, welche die Menschen lernen, verändert sich nach der Verschiedenheit dieser Lehrer. Die Leidenschaften richten dasjenige, was der Verstand denken soll, so ein, wie sie es gern haben wollen. Man kann leicht denken, daß solche Lehrer dem Laster oder der Ungereimtheit keinen sonderlichen Eintrag thun werden. Alle Menschen glauben einen Gott; denn selbst die Atheisten zweifeln nicht aus Ueberzeugung am Daseyn desselben; allein die meisten Menschen glauben nach der Verschiedenheit ihrer Neigungen immer einen andern Gott, und die wenigsten haben diejenige Meynung von ihm, welche man von einem höchsten Wesen haben soll. So geht es mit andern Wahrheiten mehr. Die meisten Menschen haben keine solche Zuneigung zum Laster, daß sie nicht glauben sollten, man müsse tugendhaft seyn. Ihre Leidenschaften aber wissen dieser Wahrheit schon eine Gestalt zu geben, daß sie sich nicht dafür entsetzen dürfen. Da diese Lehrer Verführer sind, und die Wahrheiten entstellen, so will er die Menschen anfeuern, daß sie die Leidenschaften von dem Lehramte, welches sie sich ohne alles Recht anmassen, absetzen, und dasselbe der Weisheit einräumen mögen, und weil sich dieselben oft in die Gestalt der Vernunft verkleiden, und unter einer solchen Larve die Menschen hintergehen, so sollen sie künftig entlarvt werden.

Wie es den Menschen geht, wenn sie Wahrheiten erkennen und verstehen lernen sollen, so geht es ihnen auch mit ihren Urtheilen. Sollen sie die Handlungen andrer Menschen oder ihre Erfolge beurtheilen, so urtheilt die meiste Zeit nicht ihr Verstand, sondern ihr Herz, und der weiseste Mann kann für die Richtigkeit der Urtheile seines Herzens nicht Bürge seyn. Solche Richter lassen sich oft von dem äußerlichen Scheine, oft von dem Hasse, und oft von dem Eigennutze verblenden. Amiel hat von den Menschen nichts zu befürchten, und nichts zu hoffen. Seine Urtheile können folglich von

von keiner Partheylichkeit herkommen. Eine Thorheit wird bey ihm zu keiner göttlichen Handlung, weil ein Graf, ein Baron, oder ein Kaufmann, welcher sich seines Reichthumes wegen zum wenigsten so viel, als ein Graf, einbildet, dieselbe begangen hat. Er glaubt keinen Unterschied unter adlichen und bürgerlichen Fehlern; es müßte dieser seyn, daß ein gräßliches Laster oft gefährlichere Folgen hat, als ein bürgerliches, und eine bürgerliche Thorheit oft desto lächerlicher wird, je mehr sie sich der adlichen Ungereimtheit nähern will. Er ist der besten Meinung, daß man ein lächerliches Geschöpf seyn kann; man mag in einer Kutsche fahren, oder zu Fußse gehen. Ein Frauenzimmer kommt ihm darum noch nicht lebenswürdiger vor, als ein andres, weil es vornehmer ist, oder reichere Kleider trägt, als ein anders, wenn sie nicht durch größere Vollkommenheiten den Vorzug vor andern verdient. Seine Hochachtung ist oft gegen ein Frauenzimmer, welches in Kalemant gekleidet ist, größer, als gegen ein Frauenzimmer, dessen vornehmste Tugend der kostbare Stoff ist, welcher ihren Leib bedeckt. Amiel untersucht die Handlungen der Menschen, ihre Tugenden und ihre Laster nach ihren Absichten. Der Werth ihrer Absichten bestimmt vor ihm den Werth ihrer Handlungen. Wie viele Tugenden, welche die Welt dafür hält, sind in seinen Augen oft Fehler, und zuweilen Bosheiten, wenn er ihre Absichten und Quellen untersucht hat. Zuweilen findet er auch in den menschlichen Schwachheiten etwas löbliches, wenn er wahrnimmt, daß die erste Ursache derselben zu erheben ist. Gleichwohl aber entschuldigt das Vorgeben einer guten Absicht vor ihm niemals eine unverantwortliche That. Amiel verlangt von den Menschen, daß sie ihm in diesem Stücke ähnlich werden sollen. Die vornehmste Tugend ihrer Urtheile soll die Unpartheylichkeit werden. Sie sollen die Tugend oder das Laster, und nicht den Stand und die Person tadeln oder loben.

Alles, was der Verstand des Menschen erkennt, sollen sie künftig suchen mit ihrem Willen in eine Verbindung zu bring-

bringen. Es soll keine Vorstellung von irgend einer Sache im Verstande seyn, welche bey ihnen nicht ein Bewegungsgrund zur Tugend und zu grossen und edeln Thaten würde, damit alle ihre Erkenntniß für sie, und die Welt recht brauchbar werden möge.

Ein solcher aufgeheiteter und weiser Verstand soll über den Willen herrschen. Amiel hat zeither bey vielen Menschen, deren Schutzgeist er ist, die Stelle dieses Verstandes vertreten müssen. Er hat sie von vielen Schwachheiten abgehalten, in welche sie verfallen wollen, und viele rühmliche Handlungen von ihnen würden ganz unterblieben seyn, wenn er nicht ihren Trieb zu denselben zu einer solchen Höhe gebracht, welche zur Hervorbringung grosser und edler Handlungen nöthig ist. Ich kenne seinen Eifer für das wahre Beste der Menschen aus der Erfahrung. Die Hitze einer Leidenschaft hat mich oft schon so überwältigt, daß ich fast im Begriffe gewesen, eine Tugend zu beleidigen, als ich plötzlich in meiner Seele einen Schauer und Widerwillen gegen mein Vorhaben gefühlt habe, und dadurch von demselben abgeschreckt worden bin. Oft hat wenig gesehlt, so hätte ich mich durch eine lächerliche Handlung dem verdienten Spotte der Menschen freigestellt, da ich, ohne sogleich zu wissen, warum, ein lautes Gelächter über die Thorheit aufgeschlagen, welche ich begehren wollen. Amiel hat mir hernach gestanden, daß er eigentlich so wohl an meinem plötzlichen Schauer, als an meinem Gelächter Ursache gewesen sey. Seine Freundschaft gegen die Menschen ist um so viel mehr zu bewundern, da er sich auf ihre Dankbarkeit keine Rechnung machen darf, indem sie ihren unsichtbaren Wohlthäter nicht kennen. Weil aber die Eitelkeit vieler Menschen so groß ist, daß sie sich es immer allein zuschreiben, wenn sie etwas Löbliches verrichtet, oder etwas Ungereimtes unterlassen haben, so will ich zuweilen zeigen, daß die Menschen an denen Handlungen, auf welche sie am meisten stolz sind, oft weniger Antheil haben, als sie sich einbilden. Amiel, welcher

cher allen Verehrtheit widerfahren läßt, gesteht der Menschheit zur Ehre, daß er viele kenne, welche nicht erst angeseuert werden dürfen, groß zu seyn, sondern sich selbst schon Sporn und Antrieb sind. Eine wahre und aufrichtige Freundschaft gegen alle Menschen ist die edelste Eigenschaft des Willens. Amiel wünscht aus dieser Ursache, daß die Menschen auf eine uneigennütige Art für das Beste andrer Menschen sorgen möchten. Er hat mich oft versichert, daß man sich über die meisten Menschen bis zu der Sphäre eines höhern Geistes nicht besser erheben könnte, als wenn man seine meisten Bemühungen auf die Beförderung der Glückseligkeit unsrer Nebenmenschen wendete.

Nachdem ich mich mit meinen Lesern von der Natur der Betrachtungen, welche ich auf das Anrathen meines Schutzgeistes künftig mit ihnen anstellen will, unterhalten habe, so werden vermuthlich ihre Urtheile darüber verschieden seyn. Einige, welche sich schon über die Sphäre der Menschen erhoben, und geglaubt haben, Amiel würde sie unterweisen, wie sie höhere Geister werden könnten, werden ausrufen: Was sollen wir denn anders, als Philosophen werden! Möchten es doch die Menschen schon seyn. Weiter geht die Absicht meines Schutzgeistes bey seinem Unterrichte nicht. Wie in einem Lande die größten Unordnungen entstehen würden, wenn ein Bauer so erhaben als ein König denken, und nur lauter königliche Handlungen verrichten wollte, so müßte auch nothwendig alle Ordnung auf der Erde zerrüttet werden, wenn die Menschen angeführt würden, auf dieser Erde so zu denken und zu handeln, wie höhere Geister nach ihrer Natur und in einer andern Sphäre denken und handeln. Man muß aber doch das billige Vertrauen zu den Menschen haben, und glauben, daß einige seyn werden, welche wissen, daß die Art zu denken und zu handeln, welche mein Schutzgeist auf der Erde einzuführen suchen will, unter den Menschen in der That selten ist, und diese werden auch glauben, daß er uns etwas Neues und Sonderbares lehren werde.

Rein

Mein Schutzgeist findet die Ursache, warum die Betrachtungen, die ich mit ihm angestellt habe, in der Welt nicht ohne Nutzen seyn werden, in der menschlichen Erbgiederde. Die Menschen verrichten oft nur darum eine lobliche That, weil sie ein Mann verrichtet hat, welchem sie seines höhern Ranges wegen Ehrfurcht schuldig sind, wie sie oft, wenn sie sich lächerlich machen, eine recht lobenswerthe Handlung vorzunehmen glauben, weil solches Leute thaten, die doch vornehmer, als sie, sind. Lehren, die von unsers gleichen herrühren, machen keinen sonderlichen Eindruck bey uns. Die Menschen betrachten die Lehren als eine Art von Befehlen, und Befehle lassen wir uns von niemanden vorschreiben, als von demjenigen, welcher höher und vollkommener ist, als wir. Wenn also meine Leser Betrachtungen in meinen Blättern finden, durch welche sie zu grossen Thaten ermuntert werden, so müssen sie sich nur immer vorstellen, daß sie nicht so wohl von mir, als von meinem Schutzgeiste herühren. Es werden ihnen dieselben gleich edler vorkommen, und einen tiefern Eindruck bey ihnen machen. Und warum sollten sie nicht einen solchen edeln Stolz besitzen, welcher sie anreizt, solchen Lehren zu folgen, die ihnen ein Schutzgeist giebt?

Allein soll ich mir diejenigen zu Feinden machen, welche sich in der Hoffnung, sonderbare Gedanken und Nachrichten von mir zu erhalten, betrogen finden werden? Ich will sie lieber noch hoffen lassen. Ich glaube gewiß, daß Amiel viel Sonderbares weiß, das die Menschen verstehen können, und das doch dadurch von seiner Neuheit und Seltsamkeit nichts verliert; allein ich weiß es nicht, weil ich mich um das Sonderbare nicht bekümmert habe. Man kann sich davon leicht überzeugen, wenn man nur die Eigenschaften eines höhern Geistes betrachtet. Amiel hat so viele Jahrhunderte hindurch den Veränderungen in der Welt zugeesehen. Er kann sich folglich vieler vergangnen Begebenheiten und andrer solcher Dinge erinnern, welche
von

von unsern Vorstern nicht bemerkt, oder vielleicht der Nachwelt nicht getreu genug überliefert worden sind. Was er allenfalls nicht wissen sollte, kann er von andern Schußgeistern, mit welchen er bekannt ist, leicht erfahren. Man trifft in der Republik der Geister so wohl gute Freunde, als unter den Menschen an. Amiel wird also von Schußgeistern geliebt werden, welche vor ihm keine Geheimnisse haben. Da die Menschen so gern die verborgnen Umstände einer Sache wissen wollen, und oft alles daran wagen, um von den Heimlichkeiten andrer Menschen unterrichtet zu werden, so muß ich diesen Neugierigen sagen, daß mein Schußgeist die Heimlichkeiten vieler Personen wissen kann, da er ihren verborgensten Handlungen zusieht. Wie viel können nicht die Neugierigen von ihm erfahren! Aus allen Welttheilen kann man Nachrichten von ihm haben, und die Heimlichkeiten können durch ihn an den Tag kommen. Wie viele werden sich nicht an mich wenden! Hierzu kommt noch, daß seine weitläufige Kenntniß des Vergangenen und des Gegenwärtigen noch nicht seine einzige Wissenschaft ist. Er kann aus den gegenwärtigen Begebenheiten und Umständen zukünftige Erfolge mit einer ziemlich zuverlässigen Gewißheit zum voraus sagen. Die Vorwelt und die Nachwelt kann also durch meinen Schußgeist den Blicken der Neubegierigen eröffnet werden. Er wird aber von diesen Wissenschaften der Welt selten Proben mittheilen, wenn er nicht darum ersucht wird.

Ich ermuntere also alle meine Leser, daß diejenigen, welche gern etwas besondres wissen wollen, in Forderung neuer, seltsamer und verborgner Nachrichten, nur dreist gegen mich seyn mögen. Amiel macht sich ein Vergnügen daraus, etwas zur Befriedigung der Menschen beizutragen. Sollte er einigen ihre Bitten von dieser Art nicht erfüllen, so werden ihn gewiß wichtige Ursachen davon abhalten, die ich ihnen allezeit anzeigen werde.



Der Schutzgeist.

Drittes Stück.

Hamburg, Donnerstags den 26 May 1746.



ine von den vornehmsten Beschäftigungen des schönen Geschlechtes ist diese, daß es zu gefallen sucht. Wenn das Frauenzimmer die Begierde, angenehm zu seyn, nicht auf die Menschen allein einschränken, sondern es auch für etwas grosses halten will,

den Geistern schön zu seyn,

so wird es vermuthlich einiges Vergnügen empfinden, wenn ich ihm sage, daß mein Schutzgeist seine Aufmerksamkeit besonders auf ihr Geschlecht richtet. Ob gleich das Vergnügen, welches er aus der Betrachtung der Tugenden lebenswürdiger Schönen empfindet, seine einzige und größte Belohnung ist, so wird sein Eifer doch niemals ermüdet, so sehr, als es ihm seine geistige Natur verstattet, für das Beste der Schönen zu sorgen. Ich habe aus den Blättern des weisen Zuschauers gelernt, daß man auch unter den Seelen einen Unterscheid des Geschlechtes glauben, und sie in männliche und weibliche Seelen eintheilen könne. Ich will izt, da ich mich mit unsern Schönen unterhalten will, keine tiefsinnige metaphysische Betrachtung anstellen, und untersuchen, ob dieser Unterschied in der Natur gegründet, und darum zu glauben sey, weil das schöne Geschlecht zu andern Absichten in der Welt bestimmt ist, als das männliche, oder ob er bloß durch die Erziehung und die Umstände, in welchen sich das Frauenzimmer befindet; verursacht werde. Man kann nicht bestimmen, ob die Seelen

des Frauenzimmers, oder die Seelen der Mannspersonen zur Ausführung grösserer Absichten hervorgebracht worden. So viel ist gewiß, daß der Unterschied des Geschlechtes, wodurch ich die weiblichen Seelen von den männlichen unterscheide, vornämlich in den Tugenden zu suchen ist, zu welchen sie in verschiedenen Umständen verbunden sind. Mit einem jeden Frauenzimmer können nach den Absichten, zu welchen sie so liebenswürdig geschaffen worden sind, vornämlich drei grosse Veränderungen vorgehen. Ein Frauenzimmer kann eine Liebhaberin, eine Ehegattin, und eine Mutter werden. Alle diese Umstände, in welche die Schönen kommen können, erfordern besondere Tugenden. Diejenigen, welchen die Aufsicht auf die Erziehung junger Frauenzimmer anvertrauet wird, pflegen nicht allezeit auf diese verschiedne Umstände, in welchen ihre Untergebenen sich einst befinden sollen, und folglich auch nicht immer auf die Pflichten, welche darinnen auszuüben sind, Achtung zu geben. Ob gleich mein Schutzgeist nicht dafür hält, daß das Frauenzimmer darum schön und artig sey, daß man es hassen soll, so glaubt er doch auch nicht, daß ein Frauenzimmer, wenn es nur schön ist, darum gleich eine würdige Liebhaberin, eine zärtliche Ehegattin, und eine kluge Mutter seyn könne. Er glaubt, daß die Schönen, wenn sie in den angeführten verschiedenen Umständen dem Geschlechte, von welchem ihre Seelen sind, Ehre machen sollen, eine besse und sorgfältigere Erziehung bekommen müssen, als sehr viele von ihnen gemeinlich erhalten. Er bedauert, daß ihr Verstand, welcher fast so scharfsinnig als der Männliche ist, und an Lebhaftigkeit ihn beynahe noch übertrifft, so oft in der Unwissenheit gelassen, und, da er sich gern beschäftigen will, durch die Beschäftigung mit Kleinigkeiten nach und nach abgenutzt wird. Er bedauert, daß man die Schönheit so oft ihr größtes Verdienst seyn läßt, und nicht mehr besorgt ist, daß sie mit

den

den größten Tugenden, die man ihnen angewöhnen kann, ausgeschmückt werden mögen. Sein Kummer darüber ist um so viel grösser, je grösser der Nutzen aus einer so rühmlichen Sorgfalt für das menschliche Geschlecht seyn würde. Da einem Liebhaber seine Schöne oft mit allen ihren Fehlern nicht allein gefällt, sondern da er auch, um ihr zu gefallen, ihre Schwachheiten nachahmt, so werden die Anbeter des Frauenzimmers, wenn es unter seine einnehmenden Vorzüge immer auch die Tugend rechnen könnte, oft aus der Ursache tugendhaft werden, weil es ihre Gebieterinnen wären. Die Gestalt eines Frauenzimmers ist die angenehmste Gestalt, in welcher sich die Tugend zeigen könnte, wenn sie sichtlich erscheinen wollte. Die vornehmste Pflicht eines Frauenzimmers muß billig diese seyn, daß es, wenn es schön ist, ihrer Schönheit werth zu werden, und, wenn ihm die hinreissenden Reizungen fehlen, ihre Häßlichkeit durch den Besitz grosser Tugenden unsichtbar zu machen suche. Mein Schutzgeist wird also den Schönen einige Nachrichten und Betrachtungen durch mich mittheilen, welche zu dem Endzwecke, den ich nur erwähnt habe, dienlich seyn werden. Er glaubt, daß er, wenn er dieses thut, für einen Geist galant genug sey.

Vorist will ich abbrechen; damit ich meinen Lesern einen Brief an ein Frauenzimmer mittheilen kann, welcher mir durch einen Zufall in die Hände gefallen ist, und mir ihrer Aufmerksamkeit werth zu seyn scheint. Ich kenne durch die Hülfe meines Schutzgeistes die artige Iris, und ihren Freund. Sie hat diesen Brief noch nicht gelesen, und wird ungemein erstaunen, daß sie ihn in meinen Blättern findet. Wenn die artige Iris nicht will, daß ich ihren wahren Namen guten Freunden ins Ohr sagen soll, welche gern wissen möchten, an welches Frauenzimmer folgender Brief gerichtet seyn müsse, so will ich mir die Antwort ausbitten, welche sie ihrem Freund auf seinen Brief

Brief geben wird. Ich dürfte mich fast eines von meinen Geheimnissen bedienen, und auf den Raub solcher Briefe ausgehen, aus welchen man die andern Schönen, und ihre Beschäftigungen vielleicht so gut erkennen kann, als ich aus diesem Schreiben den Character der Iris habe kennen lernen.

Artige Iris!

Lassen Sie sich raten; ich bitte Sie darum. Ich mag nun ihre Handlungen, oder ihre Meinungen untersuchen, so ist mir sehr bange für Sie. Wie sehr würde sich ihr Spiegel nicht über Sie beschweren, wenn er denken, und seine Gedanken laut sagen könnte! Er ist es gewohnt, daß ihm das Frauenzimmer seine meiste Zeit heiligt, und die Rechte, in deren Besitze er einmal ist, sind verjährte Rechte. Und Sie, artige Iris, lassen ihm nur eine kurze Zeit sein Recht wiederfahren, wenn Sie aufstehen. Sie glauben, daß ihnen ihre schönen Augen zu andern Absichten gegeben worden sind, als zu der, sich allein, und ihren Fuß immer mit denselben, anzusehen und zu bewundern, wenn er nach ihren Vorschriften oft genug verändert worden ist. Sie glauben und überlegen die Sünde nicht, welche sie dadurch begehen, sie glauben nämlich, daß ein Frauenzimmer noch mehr Reizungen, als diejenigen, welche ihrem Geschlechte eigen sind, besitzen müsse. Diese Meinungen sangen an, altväterisch zu werden. Sie beschäftigen ihre Augen lieber mit dem Lesen sumreicher Schriften, als mit der sorgfältigen Wahl ihrer Wänder. Sie können in Gesellschaft von mehr als von den Moden sprechen, ohne von ihrem Nächsten Böses zu reden. Sie lieben die Dichtkunst. Sie haben Muth genug, Gedichte zu verfertigen, welche nicht bloß darum gefallen, weil sie von einem Frauenzimmer herkommen. Gleichwohl haben sie nicht nöthig, durch den Besitz solcher Vorzüge den Mangel persönlicher Reizungen zu ersetzen.

Was

Was das schlimmste ist, so sind sie bey dem Besitze aller dieser Eigenschaften bescheiden. Da so viele Frauenzimmer, welche von den Stugern in ihrer artigen Unwissenheit unterhalten werden, sich einbilden, verständig genug zu seyn, weil sie schön sind; so sind Sie, artige Iris, weder auf die Annehmlichkeiten ihrer Person, noch auf ihren Verstand und Geschmack stolz. Das geht zu weit. Bedenken Sie denn nicht, daß Sie in Deutschland leben? Ja, wenn Sie sich in Frankreich aufhielten, so könnte man Ihnen alles dieses zu gut halten. Aber in Deutschland? Ihr guter Name könnte gewaltig leiden, wenn solches alles Frauenzimmer erführen, welche nicht so zu denken gewohnt sind, als Sie denken. Allein da Sie sich so sehr von andern Frauenzimmern zu unterscheiden suchen, warum gehen Sie nicht auch von ihren gemeinsten Meinungen ab? Erinnern Sie sich wohl noch, wie ich neulich mit ihrer kleinen leichtfertigen Schwester von den Geheimnissen ihres Herzens redete? Ich mutmaßte, daß ihr ein Liebhaber seine Zärtlichkeit gewidmet hätte, welchem sie eben keine Gelegenheit zur Berzei-
 zung gäbe. Ich ersuchte sie, mir die Wahrheit davon zu gestehen, und sie versicherte mich bey aller ihrer Aufrichtigkeit, daß sie mir alles, was ich zu wissen verlangte, gestehen wollte, wenn meine Mutmaßungen gegründet wären. Damals fingen Sie an, diese Aufrichtigkeit ihrer lebenswürdigen Schwester abzurathen. Sie gaben ihr den Rath, verschwiegen zu seyn, welches sie wohl ohne daß seyn möchte. Sie behaupteten, artige Iris, daß man in einem solchen Falle nicht aufrichtig seyn dürfe. Sie versicherten mich, wollten alsdenn gewiß nicht offenherzig seyn. Sie würden nichts einräumen, wenn man die Geheimnisse ihres Herzens auch schon errathen hätte. Da ich mir immer etwas von Ihnen vermuthe, wodurch Sie sich von andern Schönen unterscheide, so erstaunte ich nicht wenig über dasjenige, was Sie sagten. Ich will keinen tiefsinnigen

nigen Beweis wider ihre Meinung führen. Ich wundere mich noch, daß Sie die Meinung haben, daß man bey der Liebe verschwiegen seyn müsse, da sie Ihnen mit vielen andern Schönen gemein ist. Ich hoffe, Sie werden von ihr abgehen, wenn ich Ihnen auch nur einen galanten Beweis dawider sage. So gemein ihre Meinung ist, so viel Unheil kann die Ausübung derselben stiften. Wir wollen einen Fall setzen, welcher leicht möglich ist. Gesezt also, ein junger Herr saßte den Vorfaß, Sie, artige Iris, zu erobern. Wenn Sie aber schon für einen andern eingenommen wären, so möchte der arme Herr lachen, tanzen und trillern wie er wollte: Sie würden gegen alle diese siegenden Vorzüge unempfindlich seyn. Er möchte Ihnen seine Uhr zeigen, und Sie mit allen französischen Schwüren versichern, daß er Sie nur vor acht Tagen erst aus Paris erhalten hätte, so würden Sie gleichgültig gegen ihm bleiben. Ja ich glaube er möchte dreysache und fünffache Manschetten tragen: Sie hielten dagegen aus; denn ich weiß es, daß Sie in dem, was Sie sich einmal vorgenommen haben, beständig sind. Der junge Herr würde also seuffzen müssen! Und was ist das nicht für einen Stutzer, dessen lebenswürdigste Eigenschaft seine Münterkeit ist, für eine traurige Beschäftigung! Ihre Unempfindlichkeit könnte ihn wohl gar zu Unternehmungen bringen, welche noch zweifelster wären. Da der Tod der Liebhaber bey der Härteigkeit ihrer Gebieterinn seit undenklichen Zeiten aus der Mode gekommen ist, so könnte er wohl noch etwas gefährlicheres unternehmen, und sich einbilden, daß Sie vielleicht durch Gedichte zu bezwingen wären. Er könnte gar ein Poet werden. Er könnte Elegien an Sie machen. Was brächten sie nicht für ein Unglück über Deutschland? Denn er würde sichs vielleicht nicht vorgenommen haben, über Sie triumphiren zu wollen, wenn Sie ihm gestanden, daß ihr Herz schon von einem andern Anbeter

beter gerührt worden wäre, und ihm alle Beweise davon gegeben hätten, und ein Frauenzimmer hat diese Beweise in ihrer Gewalt. O werden Sie ja recht aufrichtig, damit Sie nicht eine schwere Sünde zu verbeten bekommen. Doch sollten ja meine Vorstellungen bey Ihnen nicht zum Durchbruch kommen können, so belehren Sie mich eines andern. Mein Herz hat zwar Lust, seiner Angelegenheiten wegen einige Fragen an Sie zu thun, da Sie mir aber einen so grossen Verdacht wider ihre Offenherzigkeit beigebracht haben, so würde ihre Antwort, sie möchte ausfallen, wie sie wollte, meiner Ruhe nachtheilig seyn. Wäre sie seinen Wünschen gemäß; so müßte ich mich betrüben; wäre sie ihnen zuwider, so möchte ich mir allzuviel schmeicheln. Ich will aber diese Fragen noch verschieben, biß Sie mir aufrichtig gestehen, ob Sie ihre Augen so, wie ihre Zunge, in ihrer Gewalt haben. Ich bin,

Artige Iris!

Ihr zärtlichster Freund,
Damon.

Folgendes Schreiben, so bey dem Verleger abgegeben worden, mag den noch übrigen Raum anfüllen.

Mein Herr!

Ihr vertrauter Umgang mit Ihrem Schutzgeiste ertheilet Ihnen verschiedene Vorzüge, welche unstreitig verdienen bemerkt zu werden. Keiner unter allen aber reizet mich mehr zum Neide, als die Glückseligkeit, daß Sie künftige Dinge vorher wissen können. Wie ungemein würde es mir bey meiner Lebensart zu statten kommen, könnte ich, wie Sie, dieses Glückes theilhaftig seyn. Sie werden mir hierinnen Recht geben, wenn ich Ihnen gesagt habe, daß ich mich beständig in Gesellschaft von Frauenzimmern befinde,
und

und daß ich an meinem Daseyn zweifeln würde, so bald ich dieses Umganges beraubet wäre. Urtheilen Sie nun, wie nützlich es mir wäre, wenn ich einem artigen Kinde von zwölf Jahren das Jahr ihrer Hochzeit, und der muntern Frau meines Großvaters Bruder ihr Trauerjahr schon ich vorher sagen könnte? Wenn ich allen Leonoren, Wilhelminen und Gustaven zu entdecken müßte, wie viele Schwüre von einer ewigen Liebe und Treue sie in ihrem Leben erhalten sollten, und wie lange es dauern würde, daß diese Verpflichtungen sich in Menneide verwandelten? Wenn ich bei einer Ausfahrt auf unserm Alster meinen schönen Begleiterinnen die Aufführung des Windes, der Mücken, und der jungen Herren; bei einer Lustreise auf das Land das Verhalten des Wetters, der Pferde und der Wirth; und bei dem Kartenspiele die bevorstehende Beschaffenheit des Glückes im voraus gewiß zu bestimmen fähig wäre? Ich weiß am besten, welche wesentliche Vortheile dieses alles mir zuwege bringen müßte. Haben Sie also die Güte, mein Herr, und empfehlen meine Bitte Ihrem Schutzgeiste. Sie bestehet darinnen, daß ich durch seine Vermittelung zu der Erkenntniß zukünftiger Dinge in diesen Stücken gelangen möge. Wenn mir vielleicht diejenigen Eigenschaften fehlen, welche einen Schutzgeist bewegen können, sich so weit mit mir einzulassen, so bin ich zufrieden, wenn ich meinen Zweck nur durch einen manierlichen Unterbedienten von ihm, oder auch nur durch einen gesellschaftlichen Roboter erreiche. Diese eine Sache kann ich gewiß vorher sagen, daß ich beständig seyn werde,

Mein Herr!

Dero

Vom Hause,
den 24 May 1746.

ergebener Diener,
Jesaias Seigenblatt.

Der Schutzgeist.

Viertes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 2. Juny 1746.



leich nach der grossen Veränderung meiner Umstände hatte sich mein Herz eine Tugend ausgedacht, welche meinem Verdrusse gemäss, und von einem Menschen, welcher von der Welt wider alles Recht beleidigt

worden zu seyn glaubt, eine Linderung seines Grammes abgeben konnte. Meine falschen Freunde hatten mich hintergangen, und die Absicht aller ihrer Schmeicheleyen und Liebkosungen war mein Untergang gewesen. Unter diesem Unglücke, das mir begegnete, mußte auf gewisse Weise, die ganze Welt leiden. Alle Handlungen der Menschen, wenn sie auch das vortheilhafteste Ansehen hatten, schienen mir unverantwortliche Absichten zu verbergen, und nach diesem ungerechten Vorurtheile waren mir alle ihre Thaten laster. Ich verlangte von den Menschen, daß sie die Tugend einzig und allein in der Absicht, eine löbliche That verrichtet zu haben, ausüben sollten. Ich entdeckte bald, daß eine so heroische Absicht in der Welt selten, wo nicht gar, unmöglich wäre, und wenn ich nicht allzusehr für mich eingenommen gewesen, so hätte ich solches leicht an mir selbst wahrnehmen können. Die gleichgültigen Handlungen der Menschen waren in meinen Augen Fehler, und wo ich nichts als eine menschliche Schwachheit sehen sollte, sah ich ein Verbrechen. Die Verachtung der Menschen war die erste Folge dieser strengen Meinung von der Tugend, und in kurzer Zeit wurde ich der Welt gehässig und verhasst. Die ersten Bemühungen

D meines

meines Schutzgeistes nach seiner Erscheinung gingen dahin, mir diese rauhe Tugend abzugewöhnen, und mir eine Tugend beizubringen, welche gesitteter und artiger wäre. Ich will mir also wieder Mühe geben, andre, welche aus andern Ursachen mit gleichen Vorurtheilen behaftet sind, davon zu befreien.

Eine Tugend, welche ohne alle Unvollkommenheit seyn soll, ist immer eine Einbildung eitler, oder mißsüchtiger, oder beleidigter, oder alter Leute. Menschen, welche so rauhe Begriffe von der Tugend haben, müsse alle Menschen fliehen, und zur Vergeltung wieder von allen Menschen geflohen werden. Wenn alle Fehler und Schwachheiten der Menschen unerleidllich seyn sollen, so muß ihr Gesichte immer in finstern Künzeln liegen. Denn wo werden sie Menschen finden, an denen nichts auszufehen ist?

Man untersuche nur die Eigenschaften der wahren Tugend, so wird man sehen, daß eine allzu strenge Tugend nicht von der rechten Art sey. Eine der vornehmsten Eigenschaften der Tugend muß diese seyn, daß sie nicht in demjenigen, welcher sie besitzt, eingeschlossen bleibe, sondern sich unter so viele Menschen, als nur möglich ist, vertheile und ausbreite. Männer, welche mit wahren Verdiensten geschmückt sind, müssen es durch ihr Beyspiel so weit bringen können, daß andre mit der Zeit gleiche Verdienste, oft im gleichen, und oft im ungleichen Grade erlangen mögen. Ein Heraclit, welcher die Augen immer voll Thränen über die Thorheiten der Menschen haben wollte, würde ihr mehr schaden, als nützen. Eine Tugend, die immer verdrüsslich aussieht, und über eine jede Schwachheit der Menschen murrische Scheltworte unter einer gerumpften Nase hervormurmelt, ist eines von den leichtesten Mittel, die Menschen zu Feinden der Tugend zu machen, weil sich doch diese gemeiniglich unter einer einnehmenden Gestalt zeigen. Die Freunde einer so rauhen Tugend kommen mir nicht anders als die Dragoner vor, welche die Hugo-

noten

noten in Frankreich mit dem Pistole in der Hand von ihren Irthümern bekehren sollten. Feuer und Schwerdt haben einer Religion wenig rechtschaffene Anhänger verschafft, und die Tugendhaften, welche gegen alle Thorheiten der Menschen mit der größten Schärfe verfahren, haben mit solchen gewaltsamen Bekehrern ein gleiches Schicksal.

Seitdem ich überzeugt bin, daß die wahre Tugend gesittet seyn müsse, ist die Weisheit der Stoiker in meinen Augen Thorheit. Sie verlangten, daß alle Handlungen eines Menschen grosse Thaten seyn sollten, wenn er den Namen eines weisen Mannes verdienen wollte. Die geringste Schwachheit, zu welcher ihn seine Leidenschaften etwa verleiteten, brachte ihn ihrer Meinung nach um diesen Namen? Verdient wohl Cato, welchen sie so sehr erheben, den Ruhm eines weisen Mannes, wenn man so strenge Meinungen von der Tugend zu setzen machen will, nach welchen er gerichtet werden soll? Eine jede Handlung, die so wenig eine Tugend, als ein Laster war, schändete schon nach ihren Begriffen einen rechtschaffnen Mann. Ihr Aeusserliches war ernsthaft und finster. Ihre Augen führten mit allen Thorheiten, die ihnen begegneten, Krieg. Allein mein Schutzgeist, welcher sie zu ihren Zeiten besonders gekannt hat, hat mich oft versichert, daß die meisten Stoiker in ihrem Herzen weniger tugendhaft, und dem Verstande nach thörichter als andre Menschen gewesen wären.

Unter die Erfinder einer allzustrengen Tugend, welche leicht in eine Feindschaft gegen alle Menschen ausarten kann, habe ich die Eitelkeit der Menschen gezählt. Man untersuche nur die Freunde einer solchen Tugend, welche uns aus den vorrigen Zeiten gerühmt werden, so wird man finden, daß sie die hochmüthigsten Geschöpfe gewesen sind. Hat man nicht den Stoikern zu allen Zeiten die bittersten Vorwürfe wegen ihrer Eitelkeit gemacht? Der Stolz der Menschen ist so sinnreich, daß er sich auch aus der Schande des menschlichen Geschlechtes eine Ehre machen kann. Die Vorstellung von dem allge-
meinen

nur einen Verderben wird oft für eine thörichte Eigenliebe die größte Schmeicheley. Solche neue Stoiker, welche fast in allen Menschen Verbrecher antreffen, möchten die Welt gar zu gern bereben, daß sie von den Lastern und Thorheiten gang frey wären, weil sie dieselben überall wahrnehmen, und mit einem gerunzelten Gesichte bestrafen. Sie möchten für die einzigen gern angesehen werden, welche unter den Menschen der Erde noch Ehre machten. Sie beschimpfen das menschliche Geschlecht darum, damit sich dasselbe auf sie etwas einbilden soll. Allein sind sie nicht solchen Frauenzimmern ähnlich, welche die Aufmerksamkeit der Welt auf die Reizungen ihrer Person dadurch zu erzwingen suchen, daß sie an allen andern Schönheiten Fehler und Flecken entdecken, und aus Furcht, daß man sie nicht bemerken möge, sich Mühe geben, die Vorzüge anderer Schönen ins Vergessen zu bringen. Wie diese unfreundlichen Schönen aus einer jeden Reizung, welche sie nicht besitzen, schon auf eine künstliche Art ein Maal der Häßlichkeit zu machen wissen, so können die ihnen ähnlichen Menschenfeinde die Kunst, eine jede Tugend eines andern Menschen so anzusehen und vorzustellen, daß sie eine Schwachheit, wo nicht gar ein Laster zu seyn scheint. Allein sie haben mit den unfreundlichen Schönen auch ein gleiches Schicksal. Die Welt rächt sich mit der Verachtung an ihnen, mit welcher sie ihr begegnen. Gesezt, daß sie wirkliche Vorzüge vor andern Menschen besitzen, so verschließt die Welt ihre Augen eben so vor denselben, als sie vor den Vollkommenheiten ihrer Nebenmenschen thun. Wie thöricht ist doch die Eitelkeit, welche Mittel zur Erlangung der Hochachtung des menschlichen Geschlechtes erwählt, welche eben die leichtesten Mittel zum Verluste derselben sind.

Wie bey vielen Menschen die verschiedene Beschaffenheit des Blutes die vornehmste Ursache ihrer guten Handlungen, oder ihrer Ausschweifungen ist, so macht auch bey vielen ein dickes Blut ihre Tugend unfreundlich und mürrisch. Solche Menschen, welche die Trägheit des Blutes zur Schwerinnigkeit geneigt macht, finden an allen Gegenständen

den Umständen Ursache zum Verdrusse. Ihre liebste Beschäftigung ist das Seuffzen. Aber warum seuffzen sie? Sollten sie ohne Ursache klagen? Sollten sie ihren eigensinnigen Verdruss selbst ihrem schwarzen Blute zuschreiben? Der erbarste Vorwand, mit welchem sie ihre immerwährende Traurigkeit beschönigen können, ist die verdorbne Welt. Mit solchen Tugendhaften, die ihr schwarzes Blut zu mütterlichen Stoßern macht, muß man Mitleiden haben. Man verdamme nur ihr Blut, so wird gleich die ganze Welt ein besseres Ansehen in ihren Augen bekommen, wenn nicht ein böshaftes und eitles Herz mit ihrem Blute gemeinschaftlich an ihrer Feindschaft gegen die Welt schuld ist. Die allgemeine Untugend, die sie vorher beklagt zu haben glauben, wird verschwinden. Alle Menschen werden ihnen sodann tugendhafter und liebenswürdiger vorkommen.

Man hat es an meinem Beispiele gesehen, zu welchen Auschweifungen beleidigte Menschen gebracht werden können. Beleidigungen einzelner Personen sehen wir leicht für Beleidigungen der ganzen Welt an. Die ganze Welt muß also auch unsre Rache empfinden. Es ist natürlich, daß wir unsre Feinde nicht vergöttern, sondern sie vielmehr mit den häßlichsten Farben abbilden. Feinden will man keine Ehrfurcht schuldig seyn. Unsren rachsüchtigen Vorfahren entweicht also keine Untugend der Menschen, und wir sehen ents weder ihre Tugenden nicht, oder wir wissen sie schon so zu verkleinern, daß sie von den Lastern nicht weit unterschieden sind. Doch wir wollen auch besser seyn, als unsre Feinde. Dazu verß unsre Engländer bald Rath zu schaffen. Sie erfindet eine solche strenge Tugend, von welcher sie weiß, daß die Menschen dieselbe auszuüben, keine sonderliche Lust haben werden. Die Menschen üben also diese Tugend nicht aus. Nunmehr sind alle Menschen lasterhaft; nunmehr ist man berechtigt, sie zu hassen. Doch laßt uns nur die Welt eine Sühnethuung für ihre Beleidigungen verschaffen, die unsre Engländer befriedigt, so wird man von dieser Strenge nachlassen, und von ihr die Ausübung einer Tugend nicht mehr fordern, welche wir selbst im Ernste nicht ausüben werden.

Es ist ein gemeiner Vorwurf, welcher alten Leuten gemacht wird, daß sie nämlich mit der Tugend der Welt so gar unzufrieden sind. Das Alter an sich selbst trägt nichts dazu bey; ihre Unzufriedenheit entsteht bald von der Schwachheit, von welcher gewöhnlich das Alter begleitet wird, bald aus den Vorurtheilen, die den Alten immer anhängen. Theron ist ein Greis, welchen nunmehr das Leben zur Last ist, weil er wegen seiner stumpfen und abgenügten Sinne kein Vergnügen mehr in dieser Welt findet. Sein Leben ist ein Streben von gleichgültigen Handlungen, welche weder

sonderliche Tugenden, noch Laster sind. Er hat von seinen Vorfahren gehört, daß man das Alter ehren müsse. Man verachtet ihn nicht; allein man erweist ihm auch keine Ehre, weil er unter die alltäglichen Leute gehört, die sich durch nichts von andern unterscheiden. Er ist verdrießlich; es fällt ihm aber nicht ein, daß er nicht verdrießlich seyn würde, wenn er nicht alt wäre. Er schmeichelt sich selbst, daß er gewiß nicht murrig seyn würde, wenn sich nur nicht die Welt von Tage zu Tage mehr verschlimmerte. Er glaubt, tugendhafter zu seyn, als andre, weil er älter ist. Theron weiß tausend Anekdoten von der menschlichen Bosheit zu erzählen, die er alle erlebt haben will. Er sähe es nicht gerne, wenn man glaube, daß wenig Tugend in der Welt wäre, damit man über ihn ersäunen soll, daß er so lange in der Welt leben können, ohne von der Seuche der Laster angesteckt zu werden. Es ist ihm eine jede Tugend verdächtig, welche er an denen wahrnimmt, die keine grauen Haare tragen. Unterdessen ist doch sein größter Beweis von dem Verderben der Welt die Gleichgültigkeit, welche sie gegen ihn hat. Theron würde gewiß mit der Tugend der Welt mehr zufrieden seyn, wenn er selbst mehr große und edle Handlungen verrichtet hätte, damit er mit Recht Anspruch auf die Ehrfurcht der Welt machen könnte.

Es giebt gewisse Greise, die, wenn sie das Vergnügen der Sünde lange genug genossen haben, endlich denken, daß es Zeit sey, tugendhaft zu werden. Sie bereuen ihren vorigen Ausschweifungen, und selten kommt ihre Reue aus einem ganz veränderten Herzen. Sie wollen die kurze Dauer, die ihre Tugend noch haben kann, durch die Strenge und Unfreundlichkeit derselben ersetzen. Wie sie in der Bosheit ausgeschweift haben, so schwenken sie nunmehr in der Frömmigkeit aus. Es ist ein großer Trost für eine bekümmerte und zerknirschte Eigenliche, wenn man nicht der einzige ist, welcher sich die Laster gefallen lassen, und der Trost ist um so viel größer, je größer die Gesellschaft ist, mit welcher man an den Ausschweifungen ein Vergnügen gefunden hat. Sie erinnern sich also an ihre Gefährten auf dem Wege der Laster, um sie zu hassen, und bald kommt es ihnen vor, als wenn die ganze Welt mit ihnen gesündigt habe. Sie haben ihre Fehltritte bereut; allein ist wohl mit ihnen die ganze Welt von dem Wege des Verderbens, wie sie in ihrem Alter reden, umkehrte? Da sie das Gegenheil sehen, so haben sie wohl Ursache, über den Mangel der Tugend in der Welt zu kufzen. Sie sind von der Sünde verlassen worden, und sie wissen sich deswegen nicht grausamer an ihr zu rächen, als wenn sie dieselbe an allen andern Menschen verfolgen. Diese unbarmherzige Verfolgung trifft oft nicht allein Fehler und offenkundige Bosheiten, sondern auch unschuldige Handlungen und

Burgard

Vergnügungen. Allein man lachte über solche Gerichte, weil es uns allzu oft eingetroffen, daß sich die Sänder nicht in wirkliche Fromme, sondern in Heuchler und Herrenhüter verwandelt haben.

Doch alle diese stolzen, muthwilligen, beleidigten und alten Timonen, welche die meiste Zeit nicht die Laster, wie sie vorgeben, sondern die Menschen hassen, sind nicht die einzigen, welche aus einer allzu strengen Meinung von der Tugend Menschenfeinde werden. Es giebt Menschen, welche die Tugend wirklich lieben, sich aber aus der Zahl der Tugenden nur eine herausheben, auf deren Ausübung sie sich besonders legen. So bald sie diese ihre Schoosstugend nicht an allen Menschen, und nicht im gleichen Grade an ihnen, in welchem sie dieselbe besitzen, antreffen, so bald erklären sie gleich alle Menschen für Verbrecher, die ihres Hasses werth sind. Ein Offenherziger verlangt, daß alle Menschen so offenherzig seyn sollen, als er ist. Oft werden die Menschen durch seine Offenherzigkeit, die zuweilen unzeitig und unbequem angebracht ist, beleidigt, und oft betrogen sie ihn. So gleich hält der Offenherzige alle Menschen für Feinde der Nüchternheit und Tugend, und begegnet ihnen, wie sie es ihm zu verdienen scheinen. Allein wenn nur diese Tugendhaften überlegten, daß man nicht eine Tugend allein, sondern alle Tugenden auszuüben suchen mußte. Derjenige verdient den Ruhm eines grossen Dichters nicht, welcher gewisse einzelne Schönheiten der Dichtkunst in seiner Gewalt hat, und andre, welche ihre Gedichte mit denselben nicht ausschmücken können, deswegen übersieht, und verachtet, sondern derjenige, dessen Gedichte, wo nicht durch alle, doch durch die meisten Schönheiten der Poesie erhöht werden, und welcher andre Dichter, die nicht so groß als er sind, doch nicht verachtet, und ihnen den Namen der Dichter läßt. Eben so muß ein Tugendhafter alle Tugenden zu vereinigten suchen, und er bey seiner Aufführung allezeit zum Voraus sehen, daß die Keuschheit, die Sanftmuth, die Gerechtigkeit und die Artigkeit nicht den untersten Rang in der Reihe der Tugenden haben.

Alceste ist ein Menschenfeind aus einer Liebe zur Tugend, die durch das Vorurtheil, daß man sich aller derer Laster und Schwachheiten theilhaftig mache, welche man nicht auf das strengste verfolgt, für die Welt unbrauchbarer wird, als sie ohne dasselbe seyn würde. Er befreit sich beständig, sich keinen Fehler nachzusehen. Eine von seinen vornehmsten Beschäftigungen ist diese gewesen, die Lasterhaften und Thoren kennen zu lernen, damit er von ihnen nicht verführt werden könnte. Dieses hat gemacht, daß er nicht nur gegen die Laster, sondern auch gegen die Person eines Lasterhaften hart und streng ist. Er bestraft alle Menschen, die er kennt, wegen ihrem Thorheiten und Fehltritten. Er sagt der alten Clelia ohne Umschweife, daß

ſie eine Rätin iſt, da ſie ſich durch die Schminke, und durch ſtrotzende bunte Kleider verſingen will. Baldus hat es oft von ihm gehört, daß er ein gewiſſenloſer Betrüger iſt, weil er die ihm anvertrauten Mündel die Verachtung des eiteln Reichthumes dadurch lehren will, daß er ſie in beſter Form des Rechts arm zu machen ſucht. Allein Alceſt macht durch ſeine beſtändigen Vorwürfe, mit welchen er die Laſterhaften verfolgt, die Menſchen nicht redlicher, gewiſſenhafter und edler. Er führt mit den Laſtern einen allzu offenbaren Krieg. Die Laſter können vor ſeinen Anfällen auf ihrer Hut ſeyn, weil ſeine Angriffe nicht verborgen ſind. Sie können ſeinen Bemühungen den Stolz, den Eigennuß, und die Vorſtellung der Menſchen entgegen ſetzen. Seine öffentlichen Verfolgungen der menſchlichen Thorheiten machen oft, daß die Laſterhaften ihre Bosheit dadurch noch vergrößern, daß ſie, um ihn zu hintergehen, die Larve der Tugend annehmen, und dadurch der Tugend deſto mehr Schaden zuſügen.

Wie unterſchieden iſt nicht von ihm ſein Freund, Philint, welchem er oft ſeine Freundschaft aufſagen wollen, weil er ein Freund des ganzen menſchlichen Geſchlechtes iſt. Wie leutſelig und ſanftmüthig begegnet er nicht allen Menſchen. Er wird denen Anechten der ſchändlichſten Begierden nicht ähnlich, welche ſich ſo auf die Laſter anderer Menſchen erzürnen, daß es ſcheint, als ob ſie dieſelben darum beneiden, und Böſewichter, die ſie doch am liebſten nachahmen, am härteſten beſtrafen. Er braucht eine ſolche Nachſicht gegen andre Menſchen, als wenn er ſelbſt alle Tage die größten Ausſchweifungen begienge, und enthält ſich ſo ſehr von allen Ausſchweifungen, als wenn er gegen keinen Menſchen die geringſte Nachſicht brauchte. Er verzeiht ſich nichts, und verzeiht doch ſelbſt demjenigen keine Schwachheiten, der keinem etwas, als ſich ſelbſt allein verzeiht. Er wirft ſich zu keinem allgemeinen Verbeſſerer des menſchlichen Geſchlechtes auf, und ſucht die Menſchen gleichſam nur unter der Hand zu beſſern. Er macht keinem, wegen ſeiner Ausſchweifungen eher bittere Vorwürfe, als bis er gewiß verſichert iſt, daß er durch dieſelben nicht noch mehr von der Tugend abgeſchreckt werden wird. Das Laſter und die Thorheit können nicht ſo ſehr vor ſeinen Bemühungen, ihrem Reiche zu ſchaden, auf der Hut ſeyn, weil er ſeine Anfälle verbirgt, und dem äußerlichen Scheine nach ganz friedfertig gegen ſie zu ſeyn ſcheint. Diejenigen, die die Ausſchweifungen lieben, verlieren in ſeiner tugendhaften und angenehmen Geſellſchaft unvermerkt, und nach und nach den Geſchmack an denſelben, und verlieren, laſterhaft zu ſeyn, ohne daß ſie ſolches Willens ſind. Wer bereitet das Reich der Tugend mehr aus, Philint oder Alceſt? Wen ſollen von rechts wegen die Tugendhaften in ihrer Aufführung gegen andre Menſchen nachahmen?

Der Schutzgeist.

Fünftes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 9 Juny 1746.



eine Drohungen haben bey der artigen Iris den gewünschten Eindruck gehabt. Sie hat mir die Antwort auf den Brief ihres Damons zugeschickt, und mich ersuchen lassen ihren Namen zu verschweigen. Ich theile ihre Antwort also meinen Lesern unverändert mit.

Mein Herr!

Können Sie es glauben, daß mich Ihre Vorstellungen so bald der Gefahr entrisßen haben, länger eine Rejzerin zu seyn? Werden Sie aus meiner Bemühung, die ich anwenden will, diesen schrecklichen Namen zu vermeiden, wohl erkennen, daß ich Ihre neuen Grundsätze von der Artigkeit billige, die Sie auf eine so gute Art verrothen haben? Ich will nunmehr anfangen recht als ein artiges Frauenzimmer zu leben. Kommen Sie nur bald zu mir, und erstaunen Sie über die grosse Veränderung, welche mit meinem Zimmer vorgegangen ist. Meine Schwester, welcher die grosse Zuneigung, so ich zu denen Büchern gehabt, längst verdrüsslich gewesen, hat mir bey der Auszierung des Nachtrisches treulich geholfen. Der Spiegel, das Kräuselisen, die Puderschachtel, einige Bo-

E

gen

gen Papier zu Papillotten, der Pubermantel, eine große Menge schöner Bänder und Spitzen, verschiedene Garnituren der besten Edelsteine geben demselben ein vortrefliches Ansehen. Von der erstaunenden Wirkung eines kostbaren Waschwassers, welches sich zu meinen täglichen Gebrauch auch darauf befindet, soll mir mein Spiegel die sicherste Nachricht ertheilen. Zu denen Elegien und Briefen, welche die jungen Herren an mich schreiben werden, habe ich auf der rechten Seite des Tisches, gleich neben den Ort wo das Kohlfuer stehen soll, einigen Platz gelassen. Bilden Sie sich ja nicht ein, noch einige von meinen ehemaligen Büchern zu finden. Meine Schwester hat keines als die Geschichte der Pamela, bloß weil sie von einer Person unseres Geschlechts geschrieben ist, liegen lassen. Weil aber diese Geschichtsschreiberin eher einen öffentlichen Lehrer der Moral, als einen Frauenzimmer ähnlich ist; so hat sie alle Blätter zu den Verhältniß einiger Schminkpflasterchen gemacht, um der guten Pamela hierdurch einiger massen die Gestalt eines Frauenzimmers wieder zu geben. Wie gefällt Ihnen der Auspuß meines Nachttisches? Wissen sie aber auch wie ich die Zeit anwenden will? Meinen Spiegel, welchen ich sonst den ganzen Tag kaum einige Augenblicke angesehen habe, will ich nunmehr die meiste Zeit widmen. Auf die Ankleidung vor den Nachttische muß ich viele Stunden wenden. Wie angenehm werden nicht die Stunden vergehen, da ich zum Fenster hinaussehen, und die Vorbeigehenden beurtheilen werde? Der Nachmittag soll mir in einer Gesellschaft artiger Frauenzimmer und junger Herren gewiß nicht lang werden. Das Wetter, die Mode, der Kopfschuß, die Kleider, geben Gelegenheit genug sich vergnügt zu unterhalten, und wenn wir vollends unserer abwesenden Bekannten gedenken wollen, mit was vor einer guten Art können

können wir nicht scharfsinnig werden, und uns über ihre Fehler lustig machen. Die rührende Abwechslung mit einem Lomberspiele wird machen, daß uns die späte Nacht unvermuthet überreilet. Sehen Sie, mein Herr, die glückliche Wirkung Ihrer Bekehrung? Macht Sie die Vorstellung, daß ich sie niemanden als Ihnen zu danken habe, nicht bereits stolz? Wissen Sie aber wohl, daß es mir schwer fallen wird, die Beschäftigung mit den Büchern gänzlich zu unterlassen. Hassen Sie nicht, daß ich dieses unternehme. Nein, ein artiges Frauenzimmer kann mit gutem Gewissen an dem Nachttische lesen. Ein würdiger junger Herr hat mir verschiedene Romane gerühmt, welche ausnehmend vergnügen, und die artigsten Leute noch artiger machen können. Ich will mir also ehesten die geheime Geschichte von Burgund anschaffen, und es wird mir nicht übel zu nehmen seyn, wenn ich gegen die sinnreichen Schriften eines Frauenzimmers, gegen die geheime Geschichte der Königin von Navarra, welche wir dem sinnreichen Geiste einer Mademoiselle de la Jaroe, zu danken haben, alle ihre Werke des Mouspi, des Marivaux, des Prevot, und wie alle ihre Romanensreiber heißen, aus denen sie sonst so viel Wesens gemacht, verachte. Denn ich will mir Mühe geben, auch so gar die Namen dieser Schriftsteller zu vergessen. Ich sehe nunmehr den Unterschied zwischen den entzückenden Ausdrückungen dieser angenehmen Geschichtsschreiberin, und den verdrüßlichen und ernsthaften Sittenlehren eines Prevot vollkommen ein. Ach wie habe ich doch sonst so viel Zeit verliessen können! Jetzt lerne ich erst den Werth einer gestickten Weste und eines schönen Degenbandes kennen. Nun bekomme ich erst einen Geschmack an den sinnreichen Einfällen der jungen Herren. Aber, mein Herr, warum werfen Sie mir vor, daß ich in Teutsch-

land

land lebe? Wie? ich sollte durch meine Aufführung um meinen guten Namen kommen? Glauben Sie dieses nur nicht. Ich will mich künftig durch die Nachahmung aller Französischen Moden, einer Französin ähnlich, bei meinen Landesleuten aber angenehm und bewundernswert machen. Haben nicht einige Französinen Verse gemacht? Meynen Sie, daß ich es nicht auch ohne Verlust meines guten Namens unternehmen könnte? Entsinnen Sie sich wohl, mein Herr, daß Sie noch vor kurzem mein Lehrmeister in der Dichtkunst gewesen sind? Ich merke zwar aus Ihren Vorwürfen, daß Sie Ihres Amtes überdrüssig worden. Wie? Sie sagen Nein darzu? Sie hoffen nunmehr das Amt eines Lehrmeisters recht glücklich zu verwalten, weil ich bereits anfangs Ihre mir gegebenen Sittenlehren so vollkommen auszuüben. Gut, Sie sollen mein Lehrer bleiben. Wissen Sie aber, daß ich lauter galante Verse machen will. Morgen will ich die Ziertrahen der Stücker in ein poetisches Register bringen, und Arien will ich machen, von welchen die Anfangs-Buchstaben einer jeden Zeile den Namen der Personen, die ich lieben will, enthalten sollen. Ich will Verse machen, in welche ich solche Töne bringen will, die mit dem Welken meines Schooschündgens, Bellins, welches mir schon manche einsame Stunde des Tages verkürzt, eine genaue Aehnlichkeit haben sollen. Kommen Sie ja zu mir, daß Sie diese Gedichte recht bewundern können. Erstaunen Sie nur nicht, daß ich meine vorige Bescheidenheit vergessen habe. Ich kann doch wohl so viel Eigenliebe als andere besitzen, und die Schmeicheleyen, welche man mir vorsagt, als gerechte Wirkungen meiner Verdienste ansehen. Wissen Sie aber auch, mein Herr, daß Sie, wenn Sie zu mir wollen, in einer neu gekräuselten Peruque, einer goldenen Weste, und ob es gleich regnet, Wetter ist, dennoch

dennoch in weissen seidenen Strümpfen erscheinen müssen. Vergessen Sie ja ihre Uhr nicht, sonst wird meine Hochachtung gegen Sie um einen grossen Theil vermindert werden. Ich besinne mich noch auf ein nöthiges Stück. Werden Sie auch eine Tobatiere bey sich haben? Ich weiss wohl, daß Sie gar keinen Toback nehmen. Folgen Sie meinen wohlgedeynten Rath, und gehen gleich von dieser so wenig galanten Gewohnheit ab. Bedenken Sie selbst, wie können Sie mir ihre weisse Hand, und ihre schönen Manschetten besser zeigen, als wenn Sie mir Toback anbieten. Bey den geschickten Auf- und Zumachen der Dose, werde ich Ihre artigen Mienen, und Ihre geschickte Stellung vollkommen bewundern können. Erkennen Sie diesen Vortheil. Kommen Sie ja nicht mehr ohne dieselbe zu mir, sonst ist es mir unmöglich, länger Ihre Schülerinn zu seyn. Jetzt will ich gleich diesen Namen ein wenig ablegen, um Ihnen, mein Herr, einige Vorwürfe zu machen. Wir leben in Teutschland, und ich wette, daß Sie es auf einige Augenblicke vergessen haben. Fragen Sie warum? Bedenken Sie es, Sie werden gar ein Gewissenstath. Wie gefährlich kommen Sie mir vor! Sie bemühen sich das Geheimniß meines Herzens zu erforschen, und was das schlimmste ist, meinen Meinungen von der Vorstellung, weil sie nicht neu sind, zu verwerfen. Nein schmeicheln Sie sich nicht, daß ich von dieser Meinung abgehe. Würde ich mich nicht durch meine unnöthige Aufrichtigkeit bey der artigen Welt lächerlich machen. Gesezt, daß sich der Fall mit einem jungen Herren jutragen sollte, und ich würde von seiner Artigkeit nicht gerührt, weil ich bereits von einen andern eingenommen wäre, sollte ich wohl so einfältig seyn, daß ich ihm solches gestehen würde? Nein, er mag über meine Härte staunen, er mag über meine Unempfindlichkeit verzweifeln; vielleicht

vielleicht stirbt einmal einer, und das möchte ich gerne erleben. Jedermann wird meine Strenge bewundern. Wenn er nur kein Poet wird, weil er mir alsdenn sehr gefährlich werden könnte. Doch auch dann wollte ich mir Gewalt anthun; ich wollte seine Gedichte nicht lesen; dadurch hoffte ich aller Gefahr glücklich zu entgehen. Mein Vaterland ginge mir zwar nahe, daß ich es mit einem solchen Dichter bestraf: sehen sollte, aber vielleicht wird man ihn unter der grossen Menge der Poeten nicht bemerken. Erkennen Sie nunmehr, mein Herr, die Richtigkeit meiner Meinungen aus der Widerlegung ihrer Beweise? Aber warum will Ihr Herz einige Fragen an mich thun, da Sie doch an meiner Aufrichtigkeit zweifeln? Lassen Sie sich rather, die Geheimnisse meines Herzens zu entdecken, wenn Sie meine Meinungen vor gefährlich halten; denn in solchem Falle wird meine Antwort allezeit Ihrer Ruhe nachtheilig seyn. Ich will gleich vor den Spiegel gehen, um zu sehen, ob ich die Augen recht in meiner Gewalt habe. Wenn Sie zu mir kommen, sollen Sie selbst den Ausspruch thun. Nehmen Sie sich aber in Acht, ich werde heute mörderische Mienen annehmen. Ich bin

Mein Herr!

Ihre ergebenste Dienerin

Iris.

Nach:

Nachrichten vom Aniel.

Der heutige Tag würde so wohl für die Herzen der Schönen, als der Personen von unserm Geschlechte sehr gefährlich werden, wenn sie nicht gewarnt würden, gegen die Anfälle einer Zuhlerin, und eines Stuhlers auf guter Hut zu seyn. Joconde, einer von den vornehmsten Bürgern unsrer Stadt, wird heute auf Siege und Eroberungen ausgehen. Ein Schneider hat ihr mit einem neuen kostbaren Kleide neue Reizungen fertig gemacht. Sie sitzt jetzt vor ihrem Nachttische, und bewundert vor dem größten Spiegel, welcher hier zu finden ist, ihre Gestalt. Sie denkt jetzt, wie alle Frauenzimmer in der Gesellschaft, wo sie heute aufgehen wird, von ihr verdunkelt, und sie allein von den begierigen Blicken unsers Geschlechtes erhoben werden wird. Sie schmeichelt sich mit der angenehmen Hoffnung, daß zum wenigsten vier vornehme Frauenzimmer vor Verdruss, daß sie das neue reiche Kleid, welches Joconde zum erstenmale tragen wird, noch nicht getragen haben, aus der Gesellschaft verschwinden, und auf einige Tage krank werden sollen. Sie hofft, daß ihr kein Herz von den Personen unsers Geschlechtes enttrinnen soll. Sie lächelt jetzt: mit diesem Lächeln will sie den jungen Blond, welcher sich selbst nur gefällt, erheben, und überwinden. Zehn andre gedenkt sie durch die Blicke ihrer Augen zu tödten. Sie hat sich vorgenommen, alle Arten von Waffen wider die jungen Herren zu gebrauchen. Von diesem will sie Toback nehmen, und einem andern will sie mit dem Fächer winken, den lärmenden Oront soll ein unbefonnenes Gelächter schlagen. Sie bildet sich gewiß ein, daß in jeder Strasse, durch welche sie fahren wird, einige zum wenigsten verwundet und sterben werden. Zu merken ist, daß sie, ehe

sie sich in die angelegte Gesellschaft begiebt, viele Umschweife durch die Stadt nehmen wird.

Narciss, ein Stutzer, wird heute auch in einem neuen Kleide von einem ganz neuen und besondern Schnitte erscheinen. Damit unsre Schönen an dem Siege, den sie, wenn sie ihn sehen, dennoch über sich erhalten sollen, desto mehr Antheil haben mögen, so will Amiel die neue Gestalt des Kleides nicht beschreiben. Narciss hat heute schon um neun Uhr vor seinem Spiegel gesessen, und über seinen Bedienten wohl zehnmal geflucht, daß er eine von den linken Loken dicker, als die auf der rechten Schläfe gemacht hat. Er lernt ist ein Register neuer Französischer Flüche auswendig, zu welchem er, wenn er sie sagen soll, wohl eine halbe Viertelstunde Zeit brauchen muß. Durch Hülfe dieser Flüche hofft er gegen den Abend im Stande zu seyn, sich seinen Triumph über die Schönen, zu welchen er kommen wird, zu Nutzen zu machen, und sie zum wenigsten küssen zu dürfen.



Der Schußgeist.

Sechstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 16 Juny 1746.



ie Vorsicht, welche alle Vollkommenheiten in der Welt mit der Kunst des weisesten Baumeisters so wohl angebracht hat, daß eine durch die andre erhöht werden muß, hat durch die wunderbare Austheilung des Verstandes unter die Menschen ihre Weißheit ungemein verherrlicht. Allein die meisten Menschen sind mit dieser Austheilung unzufrieden. Einige, die auf ihren Verstand stolz sind, und sehen müssen, daß andre eben so viel Verstand haben, als sie, wünschen, daß alle andre Menschen denselben in einem geringern Maas empfangen haben möchten. Andre, welche wohl einsehen, daß sie am Verstande wenig andern Menschen bekommen, beschuldigen das Schicksal einer Ungerechtigkeit. Und gleichwohl haben alle Menschen so viel Verstand empfangen, daß sie mit demselben zufrieden seyn könnten, wenn sie ihn nur gehörig zu nutzen wüßten.

Die Bedeutung dieses Wortes ist durch die verschiednen Begriffe vom Verstande sehr vervielfältiget worden. Jede von den unterschiednen Einschränkungen und Richtungen des Verstandes hat sich den Namen, der ihnen allen gemein seyn sollte, ins besondere zugeeignet. Ich will mich deutlicher

deutlicher darüber erklären. Der Verstand überhaupt betrachtet ist eine Fähigkeit, Wahrheiten zu erkennen, und ihnen unter einander den gehörigen Rang anzuweisen. Da die Wahrheiten von verschiedner Gattung sind, so ist die Fähigkeit sie zu erkennen, vieler Einschränkungen fähig. In Frankreich ist eine Zeit gewesen, da niemand Verstand hatte, der nicht von einigen Wahrheiten aus der Naturlehre zu reden wußte. Dieser Verstand blieb nicht immer Mode; er wurde bald von einem andern Verstande vertrieben. Niemand hatte Verstand, der nicht ein Sonnet, eine Elegie, oder ein Trauerspiel beurtheilen oder verfertigen konnte. Nach dem es darinnen jemand hoch gebracht hatte, nach dem besaß er wenig oder viel Verstand. Unter den Deutschen giebt es ist viele, nach deren Begriffen niemand Verstand hat, der nicht von einigen ontologischen und metaphysischen Wahrheiten plaudern kann.

Es giebt Menschen, welche das Vermögen, Wahrheiten zu erkennen, und zu ordnen, über alle andern Fähigkeiten, welche die Natur ihren vernünftigen Geschöpfen verliehen hat, weit hinaus setzen. Niemand ist in ihren Augen groß, und ihrer Aufmerksamkeit werth, der nicht einen grossen und weitläufigen Verstand hat. Wenn ihnen die Austheilung des Verstandes unter die Menschen aufgetragen worden wäre, so sollten sie mehr Verstand bekommen haben, als sie ist besizen. Sie würden sich freylich am besten damit bedacht haben; denn sie würden übel zufrieden seyn, wenn alle Menschen so viel Verstand hätten, als sie: Sie würden sich zum wenigsten den Verstand eines Newtons, oder Leibnizens zugetheilt haben; es würden aber doch alle Menschen grosse Philosophen seyn müssen. Und eben dadurch, wodurch sie sich in ihren Gedanken beweisen, daß sie einen grossen und erhabnen Verstand

stand besitzen, beweisen sie, wie endlich und eingeschränkt er ist.

Man kann die Menschen nach der Größe des Verstandes, den sie von der Natur erhalten haben, vornämlich in drei Gattungen einteilen. Den ersten Rang nehmen diejenigen großen Geister ein, von denen oft in ganzen Jahrhunderten nur einige wenige erscheinen. Diese sind die Männer von den tiefen und weiten Verstande, die bey nahe nur von dem Unendlichen umgrenzt werden, denen die Quellen aller Wahrheiten und Wissenschaften bekannt sind, und die mit ihren Blicken so weit dringen, daß fast keine Geheimnisse der Natur vor ihnen verborgen bleiben können. Ihr Verstand

übersteigt das Ziel erschaffener Geister.

Findt die Natur im Werk, und scheint des Weltbaus Meister.

Er wiegt die innre Kraft, die sich im Körpern regt,
Den einen sinken macht, und den in Kreis bewegt,
Und schlägt die Tafel auf von ewigen Gesetzen
Die die Natur gemacht.

Galler.

Ihr Verstand erzeugt die Weisheit, die uns Gott, und die Natur, die Vollkommenheit unsers Ursprunges, die Quellen unsers Elendes, und die Mittel, dasselbe zu vertilgen, in ihrem ganzen Umfange zeigt. Man sollte glauben, daß diese großen Männer Geister aus einer andern Sphäre wären, die sich zu uns erniedrigten, und in menschlicher Gestalt die Menschen unterrichten wollten. Von diesen großen Lehrern des menschlichen Geschlechtes müssen

müssen diejenigen, welche die andre Gattung ausmachen, kennen. Ich rechne zu dieser Gattung die Menschen von einem gewöhnlichen und gemeinem Verstande. Allein diese Gattung besteht aus unzähligen Ordnungen. Es kommt auf den Fleiß der Menschen an, in eine höhere oder tiefere Ordnung zu kommen. Einige Menschen, welche von der Natur einen ganz gewöhnlichen Verstand erhalten haben, wenden so viel Zeit und Mühe auf die Vergrößerung und Erweiterung desselben, daß sie blöden oder leichtsinnigen Augen mit den grossen Geistern sich zu vermengen scheinen, da scharfe Augen doch leicht entdecken, daß sie nur mit denselben grenzen. Das sicherste Merkmal, durch welches man sie von den grossen Geistern unterscheiden kann, ist wohl vornämlich dieses. Die Männer von dem grossen Verstande, von dem ich vorhin nur einige Züge gezeichnet habe, sind in der Kenntniß, wo nicht aller, doch der meisten Arten von Wahrheiten groß, und sie haben die Wege, auf welchen man zu ihrer Entdeckung kommen kann, erfunden und andern angewiesen. Die Menschen, welche den Verstand, den sie mit andern Menschen gemein haben, doch so sehr erweitern und vergrößern, daß sie fast eben so groß, als jene zu seyn scheinen, schränken entweder denselben nur auf eine Art von Wahrheiten ein, und bringen es in der Kenntniß derselben hoch, oder gehen nur auf denen Wegen fort, die ihnen von jenen vorgezeichnet worden sind. Die unterste der Gattungen, in welche ich die Menschen in Ansehung des Verstandes eingetheilt habe, nehmen diejenigen ein, welche zwar nicht von allem Verstande entblößt sind, doch aber so wenig besitzen, daß sie selbst Leuten vom gewöhnlichen und gemeinen Verstande keinen zu haben scheinen. Man muß merken, daß die Natur den wenigsten Menschen den Verstand in einem so kleinen Grade zugetheilt hat. Die meiste Zeit ist die Erzieh-

hung,

hung, oder die Lebensart schuld daran, daß er sehr eingeschränkt, und endlich ist. Oft wird der Verstand der Menschen durch die Eltern verwahrloset; oft wird er unter den niedrigen Beschäftigungen erstickt, zu denen sie bald von ihrer Neigung getrieben, bald von der Nothwendigkeit und Armuth gendhigt werden. Man sollte nur den Versuch einmal anstellen, und manchen verachteten Landmann von dem Pfluge wegnehmen, und ihn die Zeit und Mühe auf die Verbesserung und Erweiterung seines Verstandes wenden lassen, die so viele Gelehrten auf die Erkenntniß der Wahrheiten wenden, so würde man erstaunen, wenn er in einer weit kürzern Zeit, und mit geringrer Mühe ein größter Philosoph würde, als sie in ihrem ganzen Leben werden können.

Die Natur hat uns nur das Vermögen verliehen, Verstand zu bekommen, welches bald engere bald weitere Schranken hat. Der Verstand, welcher allein ihr Geschenk ist, gleicht den rohen und unbearbeiteten Edelgesteinen, welche gereinigt und geschliffen werden müssen, ehe sie mit ihrem Lichte blenden können. Kein Mensch ist von der Pflicht ausgenommen, den Verstand, den er von der Natur erhalten hat, zu bearbeiten und zu verbessern; sie sind aber darinnen nicht einig, wie weit die Grenzen dieser Pflicht gehen sollen.

Gewisse Leute wissen die Pflicht, daß man seinen Verstand immer vollkommner zu machen suchen müsse. Allein sie scheinen zu vergessen, daß diese Pflicht nicht die einzige ist, die man auszuüben hat, wenn man den Character eines vernünftigen Geschöpfes behaupten will. Sie glauben, alle
Pflichten

Pflichten erfüllt zu haben, wenn sie ihren Geist erweitern; und ihn immer mit einer neuen Kenntniß bereichern. Der ehrlichste Mann, der ohne einen grossen Verstand zu besitzen, oder ohne viele Mühe auf die Vergrößerung desselben zu wenden, die edelsten Handlungen verrichtet, verdient ihre Aufmerksamkeit nicht; hat er das Unglück, daß er in ihren Augen einfältig ist, so lachen sie gewiß über ihn. Allein ein Mann darf nur einen grossen Verstand haben, der sich von den Seelen des Pöbels weit unterscheidet; er mag ein lasterhafter Bösewicht seyn; so läuft er bey ihnen gewiß keine Gefahr, verachtet zu werden. Vor dem verständigen Mann werden sie den ehrlosen und betrügerischen Mann nicht erkennen können. Sie selbst versäumen oft alle andre Pflichten, die so nöthig sind, als die Pflicht verständig zu werden, indem sie nur beschäftigt sind, viel zu wissen und zu begreifen. Wenn sie auch nicht alle Gesetze, die ihnen die Vernunft gebietet, aus den Augen setzen, so bringen sie doch die Pflicht, ihren Verstand auszuarbeiten, nicht in das gehörige Verhältniß, das sie mit andern Pflichten nothwendig haben muß. Man würde ihnen etwas Unerhörtes und Seltsames sagen, wenn man sie erinnerte, daß ein Mensch, der beständig nur denkt, ohne daß es andern etwas hilft, unter die Müßiggänger zu rechnen sey.

Critias ist allein mit der Verbesserung seines Verstandes beschäftigt. Er widmet alle seine Sorgen dieser Pflicht. Er bemüht sich, seinen Geist täglich mehr zu schärfen. Allein über diese Sorgen vergißt er die Sorgen für sein Haus. Er denkt immer nur an Wahrheiten, und denkt darüber nicht an seine Frau und seine Kinder. Er freut sich, wenn er eine Wahrheit deutlicher eingesehen hat, und die Thränen seiner Frau, die die Unordnungen in seinem Vermögen sieht,

sieht, bekümmern ihn nicht. Sein Vermögen geräth von Tage zu Tage in noch grössere Unordnungen. Endlich werden sie so groß, daß er mit seinem ganzen Hause unglücklich wird. Critias tröstet sich; denn er hat doch seinen Verstand verbessert, obgleich seine Umstände dabey verschlimmert worden sind. Man beklagt ihn bey seinem Unglücke nicht, ob man gleich gesteht, daß er viel Verstand hat. Er befriedigt sich darüber. Was haben aber seine Frau und seine Kinder verschuldet, daß sie seines Verstandes halber Noth leiden müssen?

Es giebt Narren, die sich auf ihre Unwissenheit viel einbilden. Ihr mittelmäßiger Geist empfindet sein Unvermögen, und seine geringe Fähigkeit, etwas zu begreifen. Sie wissen also, daß sie wenig Verstand haben. Sie sind aber darum auf ihre Unwissenheit stolz, damit sie andre bereden mögen, als wenn es nur auf ihren Willen angekommen wäre, mehr Verstand zu haben, als sie in der That besitzen. Sie sind lächerlich; allein ich weiß nicht, ob diejenigen Narren, welche alles wissen und begreifen möchten, nicht noch lächerlicher sind. Das Unternehmen, alles einsehen zu wollen, kommt von einem hochmüthigen Geiste her, der seine Kräfte nicht kennet, und unendlich mehr Kräfte zu haben glaubt, als er besitzt. Socrates kannte die Grenzen des menschlichen Verstandes. So viel er auch wußte, so antwortete er doch denen die ihn fragten, welche Wissenschaften er erlernt hätte, allezeit: Die Wissenschaft, daß ich nichts weiß. Derjenige, welcher erkenne, daß sein Verstand eingeschränkt sey, beweiset durch dieses Bekenntniß, daß er viel Verstand habe.

Wenn

Wenn man, als ein aufmerkamer Zuschauer, die Handlungen der Menschen betrachtet, so wird man bey ihren meisten Verrichtungen fragen können:

Du aber, Pöbel sag, und sag es ohn Erröthen,
Zu allem, was du thust, ist eine Seel vonnöthen?

Galler.

Diese Frage wird man darum an die Menschen thun müssen, weil ihr Verstand selten diejenigen Wahrheiten erlernt, und sich durch deren Kenntniß vollkommen machet, welche ihnen zu ihren wahren Glücke unentbehrlich sind. Ein Mensch hat seinen Pflichten, die er gegen seinen Verstand auszuüben hat, eine Gnüge gethan, wenn er sich vornämlich zwey Gattungen von Wahrheiten eigen gemacht hat. Ein Mensch muß die Wahrheiten wissen, die einen ehelichen und rechtschaffenen Mann aus ihm bilden können, und alsdann von demjenigen eine richtige Kenntniß haben, was zu der Lebensart, die er erwählt, nothwendig erfordert wird. Ein Mensch, der alle Wissenschaften besitzt, und doch diese Wissenschaften, die ich jetzt erwähnt habe, nicht kenne, ist als ein Mensch anzusehen, der keinen Verstand hat.



Der Schußgeist.

Siebentes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 23 Juny 1746.



Die Menschen werden mit einer Begierde nach abwesenden und zukünftigen Gütern gebohren, die sie durch alle Alter hindurch begleitet. Diese Begierde ermuntert die Men-

schen aus der Trägheit, in welche sie verfallen würden, wenn ihnen alles Zukünftige gleichgültig wäre, und spornet sie zu Unternehmungen an, durch welche sie die Güter, die sich ihnen in der Entfernung zeigen, zu erhalten suchen. Die Menschen müssen zuvor etwas wünschen, ehe sie sich Mühe geben, zu dem Besitze des gewünschten Glückes zu gelangen. Dieser Begierde aber, welche von der Vernunft beherrscht werden sollte, bemächtigen sich gemeinlich die Leidenschaften. Diejenigen, welche sich von diesen Tyrannen vorschreiben lassen, was sie wünschen sollen, suchen immer ihre Wünsche vor allen andern Menschen geheim zu halten. Die Vernunft kann ihre Wünsche laut sagen; die Leidenschaften müssen sie verschweigen. Was sich viele nicht getrauen, andern Menschen zu sagen, weil sie sich vor ihnen schämen, sagen sie sich selbst und dem Himmel, ohne vor sich selbst und vor dem Himmel zu erröthen. Wie viele Menschen, welche wegen ihrer sorgfältigen und künstlichen Verstellung, Räthsel und Aufgaben sind, die man nicht erklären und auflösen kann, würden

den auf einmal entlarvt werden, wenn man ihre geheimen Wünsche erfahren könnte. Die geheimen Wünsche eines Menschen sind die getreuesten Copien von seinem Herzen. Allein solche Wünsche der Menschen sind Geheimnisse, die sie nicht einmal ihren vertrauesten und liebsten Freunden offenbaren. Ich bin so glücklich, daß ich die verborgensten Wünsche der Menschen erfahren kann, wosern ich nur niemanden mit der Kenntniß derselben zu schaden gedenke. Ich ersuchte meinen Schutzgeist vor einigen Tagen, auf diejenigen Wünsche der Menschen, die ihm sonderbar zu seyn scheinen würden, Achtung zu geben, und mir davon einige Nachricht zu ertheilen. Er ließ meine Bitte statt finden. In kurzer Zeit darauf kam er wieder, und fieng von denen Beobachtungen, die er unterdessen angestellt hatte, folgende Erzählung an.

Ich begab mich, sagte Amiel, am letzten Sonntage in die Kirche. Ich vermuthete, daß ich daselbst die meisten Menschen, welche sich eine Gnade von Himmel auszubitten hätten, antreffen würde, weil doch diese großen Versammlungen des Volks unter andern grossen Endzwecken auch diesen haben, daß dem Himmel entweder vor das Glück, das man erlangt hat, gedankt, oder daß er um ein neues Glück angerufen werden soll. Ich irrte mich aber in meinen Muthmassungen; denn ich traf sehr wenige an, welche sich etwas wünschten. Vermuthe aber nicht etwa, daß sie mit der Erfüllung anderer edlen Absichten, zu welcher diese Zusammenkünfte bestimmt sind, beschäftigt waren. Ich schreiste lange Zeit unter den Personen von deinem Geschlechte herum. Hier hatten einige die Köpfe auf die Hände gelegt, und ruhten von der schweren Arbeit aus, durch welche ihre Kräfte die Woche hindurch erschöpft worden waren. An einem andern Orte redeten einige von Schlachten, von Eroberungen, vom

Präsen-

Prätendenten, und ihnen waren alle Absichten des Königs von Frankreich so bekannt, daß sie sich nur unter einander wunderten, wie die Holländer, die Engländer, und der Wienerische Hof dieselben gar nicht einsehen könnten. Hier auf begab ich mich auf den obern Kirchensaal zu einem Kaufmann, dessen tiefsinnige Mine ich für eine würdige Berberde ansah. Seine Seele sagte: Ich kann gleichwohl mit hundert, funfzig gewinnen, wenn ich die Asscuranz des Schiffes auf mich nehme. Aber wenn ich auch das Capital verlöhre: ich könnte mich nicht wieder erholen! Ja ein kleiner Gewinn, den ich gewiß habe, ist doch besser, als ein grosser, der in die See sinken kann. Ich darf doch auf die Pfänder eben so viel nicht leihen, als sie werth sind, und die Pfänder kann ich allezeit behalten, wenn sie nicht zu gefetzter Zeit eingelöst werden. Funfzehn für hundert ist freilich kein grosser Gewinnst; aber dafür ist er christlich. Man muß seinem armen Nebenmenschen doch auch dienen. Doch ich will lieber zwanzig fodern: Das Interesse ist noch leidlich: Wie müßte er denn thun, wenn ihm niemand etwas leihen wollte? Ja, dachte ich, der Kaufmann hält doch noch etwas auf sein Christenthum; er will doch seinem Nebenmenschen dienen, und darauf begab ich mich hinweg. Noch zur Zeit hatte ich niemanden gefunden, der sich vom Himmel eine Gnade ausbat. Der Prediger eiferte gleich in einer Stelle wider die Verführer junger unschuldiger Frauenzimmer. Ach! sagte die Seele eines wohlgewachsenen Menschen, es ist gut, daß mir der Pfarrer ans Frauenzimmer denkt. Es ist wahr, das Bürgermädchen dort ist recht hübsch. Wenn ich sie doch schon verführt hätte! Doch sie ist eine unschuldige Creatur. Ich darf ihr doch nur weis machen, daß ich sie heyrathen will. Mit meinem Gelde kann ich mir sie ja alsdann leicht wieder vom Halse schaffen. Ich er-
staunte

staunte über die tyrannische Gewalt der Leidenschaften über die menschlichen Herzen. Selbst zu der Zeit, da diese unrechtmäßigen Beherrscher der Herzen von der Vernunft und Religion angefallen werden, nöthigen sie Menschen, dasjenige zu wünschen, was sie verdammen sollten!

Ich wollte mich schon unter das Frauenzimmer begeben, als ich einen gemeinen Mann wahrnahm, welcher ganz heiter aussah, und seine Hände gefaltet hatte. Ich bin arm, sagte er bey sich selbst, es wird mir schwer, mich, meine Frau und einer Menge kleiner Kinder zu versorgen. Aber ich bin zufrieden; ich darf doch nicht von eines andern Gnade leben; ich verlange nicht mehr. Mein gutes Gewissen und meine Arbeit sollen mich vergnügen machen. Lasse mich; mein Gott, nur immer in diesen Umständen; verbessere sie nicht, wenn du siehst, daß diese Verbesserung die Verschlimmerung meines Herzens, oder die Laster in meinem Hause nach sich ziehen sollte. Gieb mir nur die Gnade, daß ich immer mit deinen Schickungen zufrieden seyn möge. Ich wurde von den edlen Wünschen dieses ehrlichen Bürgers so gerührt, daß ich seine Seele so bald nicht verlassen haben würde, wenn ich nicht noch gern hätte wissen wollen, was sich dieses oder jenes Frauenzimmer wünschen möchte. Ich begab mich also unter die Personen des schönen Geschlechts. Hier sah ich einige schlafen, und andre an einem andern Orte hinter ihren Fächern nach den kleinen Kirchenfaal liebäugeln. Die Augen ihrer Anbeter, die sich daselbst befanden, thaten Fragen an ihre Augen; und die Antworten derselben waren bald kaltfinig, bald freundlich. Unter vielen Frauenzimmern bemerkte ich eine junge Schöne, die ihre Blicke in der ganzen Kirche umherschweifen ließ. Dieses geschah auf eine so unschuldige Art, daß sie ihren Augen diese Freiheit zuzulassen schien, ohn einige Absichten dabey zu haben. Endlich

Ich sammelten sich alle ihre Blicke bey einem jungen wohlgebildeten Menschen, welcher immer beschäftigt war, die Blitze des Diamants, den er am Finger trug, auf alle Schönen, die er nur reichen konnte, schießen zu lassen. Warum war er doch so grausam? Warum verbarg er diesen gefährlichen Diamant nicht? Das Herz dieses jungen Frauenzimmers war zeither ganz zufrieden gewesen. Ach! seufzte nunmehr ihr Herz! Was das für ein allerliebster Herr ist! Wie glücklich muß man nicht seyn, wenn man einen so schönen Diamanten besitzt! Der Diamant! Sollte ich nur diese Kostbarkeit noch besitzen: ich wollte mir gern in dieser Welt nichts mehr wünschen. Ich hatte keine Lust mich weiter umzusehen, und zu erfahren, was dieser schreckliche Diamant unter den Schönen noch mehr für Schaden gethan haben möchte. Ich richtete nunmehr meine Aufmerksamkeit auf ein andres Frauenzimmer, welches eine von ihren Nachbarinnen mit einem triumphirenden Gesichte ansah. Ehe ich mich noch nahe genug zu ihrer Seele hinzu begab, schien sie mir dem Himmel Dank zu sagen, daß ihre Nachbarinn das grosse Unglück betroffen hätte, welches von ihr über sie erbetet worden war. Ich war begierig, in ihrer Seele zu lesen, was dieses für ein erschreckliches Unglück wohl seyn mußte, über das sie sich so heftig freuete. Wie erstaunte ich nicht, als ich ihre Seele sagen hörte: Es ist mir doch lieb, daß das neue Kleid, wovon mir hier meine Nachbarinn vor acht Tagen so viel erzählte, noch nicht fertig geworden ist. Ich bin ihr doch noch zuvor gekommen! Meine Wünsche sind erfüllt. Wie sie die Augen niederschlägt! Sie mag sich wohl recht kränken. Sie sieht wohl, daß ich sie immer übertreffe, und das Kleid, welches sie unter allen zuerst zu tragen gedenkt, immer noch eher trage! Gott erhalte mir nur meinen Mann! Es ist der beste Mann von der Welt.

Welt. Ich darf nur traurig und matt aussehen, so kann ich alles, was ich nur will, von ihm erhalten. Ja, ja dort reden einige heimlich. Sie reden ganz gewiß von meinem Kleide. Es mag ihnen wohl ungemein gefallen. Hier schwieg ihre Seele still. Sie selbst bewegte sich, und zog das neue Kleid heraus, damit es rauschen und ein Aufsehen machen sollte. Allein, es wollte es niemand ansehen, sie mochte es so deutlich zu verstehen geben, als sie wollte, daß sie es zum erstenmale trüge. Ich konnte mich nicht enthalten, die Seele dieses Frauenzimmers, welche sich mit solchen Kleinigkeiten beschäftigen konnte, mitleidig zu betrachten. Ihr Mann wünschte ich zu sehn, wenn ich ein Mensch werden sollte! Es muß ein großes Glück sehn, eine Frau zu haben, welche, an statt auf die Sorge für ihr Haus, oder auf die Erziehung der Kinder zu denken, nur darauf sinnt, wie sie andre an Pracht übertreffen möge!

Ich begab mich hierauf zu einer Frau, welche verdrießlich ausah, und die Lippen unaufhörlich bewegte. Sie war die einzige in dem Stuhle, in welchem sie saß. Ich beobachtete ihre Gedanken. Frommer Gott, sagte sie, wie wird nicht dein Wort verachtet! Hier sitze ich ganz allein in diesem Stuhle, und niemand von denen, die neben mir ihre Sige haben, ist in die Kirche gekommen. Die Frömmigkeit erkaltet doch von Tage zu Tage mehr in den Herzen! Wenn die Leute doch nur andern kein Aergerniß gäben, und zum wenigsten den Schein eines gottseligen Wesens hätten! Ich hatte meine Freude über diese frommen Wünsche, und wollte diese Frau schon verlassen, als ihre Seele fortfuhr und dachte: Es ist was verdrießliches, daß niemand von meinen Nachbarinnen in die Kirche gekommen ist. Da kann ich nun mit niemand reden. Ich hatte ihnen doch recht viel Neues zu erzählen.

Es hat sich in dieser Woche so viel zugetragen, daß wir uns die ganze Predigt hindurch davon hätten unterhalten können. Die Gemeinde der Quäcker muß eine vortrefliche Gemeinde seyn. Da darf man doch nicht immer zu hören. Das Frauenzimmer darf darinnen reden, und ein Frauenzimmer hat doch noch wohl so viel Verstand, -daß es auch etwas erbauliches wird sagen können. Ich ...ste nunmehr die Ursache, warum sie gewünscht hatte, daß ihre Nachbarinnen frommer seyn, und die Kirche fleißiger besuchen möchten. Sie war eine Schwägerin, und ich habe seit dem erfahren, daß die andern Besizerinnen dieses Stuhles aus der Kirche bleiben, wenn diese Frau hineingeht, weil sie stets durch ihr Geschwätz gestört werden.

Von diesem Frauenzimmer eilte ich zu einem andern, dessen Gesicht bald munter und vergnügt, bald unwillig und traurig ausfiel. Was müssen in ihrer Seele für Veränderungen vorgehen, dachte ich? Als ich ihre Seele betrachtete, sah ich die Idee von einem Lombertische, an welchen die Idee von ihr, und die Ideen von zwei andern Spielerinnen saßen. Ich spielte Solo Caro, sagte die Idee von ihr. Ach der verzeiſelte Carobube fällt nicht, sonst hätte ich ein Tout gemacht. Unterdeſſen habe ich gewonnen: Solo, fünf Matadore und die ersten. Nachdem die Seele dieses Frauenzimmers dieses Spiel gewonnen hatte, besann sie sich plötzlich, daß sie in der Kirche wäre, und nur im Geiste spielte. Ist denn die Predigt noch nicht zu Ende, dachte sie nunmehr. Wenn doch der Prediger eilte! Er hat uns gnug erbauet. Möchten doch die Stunden zusammen rücken! Ich möchte heute gern gewinnen! Neue lächerliche Wünsche, dachte ich, die sich vortreflich in die Kirche schicken, und eine gottseelige Seele verrathen! Ich verließ sie mit dem Vorsatze, mich aus der Kirche hinweg zu begeben, als ich gegen die Pfisterhäuser zu ein altes Frauenzimmer wahrnahm, welche sehr

sehr andächtig betete. Ich muthmaßte, daß diese Person die Welt wohl etliche fünfzig Jahr gesehen haben möchte. Ihre Stirn war voll Runzeln, und ihre Augen lagen tief im Kopfe. Sie hatte sich aber prächtiger angekleidet, als ich von einem so alten Frauenzimmer vermuthet hätte. Vielleicht bittet sie den Himmel um eine baldige Auflösung aus der Welt, sagte ich zu mir selbst, als ich folgendes Gebet von ihrer Seele hörte. Mein Gott! womit habe ich mich doch an dir versündigt, daß ich keinen Mann bekommen kann? Ich habe ein sehnliches Verlangen in den Stand der heiligen Ehe zu treten, die du selbst eingefeset hast. Wenn es dein heiliger Wille ist, so laß mich nicht ohne Kinder sterben, damit mein Vermögen nicht lachenden Erben anheim fallen möge. Ich bin doch eben so alt noch nicht! Gieb mir einen feinen tugendhaften Mann, der im Stande ist, der Welt noch lange zu dienen, und durch dessen Tod ich so bald nicht betrübt werden möge. Diesen letzten Wunsch wiederholte dieses Frauenzimmer sehr oft, als wenn sie hätte sagen wollen: lieber Gott, gieb mir einen Mann, aber ja keinen Mann, der so alt ist, als ich bin, einen jungen, gesunden und starken Mann.

Hier brach mein Schutzgeist in seiner Erzählung ab, und verschwand; denn mein Diener kam und brachte mir einen Brief, den ich meinen Lesern in folgendem Blatte mittheilen will.



Der Schutzgeist.

Achtes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 30 Junius 1746.



Mein Herr!

Ich bin vielleicht der erste von ihren Lesern, der das Herz hat, ihnen ins Gesicht zu sagen, daß ich nicht völlig mit ihnen zufrieden bin. Für einen Mann, der die seltne Gabe von seinem Schutzgeiste erlangt hat, von einem Ende der Welt bis zum andern unsicherbar zu wallfahrten, sind sie nicht neugierig genug. Mit mir dürfte es mein Schutzgeist zum wenigsten nicht wagen. Er würde ein unruhiges Amt haben, wenn er mich überall begleiten wollte. Ich würde mich der von ihm mitgetheilten Gaben besser bedienen, als sie thun. Ich halte viel auf die Tugend; aber der Staat liegt mir auch am Herzen. Was liegt mir daran, ob ein Frauenzimmer auf ihrer Stube, wenn sie allein ist, an ihre Anbeter und Siege, oder auf die Verbesserung ihrer Seele denkt? Ich wollte meinem Schutzgeiste dergleichen Nachrichten schenken, wenn ich nur recht von ihm erfahren könnte, was in Schottland und in den übrigen kriegenden Theilen von Europa vorgeht. Daß sie doch gar zu unempfindlich gegen die politischen Umstände und Begebenheiten sind! Bilden sie sich nur nicht ein, mein Herr, daß man in Gesellschaften und auf der Börse fragt: Haben sie den Schutzgeist gelesen? Was handelt er vor wichtige Wahrheiten ab? Was macht er für Entdeckungen geheimer Tugenden und Fehler? Man fragt: Steht nichts neues im Schutzgeiste? Man weiß schon, was diese Frage bedeutet, und, wenn keine gewichtige Ant-

wort darauf erfolget; welche aber nicht erfolgen kann, wofern sie, mein Herr, in ihren Blättern nichts von den pölitischen Veränderungen gedenken, so wird die andre Frage vorgebracht, und diese heiße: Was haben wir Gutes in den Zeitungen? Es ist gar gut, daß sich ihr Schutzgeist um die Tugenden und Laster der Menschen bekümmert; wir haben aber Prediger, die solches auch thun. Er sollte billig etwas vom Staate verstehen, und darauf ein Auge haben. Er wird recht schön werden, wenn er nur noch ein Politicus wird; das muß ich wissen. Man kann nicht beliebter in Gesellschaften werden, als wenn man alle Zeitungen auswendig weiß, und ich lese die meisten. Wäre ich an ihrer Stelle, so ließ ich mich meinen Schutzgeist nach Schottland bringen. Dorten ist ist der Präsident. Von ihm hört ist gern alle Welt etwas, und man kann doch wegen der Entfernung des Landes und anderer Hindernisse mehr, nicht genug von ihm erfahren. Wenn sie meinem Rathe folgten, so würden sie doppelt so viele Leser bekommen, als sie ist haben. Wegen eines pölitischen Blattes wird man ihnen zehn murrische moralische Blätter zu gute halten, worinnen sie von den menschlichen Tugenden oder Lastern Gutes oder Böses sprechen. Thun sie es nicht, was ich ihnen so wohlmeinend rathe, so lese ich ihren Schutzgeist nicht mehr. Ich schwöre es ihnen, ich lese ihn nicht. Ich kann mir an dessen Statt eine Zeitung mehr anschaffen. Ich bin,

Mein Herr!

Von Hause,
den 24 Junius.

Ihr neubegieriger Leser,
Michael Avifo.

Weil es gefährlich ist, sich dem Unwillen auch nur eines einzigen Menschen auszusetzen, so muß ich das Verlangen des Herrn Michael Avifo erfüllen, und ist meine Gedan-

ken

ken von dem Prätendenten, und der durch ihn erregten Rebellion in Schottland erlösen. Ich bin denen nicht gleich, welche sich um die grossen Veränderungen in der Welt wenig bekümmern, wenn sie ruhig essen, trinken und schlafen können. Was zeither die Aufmerksamkeit der Welt beschäftigt hat, hat auch die Meinige auf sich gerichtet. Allein ich habe velleichte den Prätendenten, und den durch ihn, und durch Frankreichs Hülfe erregten Aufruhr in Schottland wider den rechtmässigen Beherrscher, Georgen, auf einer andern Seite betrachtet, als man sie auf den Caffeehäusern und auf der Börse angesehen hat.

Es ist niemand, dem nicht der Ursprung, der Anfang, der Fortgang, und das nunmehrige Ende des zeitherigen schottländischen Aufruhrs bekannt seyn sollte. Ein junger Herr hat mir eine Anekdote von dem wahren Ursprunge desselben erzählt, die er in Frankreich gehört haben will. Der ganze Aufruhr, sagt er, sey einem schottländischen Frauenzimmer zu Liebe angefangen worden. Einer von den vornehmsten Auführern sey mit seiner jungen und schönen Tochter vor dem Aufruhr in Rom gewesen, und habe seinem Herrn, dem König Jacob, seine Aufwartung gemacht. Der Sohn dieses Königes habe sich bey dem ersten Anblicke dieser reizenden Schottländerinn ihrer Schönheit gefangen ergeben. Er habe ihr seine Liebe erklärt, er habe um ihre Liebe gekämpft; allein sie sey zu stolz gewesen, den Besitz ihres Herzens einem Prinzen einzuräumen, der von den Almosen des heiligen Vaters sein Leben, und seinen Stand fristete, und sich durch keine heldenmüthigen Thaten des Stuartischen Hauses würdig machte. So wenig sonst dieser Prinz Lust gehabt, nach dem väterlichen Throne zu streben, weil er es für sichrer gehalten, einer römischen Prinzessin Schmeicheleyen vorzusagen, und ihre Hand zu küssen, als in Gefahr zu seyn, erbitterten Engländern in die Hände zu gerathen, so habe doch seine ausserordentliche und bekannte Gnade gegen das Frauenzimmer seinen Muth erweckt, und ihn zum Entschlusse gereizt, diese schott-

sche

sche Monime in Schottland empfindlicher gegen ihn zu machen. Sie, und ihr Vater hätten sich darauf von Rom fortbegeben, und unter der Hand zu seinem Empfange und Glück Anstalten gemacht. Der junge Prätendent habe sogleich seinen herzhaften und zärtlichen Entschluß seinem Vater, und dem heiligen Vater, ohne jedoch die Ursachen desselben anzuzeigen, hinterbracht, welcher voll Hoffnung, die verirren Schotten und Britten in den Schoos der rechtgläubigen Kirche zurück zu bringen, ihn noch mehr zu ermuntern gesucht, und dessen Entschluß, seinem Sohne, dem Könige von Frankreich, wissen lassen. Ludwig der XV, fuhr der junge Herr fort, freute sich Gelegenheit zu finden, der Kirche dienen zu können, da er zugleich die schönste Gelegenheit sah, seinen mächtigsten Feinden, den Britten, Abbruch zu thun. Der junge Carl begab sich also nach Schottland. Wie entzückt wurde seine schöne Schottländerinn über den Muth ihres Anbeters! Die Hochländer zogen mit ihm aus, und es glückte ihnen, unter ihrem Anführer nicht allein Edinburg zu erobern, weil es verlassen wurde, sondern auch in Engelland selbst einzudringen. Die Schottische Heldinn wich nicht von ihrem geliebten Prinzen, und er machte ihr schon Hoffnung, ihr in der Westmünsterkirche die Brautmesse halten zu lassen, als der kaiserliche Cumberland alle ihre Hoffnungen zernichtete. Was ist es nicht für ein Glück, geliebt zu werden! Die Kleider seiner Monime verbargen ihn vor allen seinen Feinden, und vielleicht kommt er in ihren Kleidern, zwar ohne Krone, doch noch erhalten, nach Rom zu seinem Vater zurück. Ich weiß nicht, ob diese Anekdote gegründet ist; der junge Herr versichert mich indessen, daß man in Rom den unglücklichen Fortgang des Schottischen Krieges öffentlich den Absichten des Prinzen zuschreibe, welche nicht lauter genug, und nicht allein auf das Wohl der römischen Kirche abgezielt gewesen wären.

Ich habe mich selbst zu verschiedenen malen nach Schottland begeben, und habe die vielfältigen Bewegungen in den Herzen

Herzen der Auführer, bald ihren übermüthigen Muth, bald ihre plötzliche Furcht, und bald ihre grausame Verzweiflung aufmerksam betrachtet. Es ist kein Wunder, daß Eduard in Schottland so viele Anhänger gefunden, obgleich ihre Anzahl niemals so hoch gestiegen, als sie durch das Gerücht gemacht worden. Fast alle Hochländer sind Prätendenten, nur mit dem Unterschiede, daß die Armuth der Prätendenten durch die Almosen des heiligen Vaters erleichtert wird, da die Hochländer auf ihren öden Gebürgen von dem unfruchtbaren Erdreiche kaum so viel erzwingen, daß sie das Leben auf die kümmerlichste Art von der Welt fortfristen können. Sie mußten sich also nothwendig freuen, da sie Hoffnung bekamen, daß sie sich von dem Raube der Einwohner auf dem platten Lande würden einige Wochen, oder vielleicht gar einige Monate, recht satt essen und trinken können. Es war ihnen nicht so wohl um die Ausbreitung des Dienstes der unbefleckten Jungfrau, als vielmehr um die vollen Ställe und Scheuern der Protestanten zu thun. Die Niederländer kamen den Bergschotten darum vornämlich so uncatholisch vor, weil sie vergnügter und gemächlicher leben konnten, als sie. Sie wagten sich frehlich in grosse Gefahren; aber sie waren darin, den Spielern in der italienischen Schaubühne ähnlich, welche ihrem Leibe auf dem Theater das empfindlichste Unge- mach anthun lassen, um die Zuschauer lustig zu machen, wenn sie nur von ihnen so viel Geld erbeuten, daß sie sich dafür wieder trösten und aufrichten können.

Ich bin über die vielfältigen Veränderungen erstaunt, die mit ihrem Muthе vorgegangen sind. Das Glück schmeichelt zuweilen auch Verräthern und Auführern. Der kleinste Vortheil, den sie über die Königlichen Völker erhielten, vertrieb alle Furcht, die von der Empfindung ihrer ungerechten Sache hergerührt hatte, und machte ihren Muth trotzig und stolz. Sie zogen in die Städte, welche man ihnen eröffnete, um sie aufzuhalten, und Zeit zu ihrer Bestrafung zu gewinnen, eben so triumphirend ein, als ob sie dieselben mit den geführ-

fährlichsten Stürmen erobert hätten. Allein dieser Muth hatte nicht lange Bestand. Sie fühlten gar bald wieder an ihrer Furcht, daß sie Aufrührer waren; so unzertrennlich ist ein verzagtes Herz von einem strafbaren und lasterhaften Herzen. Der schreckliche Name des Herzoges von Cumberland jagte sie oft in einem Tage und in einer Nacht so weit zurück, als sie in ganzen Wochen nicht gekommen waren. So bald sie wieder einige Tagereisen von diesem Helden entfernt waren, so erholte sich ihr Muth wieder, und der Prädent suchte sich und seine Unterthanen, die ihm das Französische Gold geworben hatte, zu betrügen, indem er seiner Flucht den Namen eines vorsichtigen Zurückzuges beylegte, um der Vereinigung mit der lange Zeit schon vergebens erwarteten Französischen Hülfe desto näher zu seyn. Allein der Ruf von der neuen Annäherung des Herzoges schlug ihren Muth aufs neue nieder. Sie verzagten und flohen. Und der Prädent floh vor ihnen her, wie er ihnen, wenn es sicher war, immer nachfolgte. Allein sie konnten ihrer Strafe nicht immer entfliehen. Der Herzog ereilte sie, und alsdann nahm die Verurtheilung bey denen, welche nicht entfliehen konnten, die Stelle des Muthes und der Furcht ein. Die Aufrührer, welche schon gestürzt worden, haben, nach dem Berichte aller Zeitungen, noch auf der Erde, auf welche sie gestreckt worden, ihre Pistolen auf die Ueberwinder losgedrückt. Die Ohnmächtigen selbst suchten sich noch zu rächen, und ihre Ueberwinder mit sich in den Tod zu nehmen.

Doch ich bin nicht über die gemeinen und armen Hochländer, welche sich zum Aufruhr verleiten lassen, so sehr, als über die Schottländischen Grossen erstaunt, welche sich zu den Rebellen geschlagen. Die Lords konnten es gewiß wissen, daß es mit einem Aufruhr nicht glücklich ablaufen konnte. Sie wußten es, daß sie sich der Gefahr aufopferten, ihre Güter, ihre Ehre und ihr Leben zu verlieren, und dennoch wurden sie Aufrührer. Das menschliche Herz folgt gar zu gern demjenigen, was seinen Leidenschaften schmeichelt, und gehorcht den

den Gründen nicht, die es von seinen gefährlichen Unternehmungen abhalten sollten, so bald es nur durch die geringste Hoffnung eines glücklichen Fortganges unterstützt wird. Die schwachen Vorstellungen der Schottischen Grossen von ihrer zukünftigen Ehre, die kleine Hoffnung, daß sie an der Herrschaft über drey grosse Königreiche keinen geringen Antheil haben würden, wenn man den Prätendenten auf den Thron erheben könnte, und die ungewissen Versicherungen des Französischen Hofes von einer mächtigen Hülfe übertäubten alle vernünftigen Vorstellungen, die sie vom Aufruhr abtreiben sollten. Es war nicht das erste mal, daß sie den Aufruhr gewagt. Sie waren vor langen Zeiten schon in ihrem Aufruhr von Ludwigen dem XIV. unterstützt worden, und gleichwohl hatte ihr damaliger ein schreckliches Ende genommen. Die Hoffnung, glücklich zu seyn, war dazumal weit grösser gewesen, als sie ist war, und dennoch liessen sie sich bereben, ihr Unglück nochmals zu versuchen.

Die meisten öffentlichen Nachrichten haben uns die Verkleidung des heldenmüthigen Edwards mit vielen Umständen erzählt. Er muß entweder einem Frauenzimmer sehr ähnlich sehn, daß er in der Kleidung des andern Geschlechtes die Augen seiner Verfolger leicht zu hintergehen hoffen kann, oder er muß ein grosses Vertrauen auf die Ehrfurcht unsers Geschlechtes vor die Kleidung der schönen Hälfte der Menschen gesetzt haben. Die artigen Herren in Engelland haben dieser Begebenheit wegen eine wichtige Frage aufgeworfen. Sie haben die Frage untersucht, ob die Ehrfurcht vor Frauenzimmerkleider so weit gehen dürfe, daß denen Aufrührern, welche in denselben gefangen wurden, die Strafe des Hochverrathes erlassen werden könnte. Die Meinungen sind im Anfange verschieden gewesen. Endlich aber hat doch die Liebe zum Vaterlande über die Galanterie den Sieg davon getragen. Man hat durch einen einhelligen Schluß ausgemacht, daß ein artiger Herr einem Frauenzimmer wegen ihrer schönen Kleider wohl Schmeichelen vorsetzen, und auch, wenn es die Augen der

der Schönen verlangten, die Kleidung abwesender Frauenzimmer tadeln und verachten; aber so galant nicht seyn dürfte, daß er einen Aufrührer ungestraft ließe, wenn er sich mit der Kleidung des schönen Geschlechtes zu schützen suchte. Das Englische Frauenzimmer hat sich auch aus Haß gegen die Aufrührer einmüthig unter einander verbunden, die Mode in ihren Kleidern nie wieder aufkommen zu lassen, welche zur Zeit geherrscht, als sich der Prätendent ihrer Kleider zu seinem Schutze bediente. Sie haben diesen Schluß allen getreuen Schottländerinnen und Irländerinnen in geheim wissen lassen, und man hofft, daß der Prätendent und andre verkleidete Aufrührer ihren Verfolgern nicht leicht entgehen werden können, weil sie an der nummehr schon altväterischen Frauenzimmertracht leicht zu erkennen seyn werden.

Sich zum Prätendenten schlagen heißt ist in Engelland so viel, als sterben. Ein Liebhaber, welcher sonst zu seiner angestrebten Schönheit gesagt, daß er sterben, daß er sich umbringen wollte, wenn seine Liebe nicht von ihr belohnt würde, droht ihr jetzt, wosern sie länger bey ihrer Strenge und Grausamkeit verharrten würde, daß er sich zum Prätendenten schlagen will. Diese Drohungen haben auch bey einigen Englischen Schönen die Wirkung gehabt, daß sie sich an ihre Liebhaber eher ergeben haben, als sie gethan hätten, wosern sie nicht den Untergang ihrer Anbeter verhindern wollen.

Die Menge der Aufrührer ist auch nicht wenig dadurch angewachsen, daß die Weiber ihre Männer, von denen sie gern befreit seyn wollen, zum Aufrührer angereizt haben. So bald ihre Männer ihren Aufmunterungen gefolgt, haben sie sich von ihnen, unter dem Vorwande eines gerechten Abscheues gegen den Aufrührer, scheiden, und mit ihren heimlichen Liebhabern trauen lassen.

Beß diesem Aufrührer haben sich auch einige Schottische Amazoninnen berühmt gemacht. In einem künftigen Blatte will ich die Geschichte einiger von diesen Heldinnen, und die Ursachen beschreiben, durch welche sie zum Aufrührer wider ihren rechtmäßigen Oberherrn verleitet worden sind.

Der Schußgeist.

Neuntes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 7 Julius 1745.



ie Meisten von meinen Anderwandten, von den wöchentlichen Schriftstellern, vornämlich meine Verwandten aus der englischen Familie haben sich in ein solches Ansehen zu setzen gewußt, daß sie als öffentliche Personen angesehen worden sind. Sie behaupteten den Character, in welchem sie sich der Welt einmal bekannt machten, beständig, und erwarteten sich dadurch bey ihren Lesern ein so großes Vertrauen, daß sich sehr viele von ihnen bey verschiednen Vorfällen des Lebens an sie wandten, wenn sie nicht wußten, wohin sie sich in ihren Angelegenheiten wenden sollten. Es ist so gar lange noch nicht, daß ich die Welt mit meinen Blättern unterhalte, und ich habe schon Ursache, mir zu schmeicheln, daß ich eine angesehene Person bin. Ich kann solches meiner Eigenliebe mit verschiednen Gründen beweisen. Da ich die Stille dem Geräusche und Aufsehen vorziehe, so habe ich mir alle Mühe gegeben, unbekannt zu bleiben, und dennoch kennen viele von meinen Mitbürgern schon meine Person. Ich habe meinen Verleger gebeten, und es dem Drucker ernstlich anbefohlen, daß sie mich niemanden bekannt machen sollten. Allein sie haben geglaubt, verschwiegen genug zu seyn, wenn sie meinen Namen nicht nannten; sie haben aber so viele Merkmale von meiner Person angegeben, daß sich diejen-

3

gen,

gen, die sich nach mir erkundiget, in meiner Person nicht leicht irren können. Eine Person mit einem runden Gesichte, mit einer eingebogenen Nase, mit einer herunterhängenden Oberlippe, und zwar eine Person, welche zuweilen plötzlich auf der Gasse stehen bleibe, und mit jemanden redet, ohne daß er jemanden sieht, das ist der Mann, mit dem mein Schutzgeist persönlich umgeht. Dieses sagen einige schon einer dem andern ins Ohr. Ich kann nicht sagen, wie ehrerbietig diese Leute vor mir ausweichen, wenn ich ihnen auf der Gasse begegne. Sie bleiben allezeit in einer gewissen Entfernung von mir, und ich darf nur eine Mine machen, als ob ich sprechen wollte, so entfernen sie sich in der größten Geschwindigkeit noch weiter, so groß ist ihre Furcht vor meinem Schutzgeiste. Ich weiß nicht, wie ich einigen alten gottseligen Matronen bekannt geworden seyn muß. Diesen bin ich recht schrecklich. So bald sie meiner irgendwo ansichtig werden, so schlagen sie allezeit an ihre Brust, richten ihre Augen gen Himmel, und machen mit einem andächtigen Zittern etliche Kreuze vor sich. Die Furcht könnte ihnen schädlich seyn, und ich halte mich in meinem Gewissen verbunden, ihnen zu sagen, daß mein Schutzgeist ein guter Geist ist. Allem zu besorgenden Unheile aber gewiß vorzukommen, will ich öffentlich bekannt machen, daß ich künftig allezeit meine rechte Gestalt zu Hause lassen, und in einer ganz unkenntlichen Gestalt ausgehen werde. Meine Mitbürger dürfen sich also keine Mühe mehr geben, sich auf den Gassen nach mir umzusehen, weil sie mich gewiß niemals erkennen sollen. Ich habe noch wichtigere Beweise von dem Aufsehen, das ich mache. Diese sind die häufigen Briefe, die an mich einlaufen. Dieser sieht mich in seinem Briefe als einen vertrauten Freund an, dem er seine Geheimnisse, die ihm zur Last werden, und sein verborgnes Leiden entdecken und klagen kann. Ein anderer schmeichelt mir mit dem Lobe eines erleuchteten Mannes,

und

und bittet mich, daß ich ihm die reichste Partie in der Stadt vorschlagen soll, weil ich doch durch Hülfe meines Schutzgeistes hinter alles kommen könnte. Ein anderer sieht mich für einen Gewissenstath an, und trägt mir einige bedenkliche Gewissenszweifel vor, in welchen ich ihm Licht geben soll. Er fragt mich nämlich, ob er es in seinem Gewissen beantworten könne, wenn er einigen anvertrauten Mündeln, weil sie doch nicht so erkenntlich wären, als es sein Eifer für sie verdiente, ihr ererbtes Vermögen auf eine kluge Art entzöge, und sie in den Stand setze, daß sie ihre Unerkennlichkeit bereuen müßten. In diesem Schreiben beklagt sich eine Frau über ihren Mann, daß er die Börse mehr liebe, als sie, und in einem andern beklagt sich ein Mann über seine Frau, daß sie einem Vetter zu gewogen sey, an dessen nahen Verwandschaft er noch zu zweifeln Ursache habe. Ich war jüngst in einem berühmten Caffehause; Einige Staatsminister von unsern Kaufleuten waren wegen der großen bedenklichen Kriegsrüstungen eines gewissen Hofes, und ihres Endzweckes verschiedner Meynungen. Jede Parthey vertheidigte ihre Meinung mit einer solchen Hitze, als wenn es zum wenigsten die Ladung eines Schiffes kostete, wosern sie nicht recht behielte. Man konnte sich aber doch nicht vereinigen. Endlich hustete einer unter ihnen. Man schwieg stille, um zu vernehmen, was er sagen wollte. Ihn wir doch, fieng er endlich mit einem ernsthaften Gesichte an, als ob wir keinen Schriftsteller in der Stadt hätten, der mit seinem Schutzgeiste bekannt wäre. Wir wollen an ihn schreiben, ihm unsre Meinungen vortragen, und seine Entscheidung erwarten. Er kann ja von seinem Schutzgeiste die nöthigen Nachrichten zur Schlichtung unsers Streites erhalten. Sein Vorschlag erhielt den einhelligen Beifall dieses kleinen Staatsrathes. Ich erwarte also täglich ihren Brief, den ich ungesäumt beantworten werde. Ich habe noch einen Correspondenten, welcher mich bittet, das Rich-

terant

teramt über die öffentlichen Thorheiten und Ungereimtheiten, welche von der Obrigkeit nicht gestraft werden können, weil sie den öffentlichen Ruhestand nicht stören, über mich zu nehmen, und die nöthigen Verordnungen zu ihrer Abschaffung auszustellen. Wie viele Aemter habe ich also nicht zu verwalten! Ich soll ein Freund, ein Gewissensrath, ein Unterhändler, ein Staatsmann, und ein Richter seyn. Ich bin geneigt, diese Aemter zu verwalten, in welche mich die Welt einsetzt. Dieses Ansehen, in welches ich komme, ersetzt dasjenige, welches mir durch die ungerechten Ränke meiner falschen Freunde vordem entzogen worden ist. Ich bin solches der Bekanntschaft mit meinem Schutzgeiste schuldig.

Nummehr will ich meinen Lesern den Brief mittheilen, den ich ihnen beyem Schlusse meines siebenden Blattes gesprochen habe.

Mein Herr!

Sie haben ein Amt bekleidet, und dasselbe durch die Ungerechtigkeit ihrer Freunde verlohren. Ich habe mit ihnen ein gleiches Schicksal: Der Verlust meines Amtes, dem ich, ohne Ruhm zu melden, mit Anahme vergestanden, treibt mich an, auch mit der Hoffnung an Sie zu wenden, daß Sie Mitleiden mit mir haben werden. Ich liebe die Welt noch zu sehr, als daß ich in eine Einsde gehen, und daselbst die Erscheinung eines Geistes, wie Sie, abwarten sollte. Denn daß ich es nur aufrichtig gestehe, ich fürchte mich vor den Geistern. Gleichwohl wollte ich gern der Welt mit meinen Gaben dienen, und dazu können Sie, mein Herr, mir beförderlich seyn. Ehe ich ihnen aber dieses zu muthen kann, muß ich ihnen erst meine Begebenheiten erzählen. Wissen Sie also, daß ich zeither in der Nachbarschaft dieser Stadt bey einem gnädigen Fräulein, Salburgis, Kammerdiener und Secretair gewesen bin. Ein Secretair bey einem Fräulein, wozu den Sie vielleicht voll Verwunderung fragen? Wozu braucht ein Fräulein einen Secretair? Genug mein Herr, ich war Secretair bey ihr, ob ich gleich auf dem ganzen Edelhofe von niemanden, als von ihr diesen Titel erhielt. Sie sollten bald sehen, warum ich Secretair bey ihr war, wenn ich ihnen nur, erst ihren Charakter werde beschreiben haben. Das Fräulein Salburgis be-

steht

hat die größten und liebenswürdigsten Eigenschaften; denn sie ist die einzige Erbin eines großen Vermögens. Sie ist von ihren gnädigen Eltern beständig angebetet worden; denn sie beteten sich selbst an, und das gnädige Fräulein war ihr lebendiges Ebenbild. Sie gaben sich alle Mühe, daß das junge Fräulein nichts lernen dürfte; denn ausserdem, daß das Lernen eine mühsame und verdrießliche Sache ist, so befürchteten sie auch, daß ihre obliche Seele bürgerlich werden möchte. Würd sie die Tochter eines armen Landjüngers gewesen, so hätte sie allen Falls einiger Unterweisung nöthig gehabt. Sie hatte eine Französin zur täglichen Gesellschaft. Von dieser lernte sie die Sprache verstehen, welche die jungen Jünger von den benachbarten Gütern immer von ihren Reisen nach Paris zurück brachten. Man ließ das gnädige Fräulein nicht einmal schreiben lehren. Ob gleich ihre wohlgebohrnen Eltern das Vorurtheil, das unter vielen wohl- edlen, edlen, besten und achtbaren Personen gemein ist, nicht hatten, daß Frauenzimmer, wenn sie einmal schreiben könnten, mit der Zeit wohl verbottene galante Briefe schreiben möchten; so glaubten sie doch, daß die kleine Kunst, die Feder zu führen, schon in dem Verstande einer oblichen Person verborgen läge, und mit der Zeit sich schon entwickeln würde. Ihre gnädige Mama gab sich selbst alle Mühe, ihr den Vorzug, den ihr ihre Schönheit vor andern gab, die Hoheit ihres alten Adels, und die Verachtung gegen diejenigen, die zwar eben so viele Tugenden, aber nicht so viele Reichthümer zählen konnten, genau einzuschärfen. Sie brachte ihr ein vollkommenes Vertrauen zu ihr selbst bey. Sie unterrichtete sie in der Kunst zu herrschen. Das gnädige Fräulein begriiff diese Lehren geschwind, und ich kenne in der ganzen Gegend kein Fräulein, welches unbefonnener und monarchischer weder, als sie. Ihre Schönheit nahm mit ihren Jahren zu, und nunmehr wurde sie mit einer grossen Hofstadt von Anbetern umringt. Man sagte und schrieb ihr Schmeicheleyen und Liebeserklärungen. Sie erhielt täglich die pärtlichsten Briefe. Ein Brief fing sich mit Ach, ein anderer mit O! an. Manche Briefe redeten von Feuer und Flammen, und noch andere von Fesseln und Banden. Was was für seltsamen Wünschen waren nicht die meisten Briefe erfüllt. Einige wünschten sich den Besitz ihres Herzens, andere das Glück ihres Schoosshündchens. Die Wahrheit zu gestehen, so schienen mir diese letzten Wünsche die vernünftigsten zu seyn. Denn bey allem ihrem Adel war ihr Herz doch ein ein- gebildetes, unwissendes und eigensinniges Herz. Allein ihr Schoosshündchen stand bey ihr in den größten Gnaden, und ich

versichert sie, daß sie niemanden liebt, als sich, und ihre kleine Amourette. Doch wieder auf ihre Briefe zu kommen, das gnädige Fräulein hatte gern geantwortet, sie konnte aber nicht schreiben, und die kleine Kunst, die Feder zu führen, hatte sich noch nicht von selbst aus ihrem Adeln entwickelt. Sie wendete sich an mich. Hier geht also mein Amt eines Secretairs bey meinem gnädigen Fräulein an. Ich verwaltete dieß Amt mit aller möglichen Treue und Verschwiegenheit. Ich mußte ihre Antworten an ihre Anbeter, welche nicht wußten, daß das gnädige Fräulein nicht schreiben konnte, aufsetzen und abschreiben. Die Briefe waren nach dem verschiedenen Reichthume und Adeln ihrer Liebhaber, und nach dem verschiedenen Schwichte der Schmeicheleyen und Lobsprüche derselben auf sie, bald günstiger, bald kalt sinniger. Das gnädige Fräulein erhielt zuweilen Gedichte von ihren Anbetern. In meinem Sinne verstehe ich die Dichtkunst. Ich habe des Renanthes allerneueste Poesie in meiner Jugend auswendig gelernt, und ich bin nachher von den größten Dichtern Deutschlands nach dem Hunold unterrichtet worden. Sie sollen erstaunen, wenn ich ihnen, mein Herr, im Vertrauen sage, daß ich mehr als einmal in berühmte Deutsche Gesellschaften aufgenommen worden bin. Die Mitglieder, in welchen ich so oft aufgenommen worden bin, waren meine Freunde; sie wollten gern darinnen Sitz und Stimme haben; allein die guten Leute waren keine Poeten. Sie baten mich, daß ich einige Gedichte verfertigen möchte, die sie für die andern ausgeben dürften, und diese Gedichte verschafften ihnen den Eintritt in diese Gesellschaften. Es stehen in ihren gedruckten Sammlungen Oden und Cantaten von mir, und man weiß es nicht, daß sie von mir herrühren. Ich schrieb dazumal einen überaus fließenden Vers. Ich schreibe aber jetzt nach der Mode, und härter. Nur neulich habe ich für eine Auserwählte von mir einige Gedichte verfertigt. Man hat geglaubt, sie rührten von ihr her, und man hat sie sogleich in eine Deutsche Gesellschaft aufgenommen. Ich mußte ihr das Gedicht, worinnen sie sich vor diese Ehre bedankete, gleichfalls verfertigen, und ich dachte recht stark darinnen. Ich könnte ihnen von meiner Poesie noch viel erzählen; doch ich möchte ihnen zu eitel vorkommen, wenn ich länger ausschweifte. Ich komme wieder auf das Fräulein Hilburgis. Sie erhielt also Gedichte von ihren Anbetern, und sie beantwortete sie auch in Versen; ich aber verfertigte diese poetischen Antworten. Verschiedne von diesen Herren wußten, daß ich ein Poet war, und ich mußte ihnen ihre Gedichte an das gnädige Fräulein machen, die ich dann auch

als das gnädige Fräulein beantwortete. Ich habe oft herzlich gelacht, wenn ich auf diese Art an mich eigentlich schrieb, und mich auch selbst beantwortete. Doch dadurch verschaffte ich dem gnädigen Fräulein nicht wenig Ruhm und Bewunderung. Alle Edelkute erhuben ihre Briefe und Gedichte bis an den Himmel, und in der That erhuben sie mich. Allein wie unbeständig ist das Glück! Die Liebe machte meinem Glücke plötzlich ein Ende. Mein gnädiges Fräulein verliebte sich in rechten: Lasse in einem von ihren Anbetern. Er schrieb an sie; allein die Beantwortung dieser geheimen Briefe wurde mir nicht aufgetragen. Sie gerieth auf den verzweifeltsten Einfall, den ihr bloß die Liebe eingeben konnte, selbst noch schreiben zu lernen, und mannechte fieng sie an, die Briefe ihres Liebhabers selbst zu beantworten. Mein Secretärsamt war aus. Ich rächte mich aber wegen dieses Verlustes an meinem gnädigen Fräulein. Ich machte es überall bekannt, daß ich der Urheber ihrer Briefe und Gedichte wäre. Wie freuten sich nicht die verachteten Anbeter darüber! Wie frohotteten sie! Das gnädige Fräulein wurde zornig, und jagte mich ganz aus ihren Diensten. Ich achtete ihrem Zorn nicht sehr; denn meine Poesie hatte mir Vermögen genug erworben. Dieses sind meine Begehrenheiten. Mannechte will ich ihnen, mein Herr, meine Bitte sagen. Müßig kann ich nicht seyn; ich muß der Welt dienen. Nehmen sie mich zu ihrem Secretäre an. Sie werden viele Briefe erhalten: allem werden sie wohl Zeit genug haben, alle Briefe durchzulesen? Ich erbiere mich, ihnen Auszüge daraus zu liefern, und wenn sie selbst nicht antworten wollen, die eingelaufenen Briefe auch zu beantworten. Bloß ihrer Bequemlichkeit kann sie bewegen, dieses Erbieten anzunehmen. Mir erzeigen sie zugleich den größten Dienst. Denn ich kann der Welt dienen, und dieses wünsche ich eben. D ehe ich schlief, muß ich sie noch einmal erinnern, daß ich ein Poet bin. Ich erwarte ihre Befehle, wenn ich ihnen mit meiner Poesie dienen kann. Ich bin,

Mein Herr!

Hamburg,
den 10 Jan. 1746.

wie ich hoffe, ihr künftiger Secretär,
Nicolaus Trichsfeld.

Da

Da mir die Erfüllung der Pflichten, die ich bey dem Anfange dieser Schrift über mich genommen, schwer wird, und ich nicht alle Schwierigkeiten, die dabey vorkommen, vorher übersehen können, so nehme ich, mit mein Amt zu erleichtern, das großmüthige Erbieten des Herrn Trichsfelds gern an. Ich gewähre ihm seine Bitte. Damit er sich aber nicht verschlimmern möge, da er das Prädicat eines Secretairs bey einem gnädigen Fräulein verlohren hat, so will ich ihm hiermit ein noch höheres Prädicat ertheilen. Er soll freye Macht haben, sich überall einen Secretär meines Schutzgeistes nennen zu lassen. Morgen soll die feyerliche Auslieferung meiner Briefe an ihn bey dem Verleger erfolgen. Ich verspreche mir aber, daß seine Auszüge richtig und kurz seyn werden. Nach den Auszügen will ich urtheilen, wer von uns die Briefe beantworten wird. Ehe ich mich aber seiner Poesie bediene, so verlange ich ein Verzeichniß seiner poetischen Schriften, welche er verfertigt hat, und welche unter andern Männer Namen gedruckt und bewundert worden sind.



Der Schußgeist.

Zehntes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 14 Julius 1746.



Als erstemal, als mir mein Schußgeist wieder erschien, ersuchte ich ihn, daß er seine Erzählung von den seltsamen Wünschen der Menschen, die er beobachtet hatte, fortsetzen möchte. Er gewährte mir meine Bitte, und fing seine im siebenden Stücke unterbrochne Erzählung folgendergestalt an.

Weil ich so wenig vernünftige Wünsche, sagte Amiel, in der Kirche gehört hatte, so beschloß ich, mich in die Häuser zu begeben, um zu erfahren, was sich die Menschen wohl in ihren geheimsten Zimmern vom Himmel ausbitten möchten. Ich begab mich in das erste Haus, das mir in die Augen fiel, und kam in das Studierzimmer eines Gelehrten. Ich schloß es daher, weil ich in der Stube hin und her viele Bücher liegen sah. Ich konnte nicht wissen, was es für Bücher seyn mußten, weil von allen diesen Schriften nur die Register aufgeschlagen waren. An einem kleinen Tische saß mein Gelehrter; er stützte den Kopf auf die linke Hand; seine Stirn lächelte, und er sah mit zufriednen Augen auf eine Schrift, die er vor sich liegen hatte, und die seiner Hände Arbeit war. Ich näherte mich ihm, um die Ursache seiner Zufriedenheit zu erfahren, und ich hörte, daß seine Seele eine lobrede auf sich und seine Werke hielt. Man kann mir, sagte sie, den Ruhm eines Gelehrten nicht absprecken. Diese Schrift ist schon das sechste mal aufgelegt worden. Man liest sie schon in verschiednen Sprachen. Ja man hat mir sagen wollen, daß sie

R

ist

ist in das Stockböhmische übersetzt würde. Wenn es nur geschieht; vielleicht geht unter den armen blinden Böhmen ein helles Licht auf. Die Ausländer bekommen in diesem Werke ihr Theil. Ich habe es deutlich bewiesen, daß wir Deutschen besser sind, als sie. Stille! Ich muß doch einmal nachzählen; wie viele Schriften habe ich denn schon herausgegeben? Diese hier wird doch wohl schon die Neun und sechzigste seyn. Sie sind auch alle schon abgegangen. Wie stehts denn mit den Schriften meiner Feinde? Ladenhüter sinds. Die Narren können mich so ohne alle Ehrerbietung lästern! Ich will sie auch noch bändigen. Wenn ich nur einen Verleger finden kann! Bey diesem Wunsche trat meinem Gelehrten das Blut ins Gesicht: die Empfindungen seiner Seele verwirrten sich unter einander: die Augen funkelten, und er stampfte mit dem Fuße auf die Erde. Bin ich nicht der erste in . . . , der . . . Weiter konnte ich seiner Seele nichts verstehen. Hier sah ich seinen Schußgeist, der sich alle Mühe gab, seine aufgebrachte Seele zu besänftigen. Ich ließ mich mit ihm in eine Unterredung ein. Ich muß einen großen Fehler irgendwo begangen haben, sagte er zu mir, daß ich diesem Manne zum Schußgeiste zugegeben worden bin. Es ist mir ernstlich anbefohlen worden, ich soll dahin sehen, daß seine wenigen guten Eigenschaften der Welt nützlich seyn mögen. Allein du kannst nicht glauben, wie schwer mir diese Bemühungen werden. Denn stelle dir nur einmal einen Mann vor, der bey einer kleinen Dose von Wissenschaft die größte Einbildung von seinen wunderbaren Verdiensten besitzt, so hast du eine richtige Copie von ihm. Da er noch klein war, und zu schreiben anfing, war er unter den deutschen Schriftstellern der größte. Man bewunderte ihn, und so blöde er mir im Anfange zu seyn schien, so wurde er doch in kurzer Zeit sein größter Bewunderer. Der Beyfall, den er erhielt, blähte ihn auf, und nunmehr glaubte er, daß er alle Gelehrten unter sich sehen könnte. So sehr der Beyfall, den er sich selbst gab, zunahm, so sehr nahm der Beyfall der

der Welt ab, auf den er von Rechts wegen Anspruch machte. Die Welt glaubte, daß sie ihn nicht belohnen dürfte, da er sich selbst belohnte. Er entrüstete sich über die kalsinnigen Gelehrten, und ließ die Undankbaren, die er seiner Megnung nach aus der Finsterniß gerissen hatte, seine schwere Feder fühlen. Er glaubte, ihr Monarch zu seyn, und bildete sich ein, daß sie vor seinen Befehlen an sie, erzittern würden. Allein diese Republikaner, welche keinen Oberherrn erkennen, rächten sich im Anfange durch Verachtung, und bald darauf durch Spott an ihm. Seitdem wüthet mein Gelehrter. Alle seine Wünsche gehen dahin, daß er Verleger zu seinen Streichschriften, womit er seine Feinde züchtigen will, daß sie daran gedenken sollen, finden möge. Zeithier habe ich die Erfüllung seiner Wünsche immer noch hintertrieben; sollten sie aber erfüllt werden, so wird sein Name, den die Welt schon allgemach zu vergessen sich gewöhnt, auf einmal mit Schrecken untergehen. Wenn ich ihn nur verliebt machen könnte! Vielleicht lernte er bey einer liebenswürdigen Frau seine Schriften vergessen. Allein seine Seele ist unempfindlich. Die eingebildete Schönheit seiner Schriften rührt ihn mehr, als die Schönheit des Frauenzimmers. Er will durchaus keine Frau nehmen; denn er kann kein Frauenzimmer finden, das seine Orthographie recht im Kopfe hat. Zudem sind die deutschen Schönen so unwissend im Schorttel, daß er sich schämen würde, so ungrammatische Lippen zu küssen. Der Schußgeist dieses Gelehrten sah sich hierauf nach ihn um. Der Gelehrte schrieb. Ach, rief der Schußgeist aus, ums Himmels willen, er schreibt wider seine Feinde. Er schimpft. Ich muß ihn daran verhindern. Der Gelehrte wollte nach der Streubüchse greifen, damit er seine neue Schrift bestreuen möchte; sein Schußgeist aber führte ihn die Hand, daß er das Dintensafß ergriff, und über seine Schrift goß. Dieses Unglück machte meinen Gelehrten ganz trostlos. Weil es mir so widerwärtig geht, sing er an, so will ich meine Feinde auch großmüthig verachten.

Möchs

Wöchten doch diese guten Gedanken anhalten! dachte ich, und verließ ihn darauf.

Ich kam hierauf in einem prächtigen Hause in die Puststube. Ein Frauenzimmer in einem nachlässigen und doch kostbaren Gewande ruhte auf einem Canapee. Sie war eine blühende Schönheit. Ich entdeckte auf ihrem Gesichte eine schwermüthige Mattigkeit, welche ohne Zweifel von ihrer Einsamkeit herrührte. Das muß eine schöne Seele seyn; die Wohnung derselben ist ungemein reizend, dachte ich. Womit muß sie sich wohl beschäftigen. Vielleicht wünscht sie sich etwas. Ach möchte er doch niemals wiederkommen! seufzte sie. Seine Gegenwart ist mir unerträglich; seine Zärtlichkeit ist mir in den Tod zuwider. Das ist ganz gewiß ihr Mann, sagte ich zu mir selbst; ein Liebhaber kann es nicht seyn. Wie liebenswürdig ist der junge Officier! Es lebe alles an ihm. Hat er nicht einen unvergleichlichen Federbusch auf seinem Hute! Das Band an seinem Degen ist so wohl gewählt, daß es nicht schöner seyn könnte! O ich besinne mich, mein Mann hat auch ein schönes Band an seinem Degen, dieses wird den Degen des Officiers besser kleiden, als den seinigen. Ich will ihm ein Präsent damit machen. Warum kommt er doch nicht! Möchte er sich doch bald einstellen! Dieser Wunsch wurde ihr sogleich gewährt. Die Thüre öffnete sich, und der junge Officier trat herein. Ha, ha, ha, fing er an zu lachen, zum Teufel! wie kommts, Madame, daß ich sie einmal allein antreffe? Parbleu! Madame, ich sterbe, wenn ich seit den vierzehn Tagen, da ich sie kenne, ihren verdrießlichen Mann nicht stündlich zum Henker gewünscht habe. Die Wünsche sind ganz vernünftig, sagte ich zornig bei mir selbst. Lassen sie sich geschwind umarmen, meine Göttinn, ich kann ohne ihre Gnade nicht länger leben. Nur nicht so geschwind mein Herr Baron, versetzte die Madame lächelnd, und richtete sich in die Höhe. Ich schwöre es ihnen, Madame, fuhr er fort, so einen schlanken Leib, wie der ihrige ist, habe ich in Versailles nicht gesehen, man kann ihn

ihn ja mit einer Hand umspannen. O sehen sie mich einmal an! Was das für schwarze Augen sind! Wie gefalle ich ihnen heute? Ist diese neue Weste nicht außerordentlich schön? Es ist kein Wunder, es ist Pariser Arbeit. Doch wir wollen lieber von unserer Liebe reden. Lieben wollen wir uns eben noch nicht, ob ich ihnen gleich nicht gefällig bin, antwortete sie. Wie blühen diese reizenden Lippen nicht, sing der Baron wieder an. Ich könnte die Sünde nicht verberaten, wenn ich sie nicht küßte. Er setzte sich schon in die dazu erforderliche Stellung, als sie ein Geräusch auf der Treppe vernahm. O mein verdrießlicher Mann kommt, sagte sie, verstecken sie sich geschwind hinter die Tapeten. Kaum hatte er solches gethan, als der Mann hinein trat. Sind sie schon wieder da, sagte sie mit einem frostigen Gesichte; ich vermuthete sie so bald noch nicht. Wüßten sie, wie zärtlich ich sie liebe, sing er mit dem zärtlichsten Wesen von der Welt an, so würden sie sich über meine baldige Wiederkunft nicht wundern. Sie empfing seine feurigen Umarmungen mit einer kältsinnigen Gleichgültigkeit, und alle ihre Umarmungen waren gezwungen. Fehlet ihnen etwos, liebstes Kind, fragte er sie mit einem unruhigen Gesichte? Ach nein, antwortete sie, ich hätte es aber lieber gesehen; sie hätten mich in ihr Zimmer rufen lassen. Sie haben mit ihren Stiefeln mein ganzes Fußzimmer verunreiniget. Sie brauchten nicht so zu mir zu eilen; ich würde schon zu ihnen gekommen seyn. Gehen sie nur in ihr Zimmer: ich will ihnen gleich nachfolgen. Hierauf ging sie an die Thüre; Jeanneron, rief sie der Französin zu, befehlen sie es den Mägden, daß sie Wasser herauf bringen, und meine Stube scheuren. Der Mann bat sie auf die zärtlichste Art um Vergebung, und gieng ganz traurig fort. Hierauf sagte die Madame hinter die Tapeten: Ich muß sie verlassen, liebster Herr Baron; aber diesen Abend fahre ich nach dem Jungfernssteig. Jeanneron kam, und sie befahl ihr, daß sie den Herrn Baron auf eine gute Art fortbringen sollte, und hierauf gieng sie zu ihrem Manne; ich aber verließ sie.

Ich verließ dieses Frauenzimmer mit ernsthaften Betrachtungen über die menschliche Schwäche. Sie wünschte die Abwesenheit eines rechtschaffnen Mannes, welcher sie auf die ehrerbietigste und zärtlichste Art von der Welt liebt, und feufzte nach der Gegenwart eines Unbesonnenen, welcher sie nicht liebt, sondern ihr thörichte Schmeicheleyen vorsagt, um sich mit seinem Glücke bey dem schönen Geschlechte groß zu machen. Sie wird niemals das Wesentliche ihrer Treue, die sie ihrem Ehegatten schuldig ist, beleidigen: ich kenne ihr Herz, welches zu eitel ist, als daß sich dasselbe so weit erniedrigen sollte; Allein sie liebt sich selbst, und aus dieser Ursache wünscht sie Aebdeter, welche sie vergöttern sollen. Doch ihr Mann wird nicht immer gekränkter werden; sie wird bald die Eitelkeit ihrer Siege erkennen. Die Blattern, die ihr noch zwischen ihrer Haut verborgen sind, werden bald ihrer Gotttheit ein Ende machen, der Baron wird sie verlassen, und sie wird eine Liebhaberin ihres Mannes werden. Möchte er sich doch niemals von mir entfernen, wird sie alsdann wünschen; wie lebenswürdig ist mein Mann nicht, wird sie sagen. Sie wird ihre Jeanneton niemals wieder rufen, wenn er sich aus Liebe übereilen, und mit Stiefeln ihr Zimmer betreten sollte.

Von diesen Betrachtungen war ich ganz voll, als ich auf das Rathhaus kam. Ich wurde durch den Streit zween wohlbeleibter Bürger aufmerksam gemacht. Ich theile nicht, ich lasse euch nicht das geringste von der Erbschaft abfolgen, schrie einer von ihnen, wir wollen unsre Sache vor Gericht ausmachen. Dieser Streit zog einen Mann von einem ältlichen Ansehen herbey. Die Züge seines Gesichtes waren so unordentlich und verwirrt, als immer ein Proceß seyn kann. Der Hunger schien mir über seine ganze Person ausgebreitet zu seyn. Er zog denjenigen, welcher am heftigsten gestritten hatte, auf die Seite. Ich sehe es, sagte er zu ihm, ihr müßt Recht haben; ihr seyd ein ehrlicher Mann; der andre hat ganz gewiß unrecht; man sieht es gleich an euerm ehrlichen Gesichte. Uebergebt
mit

mit euern Proceß. Unter der Zeit, da er dieses sagte, wünschte seine Seele nichts mehr, als daß er diesen Bürger zum Proceß bereben möchte. Er hat Vermögen, sagte sie, diesem könnte ich etwas abnehmen. Er, und der andre sollten wenig oder nichts von der Erbschaft bekommen. Ich und andere Mithelfer wollten uns schon darcin theilen. Aber wird mich auch der Proceß viel kosten, sagte der Bürger zu diesem Advocaten. Was sollte er euch kosten, antwortete er, ich bin billig; euer Feind soll die Urkosten tragen, wir wollen ihn schon mürbe machen. Ich muß es ihm nur leicht vorstellen, dachte er bey sich selbst, wenn ich ihn nur einmal gefangen hätte; ich wollte den Proceß schon so einfädeln, daß er nicht wieder ablassen könnte. Ich erzürnte mich über diesen Stifter der Zänkereyen so, daß ich sogleich beschloß, ihn zum Gelächter aller Anwesenden zu machen. Ich suchte der Seele des Bürgers friedliche Gedanken beizubringen, und mein Vorhaben glückte mir. Der Bürger sah wohl, daß es dem Advocaten nicht um sein Recht, sondern um sein Vermögen zu thun wäre. Er rief den andern Bürger zu sich, und sagte zu ihm: Dieser Herr Advocat hat sich erboten, meine Sache wider euch zu führen; er hat mir versprochen, daß er euch recht mürbe machen wollte; allein ich besürchte, daß er mich zu gleicher Zeit mit mürbe machen möchte. Ich will mich mit euch fügen; wir wollen die Erbschaft mit einander im Frieden theilen; was den Herrn Advocaten anbetrifft, so ersuche ich ihn, sich nach gutwilligern Herzen, die den Streit mehr, als ich, lieben, umzusehen. Dieses sagte er mit einem so ansehnlichen bürgerlichen Tone, der seine Zufriedenheit über seinen gefassten Entschluß ausdrückte, daß alle Anwesende über den Advocaten überlaut zu lachen angingen. Der Advocat schlich sich beschämt fort, und ich hatte nicht Lust, seine fernern Wünsche zu vernehmen.

Doch sollte ich dir, fuhr Amiel fort, Nachricht von allen überlichen Wünschen der Menschen geben, wie viel Zeit würde ich nicht brauchen. Ich habe wenig Menschen angetroffen, deren Wünsche sich rohet und dauerhafte Güter vom Himmel ausgeben hätten. Ich kenne so gar Personen von einem Stande, dem die Menschen eine sonderbare Ehresucht schuldig sind, deren Wünsche ihrer Würde nicht anständig waren. Ich will meine Erzählung mit den Wünschen eines solchen Mannes beschließen.

Ich begab mich vor einiger Zeit nach Edinburg zu einem dasigen Schutzgeiste, welcher mein vertrautester Freund war. Er war der Schutzgeist eines Caplans von einem Schottländischen Lord. Wir waren beide auf seiner Studierstube, wo er sich auch befand. Er las in den Begebenheiten des Joseph Andrews, und ärgerte sich

nicht wenig über den Verfasser, daß er den ehrlichen Adams, einen
 Greiser, immer auf einer lächerlichen Seite gezeigt hatte. Diese
 Liebe zu seinem Stande erfreute mich ungemein. Wir wurden auf-
 merksam, als wir jemanden an die Thüre klopfen hörten. Es war
 ein Frauenzimmer. Der Caplan fragte sie, was ihr Begehren wäre,
 ob sie ein Anliegen hätte, das sie ihm gern vertrauen wollte? W:
 drückt kein Anliegen, sagte sie; allein ich wollte ihnen wohl, ehrwür-
 diger Herr, einen Antrag thun, wenn sie mich nicht beschämen woll-
 ten. Der Caplan sagte, sie sollte nur getrost mit ihm reden. Aber
 nein, sie beschämen auch, meine Tochter *...* meine Tochter *...*
 Was ist denn mit eurer Tochter, unterbrach sie der ungedultige
 Caplan. Meine Tochter hat an ihrer Frömmigkeit einen so großen
 Gefallen gefunden, daß sie gern, doch ich will lieber schweigen. *...* D:
 sagt doch nur, meine liebe Frau, fieng der Caplan an, was eure
 Tochter so gern will? daß sie gern durch die Ehe, fuhr das Frauen-
 zimmer fort, mit ihnen verbunden seyn, und täglich durch ihr Ver-
 spiel mehr und mehr in der Frömmigkeit zunehmen möchte. Diese
 letzten Worte, welche den Caplan nicht wenig bestürzt machten,
 sprach sie mit der größten Geschwindigkeit aus, und schlug darauf
 die Augen nieder. Uns beenden unsichtbaren Zuschauern kam der
 Auftritt sehr lustig vor. Wir warteten mit großer Ungedult, was
 der Caplan sagen würde. Ich näherte mich seiner Seite, welche den
 heiligen Wunsch that: Wäre sie nur reich; ich nähme das Anerbie-
 ten an, ohne die Tochter jemals gesehen zu haben. Er sah hierauf
 das Frauenzimmer freundlich an, und fragte: Besitzt auch ihre
 Tochter einiges Vermögen? Neunzig Pfund Sterlinge, sagte sie.
 Nur neunzig Pfund, gab er zur Antwort? Ihre Tochter ist keine
 Partie für mich. Caplane müssen reiche oder vornehme Partien
 thun, damit sie sich heben können. Denn Caplane verlassen ge-
 meiniglich nichts als Bücher und Kinder. Hierauf gieng die Frau
 ganz niedergeschlagen fort. Ich bewunderte die edlen Grundsätze
 des Herrn Caplans, und verließ bald darauf meinen Freund, um
 dir diese Begebenheit zu erzählen. Hier endigte mein Schutzgeist
 seine Erzählung.

Sollten wohl in Deutschland *...* Doch ich schweige.

Eine geschriebene Fortsetzung dieses Stückes, welche viel Son-
 derbares enthält, kann bey dem Herrn Decker für einen Ducaten
 abgeholt werden.



Der Schußgeist.

Elftes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 21 Julius 1746.



Der ißige Aufruhr in Schottland ist eine von den merkwürdigsten Begebenheiten dieses Jahrhunderts, und man wird in ein angenehmes Erstaunen gesetzt, wenn man die geheimen Nachrichten von demjenigen hat, was den ersten Anlaß dazu gegeben, und zur Vergrößerung desselben vieles beigetragen hat. Der Muth einiger Schottischen Amazoninnen, die sich bey diesem Lerne bekannt gemacht, hat den Anhang der Aufrührer nicht wenig vermehret. Sollten wir verzagter, als die Weiber, sagten die Hochländer unter einander, in unsern Hölen sitzen, und nicht eilen, demjenigen beizustehen, der unsrer Erlösung wegen den heiligen Vater und die Admisschen Prinzessinnen verläßt?

Da der Muth die Sache der meisten Frauenzimmer nicht ist, so wird man ohne Zweifel begierig seyn, zu erfahren, was die Schottischen Frauenzimmer so herzhast und unerschrocken gemacht hat. Weil ich, wie in dem achten Blatte schon gesagt worden, unter währendem Aufruhr selbst einige mal in Schottland gewesen bin, so bin ich im Stande, meinen Lesern einige Anekdoten von den Ursachen mitzutheilen, wodurch die Schottländischen Frauenzimmer bewogen worden, Heldinnen zu werden, und

und sich wider den rechtmäßigen Beherrscher ihres Vaterlandes aufzulehnen. Ich will also ist eine kleine Geschichte von den vornehmsten Aufrührerinnen liefern.

Elisabeth Fullness war von ihren Eltern gendthigt worden, den Herrn William Janicamb, einen vornehmen und reichen Verwalter, zu heyrathen. Er war ein frommer und sparsamer Mann. Seine vornehmsten Sorgen giengen auf die Seeligkeit, und auf den Reichthum. Seine Frau war gerade das Gegentheil von ihm. Sie war weltlich gesinnt, und freugebig, und liebte den Aufwand. Ihrem Manne war für das Wohl ihrer Seele sehr dange. Er unterwies sie täglich in der Demuth, und damit er ihr diese Tugend desto leichter beibringen möchte, bemächtigte er sich ihrer Kleider, und verkaufte sie. Er bewies ihr, daß wegen der Hoffart und der Pracht in Kleidern ganze Länder und Königreiche untergegangen wären. Maria, welche sie täglich in ihrem Gebete grüßten, wäre aus dem Königlichen Stamme Davids gewesen, und doch schlecht und gerecht in ihren Kleidern gegangen. In Ansehung des Eisches lebten er und seine Frau, weil sie von ihm dazu angehalten wurde, sehr mäßig. Unser einziges Vergnügen, meine liebe Frau, sagte er immer, muß Gebet und Arbeit seyn. Man kann also leicht denken, daß er alle ihre Stunden in Gebet und Arbeit eingeheilte, und ihr zu ihrem Vergnügen keine Stunde ausgekehrt habe. Sie war seine Frau und seine Magd. Die Armen bestärkte er in ihrer Faulheit gewiß nicht; denn sie bekamen bey ihm keine Gabe. Man soll dem Herrn leihen; giebt man aber sein mit Müß erworbaes Geld den Bettlern hin, so leiht man es dem Teufel; denn, sagt er, man bestärket sie mit den Almosen nur in ihrem Müßig gange. Aber er griff den Armen gern unter die Arme, wenn sie ihm Pfänder brachten. Lieh er ihnen 25 Pfund

Stet.

Sterling, so mußten sie ihm jährlich 5 Pfund Zinsen geben. Dieses, sprach er, thue ich aus gottseeligen Absichten; denn sie müssen fleißig arbeiten, wenn sie mir die Zinsen abtragen sollen, und durch die Arbeit werden sie von vielen Sünden abgehalten. Elisabeth konnte die Frömmigkeit ihres Mannes nicht länger ausstehen, und sie sann schon auf einen Selbstmord, als Prinz Eduard in Schottland ankam. Kaum hatte ihr Mann von dem Auftritte gehört, als er für die Erhaltung des Friedens viele Fasttage hielt, und aus Besorgnis, daß noch sehr bedrängte und kümmerliche Zeiten kommen möchten, sich, seiner Frau, und seinen Leuten des Tages nur einmal zu essen gab. Elisabeth hätte verzweifeln mögen, und aus Verzweiflung entfloß sie aus ihres Mannes Hause, und schlug sich zu den Rebellen. Sie machte sich durch ihren Muth bald bekannt, daß man ihr so gar einen Haufen Rebellen anvertraute. Mit diesem Haufen fiel sie in das Haus ihres Mannes ein, plünderte ihn, und damit er durch dieß Unglück nicht allzu sehr niedergeschlagen werden sollte, erinnerte sie ihn an seine Gottseeligkeit, und sagte zu ihm, daß er auf dem Wege zur Seeligkeit viel leichter fortgehen könnte, da er die Last der zeitlichen Güter nicht mehr tragen dürfte. Herr William soll sich darauf erhängt haben.

Maria Brettsfoll war die Tochter eines alten land-Edelmannes, der ihr ausser seinen alten Auherrn ein geringes Vermögen hinterlassen. Sie hatte eine adeliche Seele, die es mit dem größten Verdrusse sah, daß Bürgerinnen vornehmer gekleidet waren, als sie. Bürgerinnen fuhren in Kutschen mit vier Pferden, und sie war gezwungen, zu Fusse zu gehen. Ein jedes neues Kleid, das eine von ihren Nachbarinnen trug, war eine Kränkung für sie. Sie wurde oft ganze Monate krank, weil sie es binnen

innen der Zeit nicht erzwingen konnte, sich mit einem neuen Kleide sehen zu lassen. Man hat sie einige mal für todt aus der Kirche weggetragen, weil ihr eine plötzliche Ohnmacht zugestossen, als sie an dieser oder jener gemeinen Frau einen Schmuck wahrgenommen, welcher kostbarer, als der ihrige, gewesen. Jede Carosse, die sie sah, preßte ihr Thränen aus. Verschiedne reiche Bürger wurden ihre Anbeter; allein sie wollte ihr altes adliches Blut nicht mit dem Pöbel beflecken, und so viele Mühe sie sich gab, einige reiche Edelleute unter ihre Ueberwundnen zu zählen, und durch sie glücklich zu werden, so waren doch alle ihre Anschläge und Bemühungen vergebens. Sie konnte sich gar nicht darein finden, wie es der Himmel übers Herz bringen, und so alte edle Familien, als die ihrige, so tief in Verfall gerathen lassen könnte. Wie oft hat sie sich nicht über die schlechte Einrichtung der Welt beklagt! Sie war gleich vor ihrem Nachtsische, und knüpfte eine Schleife nach der neuesten Mode, deren Muster sie aus London erhalten, als ihre Kammerfrau, so nannte sie ihre Magd, zu ihr ins Zimmer trat, und ihr die Nachricht brachte, daß der Präcendent in Schottland angekommen wäre, und unter den Hochländern einen mächtigen Anhang gefunden hätte. Der Präcendent? fragte sie ganz erstaunt. Auf diese Frage wurde sie ganz tiefsinnig. Man kann leicht denken, daß ich gleich bey ihr gewesen seyn muß, sonst könnte ich ja alles dieses nicht wissen. Ob auch wohl König Georg der rechtmäßige Beherrscher von den drey vereinigten Königreichen seyn muß? fragte sie sich selbst. Und wenn ers nicht ist, so ist ja wohl ein jeder, der ein adliches Herz hat, verbunden, dem Prinzen Eduard beizustehen. Eduard soll ein grosser Freund des Frauenzimmers seyn. Ja, ja er ist ganz gewiß der rechtmäßige Herr von diesen Landen. Wenn ich mich zu ihm begäbe, er würde ganz gewiß gerecht seyn,

und

und auf meinen alten Adel sehen. Wenn ich bedenke, daß ich durch einige tapfre Thaten eine vornehme Aufrührerin werden kann, so kann ich doch wohl noch in einer eignen Carosse mit sechs Pferden fahren. Ich kann Carossen und die prächtigsten Kleider erbeuten. Ich will euch Bürgerweiber schon kriegen. Ja, ja, dann soll mein Staat die hochmüthigen Weiber in Edimburg alle kriegen. Denn mag nur ein Edelmann kommen, und mir seine Liebe anbieten. Einen Lord muß ich noch haben. Nunmehr war aus unsrer Maria Brettfull eine Amazonin. Sie beredete einige andre arme Edelfrauen zum Aufstuhre, und ihre Gesellschaft wurde durch einige arme Fuchsjäger vermehrt. Sie zogen nunmehr zum Präbendenten. Maria Brettfull wurde bald die berühmteste Parthengängerin. Sie bekümmerte sich aber nicht sehr darum, wie den männlichen Feinden des tapfern Edwards Abbruch geschehen möchte. Sie stritt nur wider die Kleiderschränke der reichen Bürgerinnen. Sie fuhr allezeit in einer sechs-spännigen Carosse auf Raub aus. Allein sie hat nicht wenig bengetragen, daß dem Aufstuhre früher gesteuert worden. Die Englischen und Schottländischen Weiber konnten den Verlust ihrer schönen Kleider unmöglich verschmerzen. Sie erhielten also alle getreue Unterthanen des Königes, und brachten durch ihre patriotischen Ermahnungen ihre Gemüther in einen solchen Eifer, daß sie alles thaten, um die Rebellen bald zu unterdrücken. Ich habe bey der Tilgung des Aufstuhres das Schicksal der Maria Brettfull nicht erfahren können. Der Himmel behüte unser Hamburg für einen Aufstuh. Wie manche Schönen von unserm Frauenzimmer würden Aufstührerinnen und Parthengängerinnen werden, weil sie unter dem Aufstuhre ein neues kostbares Kleid erobern könnten. Denn warum weinte denn Lucilia am vergangenen Sonntage in der Kirche,

Kirche, als weil ihre Nachbarin ein grisettnes Kleid trug, da das ihrige nur von Stoff war?

Friderica Daugter, ein Frauenzimmer von zwanzig Jahren, hatte viel Romanen gelesen. In der Bibel hat ihr immer die Judith gefallen, welche dem Holofernes den Kopf abgehauen. Sie wußte die Geschichte aller alten Amazoninnen auswendig. Ein junger unbefonnener Hauptmann sagte in einer Gesellschaft, daß das Frauenzimmer ein schwaches Werkzeug wäre. Um ihn zu widerlegen, begab sie sich den Tag darauf unter die Aufrührer. Sie hat den Englischen Hauptmann in der Schlacht bey Sterling mit eigener Hand erlegt. Nach der letzten Schlacht hat sie sich der den Rebellen versprochenen Gnade zu Ruhe gemacht, und sich bey dem Friedensrichter angegeben, welcher ihr zur Strafe ihre Waffen abgenommen, und ihr eine Spindel und einen Nährahmen gegeben, und sie zu ihren Eltern zurück geschickt.

Caroline Dummond ist aus Liebe zu ihrem Manne eine Aufrührerin geworden. Er heirathete sie, weil sie reich war, und sie hatte sich in ihm verliebt, weil er zwei Warzen auf ihrer Nase auf eine gute Art gelobt, und sie als besondrer Schönheiten ihres Gesichtes gepriesen hatte. Ob er ihr gleich nach vollzogener Ehe ihr ganzes Vermögen verschwendete, so liebte sie ihn doch beständig, und wenn sie ja zuweilen über seine unvernünftigen Ausgaben ungehalten wurde, so küßte er sie nur auf die Nase, und sie wurde sogleich wieder besänftigt. Die Caffeehäuser hatten endlich ihr Vermögen verschlungen. Sie besaß nichts mehr als ihr Geschmeide und ihre Kleider. Jeder Lobspruch auf ihre Warzen trug ihm ein Kleid, ein Ohrgehänge, oder ein Halsband ein. Da auch diese Geräthschaften

ſchaften verſchwendet waren, entſchloß er ſich, ſich zum Präcendenten zu ſchlagen. Er entfloß des Naches heimlich aus dem Hauſe. Wie traurig wurde ſie nicht, als ſie ſeine Flucht wahrnahm! ihr beſter Mann, der ihre Warzen ſo aufrichtig gelobt hatte, fehlte ihr. Wie freute ſie ſich aber, als ſie hörte, daß ihr Mann unter den Nebeln wäre! Sie verließ ſogleich ihr Hauß und ihre Kinder, und ſuchte ihn auf, und als ſie ihn gefunden, iſt ſie nicht von ſeiner Seite gewichen, ſondern hat ihn durch ihren Muth aus vielen Gefahren errettet. Was giebt ſie nicht für ein groſſes Muſter einer beſtändigen und getreuen Frau ab!

Man hat von der berühmten Anna Whatelyby, welche ſich in dem lezten Aufruhr bekannt gemacht, ſagen wollen, daß ſie ſich aus keiner andern Urſache zu den Rebellen geſchlagen, als weil ihr ihr liebſtes Schooſhündchen, das ſie von einem Liebhaber geſchenkt bekommen, davon gelaufen, von einem Auführer aufgefangen, und wegen ſeiner Schönheit von ihm weggeführt worden ſey. Sie habe ſich alſo erboten, wie die Feinde des Prinzen Eduard zu ſtreiten, wenn man ihr dieſes geliebte Schooſhündchen wieder geben wollte, welches auch auf ihre Bitte geſchehen. Ich glaube, daß dieſe Nachricht eine Spötte-
rey der luſtigen Köpfe in England ſey. Denn ich glaube nicht, daß ſich das Frauenzimmer ſogar ſehr in ihre Schooſhündchen verlieben ſollten. Zum wenigſten würden die Schönen unſrer Stadt ſo viel nicht um ein Schooſhündchen thun. Unſre Hamburgiſchen Schönen halten ihre Schooſhündchen nur für die artigen Herren, welche nichts reden können, und denen die Zeit in Geſellſchaft des Frauenzimmers entſetzlich lang werden würde, wenn ſie nicht mit ihren Schooſhündchen ſpielen könnten.

Man

Man weiß aus dem Character der Engländer und Schottländer, daß sie ohne große Ueberlegung einen schnellen und ganz wunderlichen Entschluß fassen können. Wilhelmine Whitley, welche sich durch kühne Unternehmungen bey dem gegenwärtigen Aufruhr hervorgethan hat, ist diesem Character gemäß eine Aufrührerin geworden. Ihr Vater hat sie nicht so bald, als ihre Schwester verheyrathet, weil er zusehen wollen, ob sie noch verständig werden würde. Sie ist bey ihrer Schwester, als sie in den Wochen liegt. Sie hört die Glückwünsche und Schmeicheleyen an, die man der Wöchnerin vorsagt. Sie wird tiefsinnig, sie weint. Man dringt wegen der Ursache ihrer Thränen in sie, und lange Zeit vergebens. Endlich fängt sie plötzlich an: Ich könnte ich auch so glücklich seyn, und in den Wochen liegen. Ich will auch gleich hingehen, und den ersten Menschen, den ich auf der Gasse antreffe, zum Mann nehmen. Man lacht. Sie geht fort, und der erste, der ihr begegnet, ist ein Aufrührer. Sie thut ihm ihre Liebeserklärung, er ist willig, und es findet sich gar bald ein catholischer Priester, der sie traut. Man weiß in ihrer Familie lange Zeit nicht, wo sie hingekommen, bis man erfährt, daß sie eine von den berühmtesten rebellischen Amazoninnen ist.



Der Schußgeist.

Zwölftes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 28 Julius 1746.



Es Vergnügen mache ich hier eine Arbeit der jungen Iris bekannt, von welcher meine Leser im fünften Stücke einen Brief gelesen haben. Ich habe nunmehr das Glück, unter ihre Freunde gerechnet zu werden, und meine freundschaftlichen Bitten haben ihre Bescheidenheit überwunden, welche mir nachfolgende Ode nicht sogleich zur Bekanntmachung anvertrauen wollen. Diese Ode beschreibt das Vergnügen, welches die Einsamkeit ihren Liebhabern gewährt, und man findet das Original derselben in des Abts Villiers Gedichten auf der 448 u. f. S. Ich habe der Uebersetzerin versprechen müssen, ihre Uebersetzung nicht zu loben.

Auf die Einsamkeit.

Im Thal dort, wo zween Hügel stehen,
Um die ein heller Bach sich zieht,
Erblicke man jenes Hauses Höhen,
Wo man des Alters Spuren sieht.
Es prägen dort die schönsten Auen,
Die Kunst ließ selbst den Wald dort bauen;
Sein Eingang theilt sich zwanzig mal.
Das Wasser, durch die Kunst bezwungen,
Wenn es in eine See gedrungen,
Durchstodmt von da das ganze Thal.

Was fühl ich nicht für saust Vergnügen
Im Schoosse meiner Einsamkeit.
Kann mich die Unlust wohl bestegen,
Da sich mein Geist der Ruhe weicht?
So bald ich mich der Welt entzogen,
Ist der Verdruß von mir entflohen;
Des Kummer's Heer verschwand mir bald.
Mir ist der Unruh Quell verborgen.
Entfernt von Schmerz und bangen Sorgen,
Werd ich bey heitern Tagen alt.

Mich soll die Stimme nicht verleiten,
 Die zum verwegnen Ehrgeiz sagt:
 Auf! Glück und Ehre zu erbeuten!
 Dem glückt es, der es herzhast wagt.
 Hier brauch ich keinen Muth zu haben;
 Gern reicht mir die Natur die Gaben,
 Die sie für mich hervorgebracht.
 Die Felder sind für mich gepflanzet.
 Der Strahl der Sonne, die mich rühret,
 Hat Erd und Luft mir schön gemacht.

Mein Herz, von Freuden hingerrissen,
 Die jeder Gegenstand mir schenkt,
 Darf froh der Ruhe Glück genießen;
 Hier wohnt kein Reid; nichts das mich kränkt.
 Wohin die Schritte sich bewegen,
 Kommt mir ein neues Glück entgegen,
 Worauf kein Schicksal mährisch lauscht.
 Stets lachet mir ein neu Entzücken.
 Auch dieser Bach muß mich erquickten,
 Der sanft am grünen Ufer rauscht.

Hier lehrt mich alles meine Nichten.
 Der Nutzen deut der Lust die Hand.
 Gott selbst scheint mich zu unterrichten.
 Die Allmacht macht sich mir bekannt.
 Der Leidenschaften Wut muß schweigen.
 Sie traun sich nicht, sich mir zu zeigen,
 Das Eitle wird nicht mehr erblickt.
 Ich will mich von der Erde schwingen.
 Den Vortheil soll die Stille bringen,
 Die mich mehr, als die Welt, beglückt.

Ich bleib im Schoos des Friedens liegen,
 Hier fühlt mein Glaube neue Macht.
 Kein Schein der Welt soll mich betrügen.
 Ist kenn ich ihre falsche Pracht;
 Das eitle Glück, das mich nicht rühret,
 Und blöde Herzen nur verführet;
 Den Stand, den nur der Stolz begehret;
 Das Gold; das prahlende Vergnügen;
 Der Güter schmeicheldes Betrügen,
 Das die Begierden stets vermehrt.

Fast alles, was mein Geist betrachtet,
 Stellt mir ein Bild des Elends dar.
 Die Weisheit, die den Schein nicht achtet,
 Nimmt seinen innern Werth gleich wahr.
 Wie zeigen jene nackten Wälder,
 Und die von Blumen leeren Felder
 Des Reichthums Flüchtigkeit nicht an?
 Das Glück, vor dem die Welt sich bückt,
 Und doch, wenn sein Besitz entzückt,
 Gleich Blumen schnell verblühen kann?

Ich seh von jenen stolzen Eichen,
 Die schon des Herbstes Hauch entweicht,
 Nichts als der Blätter blasse Leichen
 Nur Trümmern, die mein Fuß zerstreut.
 So ist das Schicksal grosser Helden,
 Wovon die Welt nichts mehr wird wissen,
 Weil sie den Ruhm selbst überlebt.
 Der hohen Ruhm muß oft in Erben,
 Die nicht der Väter werth sind, sterben.
 Wornach ihr Ehrgeiz doch gestrebt.

Wie konnten die sich stolz erheben,
 Die es durch Aemter hoch gebracht!
 Der Pöbel hatt erst sie umgeben,
 Sie tropten selbst des Höchsten Macht.
 Ach! Wo sind sie nun hingetrieben?
 Kaum ist ihr Name noch geblieben.
 Im Tode starb ihr Anseh'n mit.
 Als Eedern tropten sie die Wetter.
 Was bleibt von ihnen? Kaum die Blätter,
 Auf die man mit Verachtung tritt.

Geh ich auf Wiesen an den Bächen,
 So scheint des Wassers schneller Lauf
 Von unsrer Tage Flucht zu sprechen;
 Denn nichts hält ihre Fluten auf.
 Viel tausend Wellen sind vertrieben
 Von Wellen, die nicht hier geblieben,
 Und ihre Spur entflieht zu weit.
 So schnell seh ich die Zeit vergehen.
 Sie stürzt sich, eh wir's uns versehen,
 In Abgrund jener Ewigkeit.

Der Schutzgeist.

Ich seh den Lauf von unsern Tagen,
Mit ihm die Sterblichen vergehn.
Was hör ich diese Menschen sagen,
Die, deren Anfang ich gekenn?
Die, die der Tod von mir getrennet?
Die, deren Seyn man noch nicht kennet?
Sie weisen mich auf Sorg und Gruft.
Wohl mir, wenn meine letzten Zeiten
Mir ein beständig Glück bereiten,
Wenn einst die Ewigkeit mich ruft!

Mir stellet alles, was mich rühret,
Ein lebend Bild vom Schöpfer dar.
Zur Liebe werd ich hingeführet,
Die meines Wesens Ursprung war.
Das Lied der Vögel soll mich lehren,
Dich, Herr, mit ihnen zu verehren,
Zu deinem Thron mich zu erhöh'n.
Die Huld, die ihnen nichts versaget,
Macht, daß mein Flug es muthig waget,
Auf deine Waterhand zu ruh'n.

In ferne Höhen ohne Grenzen
Erhebt sich freudig mein Gesicht.
So Gold als Ehre seh ich glänzen,
Allein ihr Schimmer rühret mich nicht.
Wie, frag ich, kann GOTT felsam wählen,
Und geizig keine Gaben zählen?
Wird er nicht auf Betrübte sehn?
Ist GOTT, wie wir, reich ohn Erbarmen,
Und kann er wohl bey einem Armen
Mit leerer Hand vorüber gehn?

Die Macht vereint er mit der Güte,
Und wachsam sorgt er für mein Heil.
Vertrauet ihm nur mein Gemüthe,
So wird mir keine Huld zu Theil,
Er läßt sie ja die Welt genießen,
Und stündlich Segen auf sie fließen,
Und schüget sie mit starker Hand.
Wie? Sollt er nicht für mich auch sorgen?
Wem blieb je keine Macht verborgen,
Der bittend sich an ihn gewandt?

Die Sonne rühmt, wenn wir erwacht,
Durch ihren Glanz, O Du, deine Pracht;
Wenn sie den Himmel heiter macht,
Erscheint mit dir auch deine Macht.
Sie streut um sich die lichten Strahlen,
Man sieht sie früh im Thau sich mahlen.
Die Erde wird von ihr geschmückt.
Auf jeden Strahl, den ich kann sehen,
Seh ich des Schöpfers Namen stehen,
Vor dem sich Erd und Himmel bückt.

O Anblick, der mich überführet:
Im Himmel sey der Herr der Welt.
In diesen Kreis, den er gezieret,
Hat er selbst seinen Thron gestellt.
Doch eilt mein Blick auch aus den Höhen,
So läßt die Erde mir den Schein,
Der sie allmächtig zugericht.
Wenn sich des Donners Stimm erhebet,
So nennst er ihn. Die Luft erbebet,
Und Flüge zeigen mir sein Licht.

Es müssen selbst die Dunkelheiten,
Womit sich die Natur bedeckt,
Des grossen Schöpfers Macht verbreiten,
Und sie nur wird durch nichts verdeckt.
Des Himmels Pracht läßt frey sich spüren,
Mein Auge scheint sich zu verlieren,
Da es den weiten Raum durchreist.
Hier läßt mich O Du im Stillen lehren,
Und alles schweigt, um zuzuhören,
Da mich O Du selber unterweist.

Was seh ich in den fernern Höhen
Für grosse Körper, und für Licht?
Wie? Dieser Haufen kann sich drehen,
Und niemand sieht sein Triebwerk nicht?
Die Neugier thut hier hundert Fragen,
Mein Auge soll es schnell ihr sagen,
Wer Seyn und Ordnung hier gemacht;
Wer hat die Lichter aufgesteckt?
Ja, O Du wirst uns durch sie entdecken,
Der jeden Stern hervorgebracht.

Der Schutzgeist.

Sind so viel Welten, Gd't, als Sterne?
 Schuffst du dir dort ein Volk, wie hier?
 Dein Arm herrscht auch in jener Ferne;
 Denn alles hat sein Seyn von dir.
 Dort hat vielleicht das höchste Wesen
 Sich ein gehorsam Volk erwählt,
 Das sein Gesetz getreuer ehrt.
 Vielleicht wird er dort mehr geliebet,
 Und durch den Aufruhr nicht betrübet,
 Der uns so oft von ihm gesehet.

Hat dort der Mensch mehr Huld gespürt?
 Hat er ihn mehr, als uns, beglückt?
 Ist er mit größerer Macht gesiegt?
 Und wird sein Bild an ihm erblickt?
 Ist auch der Herr zu ihm gekommen?
 Hat er sein Wesen angenommen?
 Ward Quaal und Elend dort sein Theil?
 Lebt er dort arm, ihn reich zu machen?
 Riß er ihn aus des Todes Rachen?
 Starb er am Holz zu ihrem Heil? * * * * *

Nein, dort kann wohl ein Volk noch leben,
 Das seinen Schöpfer nie betrübet,
 Das, seinem Willen stets ergeben,
 Ihn mit getreuer Ehrfurcht liebt.
 Dort wird sich Fried und Treue küssen.
 Man wird dort nichts von Unruß wissen,
 Die ein verderbtes Herz bewegt.
 Ach! wir sind die, die ihn betrübet,
 Und doch hat Gd't uns so geliebet,
 Daß er kein Kind statt unsrer schlägt.

Wenn mich der Nächste Schwarz bedeckt,
 Was stell ich für Betrachtung an!
 Die Sonne, von der Nacht erschreckt,
 Flieht, daß man sie nicht finden kann.
 Ist nicht der kühnen Stolgen Wanken
 Noch schneller, als ein Tag, vergangen,
 Wenn sie des Todes Schatten deckt?
 Doch mich soll dieser Schatten leiten
 Zu einem Lichte, des Herrlichkeiten
 Kein sterblich Auge nie entdeckt.

Wir

* In der darauf folgenden Strophe erklärt sich der französische Dichter wider die Meinung, welche glauben, daß andre Welten auch bewohnt sind; ohne jedoch trübsame Gründe dagegen zu geben. Die Uebersetzerin hat also keine Strophe hinweg gelassen; und in der folgenden die Beweise der andern Welten gesetzt.

Wie läßt der Einsamkeit Ergehn
Geschäftig jeden Tag vergehn.
Was ich nur seh, weiß ich zu schätzen,
Wie scharf lernt hier mein Auge sehn!
Zum Himmel will ich mich erheben!
O! dreymal glücklich ist das Leben,
Zu dem ein niedrer Stand uns führt!
Ihr, die ihr sucht das Land zu bauen,
An euch kann ich die Unschuld schauen,
Die jenes Alter noch geziert.

Wie fremd sind hier des Beizes Sorgen!
Herrscht hier nach Reichthum wohl ein Trieb?
Die Ueppigkeit bleibe hier verborgen,
Hier hat man keine Trägheit lieb,
Hier sind wir mit der Frucht zufrieden,
Die die Natur für uns beschieden,
Und die der Fleiß gepflanzt hat.
Das Brod, das wir geruhig essen,
Lehrt uns den Hunger bald vergessen,
Denn Ueberfluß hat hier nicht statt.

Kein Sorgenheer schwärmt um die Hütten,
Das nur in stolze Schlösser bricht.
Die Furcht kommt nicht mit bangen Schritten,
Der stolze Landmann kennt sie nicht.
Er kann sich sanft zur Ruhe legen,
Und er darf nie den Argwohn hegen,
Daß ihn ein Rechtsgelehrter weckt;
Und daß ein Urtheil ohn verziehen
Ihn eilend heist zum Richter stiehn,
Deß strenger Anblick ihn erschreckt.

Von der Gefälligkeit entrißen,
Die nur der Hohen Macht begehrt,
Darf man hier nichts von Pflichten wissen;
Die ein gezwungner Wohlstand lehrt.
Ist die Entfernung nicht zu preisen?
Nichts wird die Freiheit uns entreißen,
Hier kann man stets sein eigen seyn.
Wer vor dem Stolz verborgen lebet,
Und sich zum Herrn der Welt erhebet,
Kann sich von Neidern leicht besceyn.

Ja, dreymal glücklich ist das Leben,
 Wo man vom Hochmuth sich getrennt,
 Frey von dem Neid, der ihn umgeben,
 Der Leidenschaften Lern nicht kennt.
 Hier wünscht der Arm, ein Schwerd zu brauchen,
 Unmenschlich es in Blut zu tauchen,
 Daß die Geschichte von ihm spricht;
 Der Ehrsucht ist man hier entgangen,
 Mit blutigen Lorbeern stolz zu prangen,
 Und ihre Schönheit kennt man nicht.

Erbt man hier einst der Eltern Güter,
 Wer wird nach fremden Schätzen sehn?
 Es wohnen hier nicht die Gemüther,
 Die ihre Macht durch Raub erhöhen.
 Wen wird die Eitelkeit verführen,
 Mit fremden Titeln sich zu zieren,
 Durch die er seinen Stand vergift?
 Hier wird der Arme nicht verschlungen,
 Und nicht verlacht, wenn er, gezwungen,
 Nachgierge Thränen dann vergießt.

Die Anmuth dieser frohen Tage
 Kräume stets mit neuer Lust zurück,
 Je mehr ich von der Ruhe sage,
 Je mehr fühl ich dies sanfte Glück.
 Wie glücklich! Darf ich dies nur hoffen,
 Daß ich nun bald das Ziel getroffen,
 Das uns die Ewigkeit gesetzt.
 Soll mich der Vortheil nicht bewegen?
 Ich geh dem Glück bereits entgegen,
 Das mich in Hoffnung schon ergetzt.

Du zeigst mir, Herr, stets deine Liebe,
 Drum lobt dich mein entzückter Sinn,
 Für dich sind meines Dankes Triebe,
 Die weith ich mich so lang ich bin.
 Soll mich die Welt wohl von dir trennen?
 Sie lernt mich deine Huld ja kennen,
 Die sie fast täglich neu beglückt.
 Hier soll mein Herz dich stets erheben,
 Und ruffst du mich zu jenem Leben,
 Preis ich dich dort auch neu entzückt.



Der Schußgeist.

Dreizehntes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 4 Augustus 1746.



Es ist keine edlere Pflicht, deren Ausübung dem Menschen mehr Ehre bringt, als die Menschenliebe. Unser ganzes Bezeigen gegen unsern Nebenmenschen sollte von dieser göttlichen Tugend eingerichtet, und edel gemacht werden. Wie selig würde dann die Welt seyn, wenn wir keine That verrichteten, welche die Menschenliebe beleidigen könnte! Es ist nur zu bedauern, daß wir zwar den Werth dieser Tugend fühlen, wenn wir das Vergnügen genießen, von andern geliebt zu werden; so wenig aber darauf bedacht sind, dieses Vergnügen auch andern Menschen zu machen. Ich weiß nicht, ob ich mehr von der Traurigkeit, oder mehr vom Abscheue und Zorne eingenommen werde, wenn ich sehe, daß sich die Menschen so gegen einander aufführen, als ob sie in der Absicht erschaffen worden wären, einander zu hassen, und zu verfolgen. Wenn werden doch einmal die Menschen auf ihre wahre Ehre, auf die Menschenliebe, eifersüchtig werden! Wenn werden sie die Schande empfinden, die ihnen der Menschenhaß bringt!

Man muß mir diese eifrigen Ausrufungen vergeben; denn die Menschen geben sich gar zu wenig Mühe, das Glück andrer Menschen zu befördern. Anstatt, daß sie traurig seyn sollten, wenn sie einen Tag haben vergehen
N lassen,

lassen, ohne jemanden glücklich oder vergnügt gemacht zu haben; so betrüben sich viele, wenn von ungefähr ein Tag verstrichen, an welchem niemand Ursache gehabt, wegen ihrer Beleidigungen traurig zu werden.

Unter den Menschen genießen diejenigen die Wohlthaten der Menschenliebe am wenigsten, welche durch ihr niedriges Herkommen, oder von ihren dürftigen Umständen genöthiget werden, bey Herrschaften in Dienste zu treten. Es gibt einige grausame Herrschaften in unsrer Stadt, welche mich nöthigen, ihnen ihre Tyrannen vorzuhalten, und die Bedienten in meinem Schuß zu nehmen. Wenn man in einigen Familien unsrer Stadt bekannt ist, so muß man erstaunen, wenn man sieht, wie sich Herren und Frauen um die Wette bestreben, ihre Bedienten zu quälen. Es ist bey dergleichen Leuten ein ausgemachter Grundsatz, daß ihr Gesinde niemals vergnügt und fröhlich seyn darf. Es gehört dem Gesinde, sagen sie, weiter nichts, als Arbeit, und nothdürftiges Essen, und wenn ihnen dieses Bezeigen noch nicht allen Muth benimmt, tüchtige Berweise. Dafür bekömmt es seinen Lohn, der die meiste Zeit geringe genug ist. Solche Herrschaften erwägen nicht, daß sie in der That nicht Herren, sondern Henker ihrer Bedienten sind. Es ist eine natürliche Folge ihres unmenschlichen Bezeigens, daß sie von den Bedienten als Tyrannen angesehen, gefürchtet und gehaßt werden. Man hört so viele Klagen über das untreue, boshafte und diebische Gesinde; wird es aber nicht von der Grausamkeit ihrer Herrschaften oft zu ihrer Untreue und Bosheit verleitet? Die Bedienten sind zu bedauern, wenn sie rechtschaffen sind, daß sie dienen müssen; wird die Menschenliebe nicht auf das festigste beleidigt, wenn ihr Unglück nicht allein nicht erleichtert, sondern auch noch vergrößert wird? Da die Bedienten alles thun müssen, was die Bequemlichkeit und das Vergnügen ihrer Herr-

Herrschaften befördern kann, so verlangt die Gerechtigkeit von den Herrschaften, daß sie diese Bemühungen getreuer Bedienten zu belohnen, und ihnen auch einige vergnügte und fröhliche Stunden zu verschaffen suchen. Die Sanftmuth und Leutseligkeit sollten die vornehmsten Tugenden und Zierden des schönen Geschlechtes seyn. Die Personen von diesem Geschlechte sollten sich immer erinnern, daß sie nicht zur Herrschaft eigentlich geböhren werden. Und gemeinlich ist niemand herrschsüchtiger und tyrannischer, als viele Frauen. Wenn ihre Männer noch so viel Muth besitzen, daß sie sich das Recht der Herrschaft nicht wollen nehmen lassen, so müssen die Bedienten und Mägde die Tyrannen der Frauen empfinden, wiewohl manche Frau ihrem Manne nicht gelinder und leutseliger begegnet, als ihrer Magd. Wie fruchtbar sind nicht solche Frauen in Empfindungen der Martern, die sie ihr Gesinde austreten lassen! Wie unerschöpflich ist nicht ihr Wiß in Schimpfproben und Schmähungen, wenn sie ihre Bedienten schelten! Unter dem Janke mit ihren Bedienten bereichern sie die Sprache des Pöbels mit immer neuen Ausdrücken. Man muß erstaunen, wie alle ihre Mienen und Geberden entstellt werden, wenn sie gegen ihr Gesinde wüthen. Das schönste und angenehmste Gesicht wird zu einer solchen Zeit häßlich und abscheulich. Der Wein, die starken Getränke und andre Ausschweifungen der Frauen können ihrer Schönheit nicht schädlicher seyn, als ihre Wut gegen die Bedienten. Wie wünsche ich nicht, daß diese Ueberlegung zänkische und tyrannische Weiber sanftmüthig und leutselig gegen ihre Bedienten machen möge! Die meisten Frauenzimmer wenden ja ihre liebsten Sorgen auf ihre Schönheit.

Ich will meinen Lesern und Leserinnen eine Verwandlung erzählen, die mein Schutzgeist mit einer zänkischen Frau

Frau und mit einer Magd vorgenommen hat. Vielleicht macht sie einigen Eindruck bey den Herrschaften, welche nur herrschen, um diejenigen, die ihnen dienen, zu quälen.

Belinde, so will ich dieses tyrannische Weib nennen, war schon in ihrer zartesten Kindheit und Jugend angewöhnet worden, den Bedienten verächtlich zu begegnen. Sie war bey allen Zänkeren ihrer Frau Mutter mit ihrem Gesinde gegenwärtig. Sie erlernte die Sprache des Zankes von ihrer Frau Mutter vollkommen. Sie spielte die Rolle ihrer Frau Mutter sehr oft. Die Natur hatte der kleinen Belinden eine leutselige Gemüthsart gegeben, und daher bedauerte sie zuweilen das Gesinde. Allein ihre Frau Mutter mußte dem Unheile bald abzuhelpen, und sie zum Herrschen zu gewöhnen. Du mußt gegen das Gesinde nicht freundlich seyn, meine Tochter, wer wird sich mit dem Gesinde gemein machen, und sich so wegwerfen; denn sie hielt dafür, daß man sich wegwürfe, wenn man mit der Magd nicht immer in dem Tone einer Furie spräche. Du bist ja meine Tochter, sagte sie, du bist reich, und sollst einmal einen vornehmen Mann bekommen; du mußt deinem Stande nichts vergeben. Die kleine Belinde sagte diese vernünftigen Lehren geschwind. Sie schalt in kurzer Zeit so mächtig, als ihre Frau Mutter. Das kleine Nätzchen! sagte diese liebe Mutter, wenn sie ihrer gehorsamen Tochter zuhörte, wie ihr doch alles so wohl ansteht! Man sieht es doch gleich, wer aus einem vornehmen Blute entsprungen ist: Es ist ein allerliebsteß Kind! So recht, meine Tochter, so wirfst du doch deiner Mutter ähnlich! Ich habe dich recht lieb, du sollst auch bald ein neues Kleidchen bekommen. Ein neues Kleid! Konnte man wohl eine grössere Aufmunterung, recht gebieterisch zu werden, erfinden, als diese war. Belinde übertrug ihre

Ihre Mutter bald. Ihre Mutter war, in Vergleichung mit ihr, noch freundlich und gnädig. Noch an dem Tage, da ihr das neue Kleid versprochen worden, sollen zween Lakaien fortgelaufen, und eine Magd und eine Köchin entsprungen seyn, weil sie der kleinen Belinde gar nichts zu Gefallen machen können. Belinde ward groß, und sie heirathete den ersten besten Liebhaber, damit sie nur eine eigne Haushaltung, und eine unumschränkte Herrschaft über das Gesinde ihres Liebhabers bekommen möchte. Schon am Nachtage soll ihre Magd die bittersten Thränen vergossen, und in wenig Tagen darauf ihren Abschied ohne den Lohn bekommen haben. Keine Bedienten haben seitdem über einen Monat bey ihr aushalten können. Keine Magd hat es schlimmer bey ihr gehabt, als welche einiger Schönheit, und einer grössern Kenntniß der Wirthschaft wegen schätzbar gewesen. Zuweilen hat ihr Mann die Parthie der unschuldigen Bedienten genommen, und die Wut seiner Frau durch vernünftige und zärtliche Vorstellungen zu mindern und zu besänftigen gesucht. Allein Belinde hat seine guten Absichten schlecht erkannt. Seht doch den schönen Mann an! hat sie zu ihm gesagt. Je, ich glaube gar, er will seine Frau ablegen, und den Mägden die Brücke treten. Ich glaube, ihr liebt euch wohl gar einander. Ihr seyd mir ein schönes Paar! Ihr mögt euch wohl einander in alle Winkel nachkriechen. Das gottlose verzeufelte Mensch will mir wohl gar meinen Mann abspenstig machen! So soll die Frau Unrecht, und die Magd Recht haben! Seht doch den klugen Mann an! Ich bin dir gewiß nicht gut genug mehr, du eheloser Mann! Unterstehe dichs, die Magd noch einmal zu vertheidigen! Ehebruchs wegen will ich dich anklagen! auf die Ehescheidung will ich klagen! Ich habe schon so viel zu dir gebracht, daß ich einen bessern und vernünftign Mann kriegen will, der den Mägden nicht überhiffte! Das böse Mensch,

Mensch, Gott wird ihrs auf dem Sterbebette nicht vergeben! Ins Spinnhaus mit ihr. Zum wenigsten mag ich so einen Teufel in meinem Hause nicht haben. . . Nachdem sie diese Rede gehalten, wurde die eheliche unschuldige Magd fertigejagt. Vor nicht gar langer Zeit ist eine junge Person, als Magd, in ihre Dienste getreten, die ich Lisette nennen will. Nicht nur ihres Herkommens, sondern auch ihrer guten Eigenschaften wegen verdiente sie ein bessres Glück. Ihre Eltern waren nicht von dem schlechtesten Stande, durch viele Unglücksfälle aber so arm geworden, daß sie ihrer Tochter nichts, als eine gute Erziehung hinterlassen hatten. Sie hatten Lisetten die edelsten Empfindungen beigebracht, und sie war mit dem Elende und der Dürftigkeit so bekannt geworden, daß sie ihr Unglück mit Gelassenheit und Großmuth ertrug. Sie verstand die Wirthschaft, und war überaus vernünftig. Diese trug also Belinden ihre Dienste an, und sie wurde von ihr angenommen, weil sie versprach, mit dem Lohne zufrieden zu seyn, den ihre Frau ihr geben würde. Lisette begegnete ihrer Gebieterin mit der größten Ehrerbietung, sie verrichtete die schwerste Arbeit, die ihr aufgetragen wurde, willig, und so gar mit Vergnügen. Allein sie war nicht lange in Belindens Hause, so mußte sie das tyrannische Bezeigen ihrer Frau ebenfalls erfahren. Verdoppelte Beweise ihrer Ehrfurcht, ein noch eifriger Fleiß, Thränen, kurz alles, was das härteste Gemüth erweichen kann, halfen bey Belinden nicht. Zu Lisettens Unglücke verliebte sich ein junger artiger Bürger in sie, und besuchte sie zu weilen. Belinde erfuhr solches. Sie schalt, und Lisette ließ sogleich ihren Liebhaber bitten, nicht wieder in Belindens Haus zu kommen. Dieser Gehorsam befriedigte Belinden; aber nicht lange. Vor einigen Wochen sagte Amiel zu mir: Begib dich mit mir unsicherbar in Belindens Haus; es soll heute eine grosse Veränderung

nung durch meine Macht darinnen vorgehen. Wir kamen gleich in ihr Zimmer, als Lisette hinein trat, und mit einem ehrerbietigen und lächelnden Gesichte ihre Frau fragte: Was sie befohle. Wo steckst du wieder, du ehrloses Mensch? sing sogleich Belinde an, warum siehst du so lustig aus? Ist dein Kerl wieder bey dir gewesen? Du Schandmensch, ihr werdet wohl beyde mit einander noch an den Pranger kommen! Madame, sagte Lisette hierauf weinend zu ihrer rasenden Frau, tranken und peinigten sie mich doch mit einem so ungerechten Verdachte nicht. Sie wissen ja, daß ich, ihnen zu gehorsamen, meinem ehrlichen Liebhaber allen Zutritt in ihr Haus habe untersagen lassen. Ich habe ihn seitdem nicht gesehen. Belohnen sie denn meinen Eifer, ihnen zu dienen, und meine Treue mit so harten Vorwürfen? Ich rufe sie selbst zum Zeugen; Madame, wie willig ich alle Arbeit. . . Wie, sing Belinde an, ich glaube, du wirfst mir gar deine Arbeit vor. Geh ich dir nicht lohn und Brod? Du kamst ja ganz nackt und zerrissen zu mir, ist hast du doch Kleider, wie eine ehrliche Magd. Von wem hast du sie denn, du undankbares Mensch? Du hast wohl recht viel gearbeitet; das Salz hast du nicht verdient! das gottlose Thier! die insa. . . Sie konnte diese Worte nicht aussprechen; mein Schutzgeist verwandelte Belinden in Lisetten, und Lisetten in Belinden. Die Frau, welche so plötzlich in die Magd verwandelt worden, weinte, und die neue Frau fuhr fort: gieb dich nur zu frieden Lisette, ich bin vom Zorne übereilt worden, weine nicht, ich will dir niemals so übel wieder begegnen. Belindens Mann kam darzu, als sie so sanftmüthig und leutselig mit ihrer Magd sprach. Helfen sie mir doch, näherte sich die in die Frau verwandelte Lisette, Lisetten befriedigen; sie weint, ich hatte mich vom Zorne überraschen lassen, ich machte ihr ungerechte Vorwürfe; aber ich erkenne meines Hefe. Sie ist die

die beste Magd, die ich noch gehabt habe, sie verrichtet alle ihre Arbeit auf das fleißigste, ich weiß gar nicht, wie ich mich habe gegen sie können aufbringen lassen; es reut mich recht sehr. Der Mann erstaunte, daß seine Frau so vernünftig sprach. Er konnte sich in die Veränderung gar nicht finden, und war bey seiner Belinde der Vernunft und Leutseeligkeit gar nicht gewohnt. Er war ganz bestürzt; er glaubte, seine Frau wäre krank, und dem Tode nahe. Er sagte in der Angst zur Magd, sie sollte zu seinem Doctor gehen, und ihn ohne Verzug herholen. Die Magd gehorchte und gieng fort. Ich muß meinen Lesern noch die Veränderung, die in dem Herzen dieser verwandelten Personen vorgegangen, beschreiben. Die nunmehrige Lisette sah und empfand wohl, daß sie eine Magd wäre; sie wußte aber, jedoch nur ganz dunkel, daß sie es nicht immer gewesen, ob sie sich gleich nicht besinnen konnte, daß sie als Belinde noch vor einigen Augenblicken gescholten und gewüthet hatte. Sie behielt nach ihrer Verwandlung etwas von ihrer murrischen und gebieterischen Art. Sie verrichtete alles mit Widerwillen, und hätte gar zu gern über den Herrn und über die Frau zu befehlen gehabt. Die nunmehrige Belinde aber wußte, daß sie Frau im Hause wäre, und es kamen doch Stunden, in welchen sie daran zweifelte. Sie empfand zu ihrem Mann keine Liebe, und in diesem Stücke war sie der rechten Belinden vollkommen gleich; sie fühlte aber doch die größte Ehrerbietung gegen ihn. Mein Schutzgeist hatte ihr alles Andenken an ihre vorige Knechtschaft genommen, ihr aber alle edeln Empfindungen gelassen, die sie als Lisette gehabt hatte; wie man in folgendem Blatte lesen wird.



Der Schußgeist.

Vierzehntes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 11 Augustus 1746.

Fortsetzung des Vorigen.



Belinde war also in Lissetten, und Lissette in Belinden verwandelt worden. Man muß sich immer daran erinnern, daß das ganze Haus von dieser Verwandlung nichts wußte, damit man die Personen nicht mit einander vermengen möge, wenn ich in der Fortsetzung der Geschichte von Belinden und Lissetten reden werde. Nach der erzählten grossen Veränderung fing sich eine ganz neue Haushaltung in dieser Familie an. Vordem hatte Belinde früh ruhig fortgeschlafen, ohne sich träumen zu lassen, ob um neun und zehn Uhr andre Leute auch noch schlafen möchten. Nachdem sie aufgestanden, hatte sie Lissetten, oder einen Bedienten gerufen, und ihnen wegen eines kleinen Versehens, das sie vielleicht die vorigen Tage genug bescholten, den largen Unterhalt vorgeworfen, den sie bey ihr genossen. Darauf hatte sie einige Stunden in den Spiegel, und einige Augenblicke in ein Gebetbuch gesehen. Nachdem sie mit der letzten verdrießlichen Arbeit, und mit ihrem Anzuge, welcher Lissetten allezeit Thränen gekostet, fertig geworden, hatte sie überlegt, was sie zu Mittag essen, und in welcher Spielgesellschaft sie den Nachmittag und den Abend zubringen wollte. Allein zwischen elf Uhr des Morgens, und vier Uhr des Nachmittags, sind viele Stunden, in welchen man, ohne schwermüthig zu werden, nicht ganz müßig seyn kann. Binnen dieser Zeit also hatte sie ihrem Manne, wenn er sich vor ihr blicken lassen, einige mal

D

gesagt,

gesagt, daß sie ihn reich gemacht hätte, oder ihren Bedienten und Mägden so viele widersprechende Befehle gegeben, daß sie unmöglich recht ausgerichtet werden können, und sie also reiche Materie zum Streite, Zanke und Schimpfen gehabt hatte. An die Erziehung der Kinder war von ihr ganz und gar nicht gedacht, sondern die Sorge dafür alten Weibern überlassen worden, welche sie mit den neuesten Stadtzeitungen oder andern Märchen versorgen mußten. Das Glück mochte nun den Nachmittag und Abend Belinden bey dem Spiele günstig oder ungewogen gewesen seyn, so hatte doch das Besinde ihr Glück so wohl als ihr Unglück auf die grausamste Art empfinden müssen. Denn sie hatte nach den Umständen entweder mit ihren Bedienten gescherzt, oder gescholten; ihr Scherz aber war so unerträglich, als ihr Schimpf gewesen.

Dieses war Belindens Lebenslauf, ehe mein Schutzgeist die große Veränderung, die ich schon erzählt habe, vorgenommen. Ich habe die Nachrichten davon größtentheils aus dem Calender ihres Mannes entlehnt. Seitdem war Belinde ganz anders geworden. Sie glaubte nicht mehr, daß sie ihrer Schönheit einigen Schaden thäte, wenn sie früher aufstünde. Oft kam sie der Sonne noch zuvor. Sie beschäftigte sich nunmehr nur kurze Zeit mit dem Anzuge. Ihre Bedienten hatten Ursache, sich zu freuen. Sie begegnete allen weit freundlicher und leutseliger, als vordem, und wenn sie ja etwas versahen, so milderte sie ihre Verweise mit einer solchen Güte, daß sie sich alle Mühe gaben, einer so lebenswürdigen Frau zu gefallen. Nur die Kinderwärterinnen entsetzten sich über die Veränderung ihrer Frau, da sie sich nicht mehr unterstehen durften, ihr neue Mähren vorzubringen, und da ihnen ihre Frau die Erziehung ihrer Kinder nicht mehr überließ. Belinde entzog einen jungen Sohn von neun Jahren ihrer Aufsicht, und übergab ihn einem geschickten und verständigen Hofmeister, und mit der Erziehung der Töchter beschäftigte sie sich selbst. Sie ließ die Spielarten

aus ihrem Zimmer werfen, und schafte sich einige vernünftige Bücher an, mit deren Lesen sie die Zeit auf eine weit angenehmere und nützlichere Art zubrachte. Man kann leicht denken, daß ihre Veränderung nicht verschwiegen blieb. Seit der Zeit trauten sich einige Armen in ihr Haus, und sie that ihnen mit einer so großmüthigen Art Gut's, daß sie alle erstaunt und vergnügt aus ihrem Hause wieder hinweggingen.

Belindens Mann hatte sie geheyrathet, ohne eine wahre Liebe zu ihr zu empfinden; denn er hatte in ihrer Person eigentlich ihr Vermögen geliebt. Ihr voriges Bezeigen hatte ihn auch nicht zur Liebe und Zärtlichkeit kommen lassen. Allein Belinde war auf einmal liebenswürdig geworden. Sie begegnete ihm nunmehr auf die ehrerbietigste Art, sie rechnete ihm das Vermögen nicht mehr vor, das sie zu ihm gebracht hatte, und that alles, was in ihrer Gewalt stand, ihm zu gefallen. Man wird also nicht erstaunen, daß er erst nach zehn Jahren, die er mit ihr ohne Liebe im Ehestande zugebracht, in sie verliebt wurde, so groß auch das Wunder seyn mag, wenn ein Mann in den isigen Zeiten seine Frau nach zehn Jahren noch liebt, oder auch erst zu lieben anfängt. Der gute ehrliche Mann schrieb die grosse Veränderung seiner Frau seiner Gedult und Langmuth zu, womit er ihrer Aufführung so lange nachgesehen. Wenn man ihm in Gesellschaften zu seiner nunmehr liebenswürdigen Frau Glück wünschte, so gab er allezeit zur Antwort, daß man die Weiber nur erst ausbrausen lassen müßte, wenn man Ursache haben wollte, sie endlich zu lieben. Wie groß war sein Irrthum nicht! Er begegnete seiner Frau als ein neuer Liebhaber. Er näherte sich ihr allezeit mit einer ehrerbietigen Furchtsamkeit, und wenn sie ihn küßte, so schätzte er sich für so glücklich, als ein zärtlicher Liebhaber, den seine Geliebte dieses Merkmal ihrer Zärtlichkeit zum ersten male giebt. Allein wie groß war sein Erstaunen nicht, als er sah, daß sich Belinde auf eine ehrerbietige Art immer

immer von ihm entsezt, je jätlicher und feuriger er wurde. Die Kinder, die er von ihr hatte, waren alle Zeugen seiner Pflicht, nicht aber seiner Liebe. Er hätte aber gar zu gern ein Pfand der Liebe mit ihr erzeugen mögen. Doch sie hatte keine Neigung dazu; denn sie liebte ihn, ohnerachtet aller ihrer Ehrerbietung gegen ihn, nicht. Mein Schutzgeist wollte auch nicht haben, daß seine Verwandlung zu einem Verbrechen Anlaß geben sollte. Belinde hatte seit der grossen Veränderung, die mit ihr vorgegangen, alle Nächte ohne ihren Mann zugebracht. Sie wurde allezeit, wenn es Abend wurde, unpäßig, und sie wollte die Nacht über keine andre Gesellschaft als Lisetten haben. Ihr Mann ersuchte sie zwar oft um das grösste Merkmal der Liebe, das eine Frau nach der Meinung der Welt ihrem Mann geben kann. Allein sie wußte solches allemal auf eine so feine und schmeichele Art abzulehnen, daß ihr Mann ihr in diesem Stücke gefällig seyn mußte, so sehr er sie auch liebte. Was empfand er nicht für Schmerzen darüber! Alle Aerzte dieser Stadt konnten sich in die Unpäßlichkeit, die seine Frau des Abends allezeit überfiel, nicht finden, und der Rath, den sie gaben, fiel immer dahin aus, daß er sie mit seiner nächtlichen Gesellschaft verschonen sollte; denn sonst wäre zu befürchten, daß ihre Unpäßlichkeit sich in eine schwere und langwierige Krankheit verwandeln möchte.

Es ist Zeit, daß wir die Aufführung der wahren Belinde, welche in Lisetten verwandelt worden, betrachten. Lisette war, welches meinen Lesern kein Wunder seyn kann, die vorige ehrerbietige, gefällige und fleißige Magd nicht mehr. Sie maßte sich über alle Bedienten einer tyrannischen Herrschaft an. Sie begegnete ihnen murrisch und unhöflich. Sie vollzog alle Befehle ihrer Gebieterin und ihres Herrn mit Widerwillen, und sehr oft unterließ sie die Ausübung derselben ganz und gar. Sie bezeugte auch gegen ihre Herrschaft wenig Ehrerbietung, und gleichwohl wollte sie

ſie auch nicht aus dieſem Hauſe wegziehen. Die ſanftmüthigſten und gütigſten Vorſtellungen und Ermahnungen ihrer Frau fruchteten auch im Anfange nichts bei ihr. Vordem hatte Belindens Mann ſeine Freude über ſie gehabt; er hatte vielfmals in geheim gewünscht, daß ſeine Frau ſo liebenswürdig, als ſie ſeyn möchte. Allein ſeine Nervogenheit gegen ſie verwan delte ſich nunmehr in einen unüberwindlichen Haß. Tausend mal wollte er ſie aus ſeinem Hauſe ja gen; allein Belinde hielt ihn immer davon ab, und ſagte zu ihm, daß man alles verſuchen müſte, ſie zu beſſern. Er wurde über ihr wildes und ungezognes Weſen einmal ſo in Zorn gebracht, daß er ſie recht grausam ſchlug, und er würde mit ihr noch ſchlimmer geſpielt haben, wenn ſeine Frau, der er nichts abſchlagen konnte, nicht eine Vorbitte für ſie eingelegt hätte. Das hätte ihr begegnen ſollen, da ſie ſeine Frau noch gewesen. Denn ſie hatte vordem als Frau wohl hundert mal ſagt, daß ſie ihrem Mann, wenn er die geringſte Mine machte, ihr übel zu begegnen, die Augen ausſtraſſen wollte. Belinde ließ nichts fehlen, Liſetten vernünftig zu machen; ſie ſtellte ihr vor, daß ſie ſich doch erinnern möchte, wie gut ſie ſich vordem aufgeführt hätte, und Liſette konnte ſich darauf gar nicht beſinnen. Endlich drangen die zärtlichen und gütigen Vorſtellungen ihrer Frau bei ihrem harten Gemüthe doch durch. Sie wurde williger, leiſſiger, und höflicher gegen die andern Bedienten. Belinde ermunterte ſie immer mehr und mehr durch viele Wohlthaten zu einer löblichen Aufführung, daß auch ihr Mann wieder einige Neigung auf Liſetten warf, und ihr weit gütiger begegnete. Sie wurde endlich eine Magd, welche andern Bedienten zu einem Beſpiele vorgeſtellt werden konnte.

Seitdem wurde ſie überaus eiferſüchtig auf Belinden. Sie wurde in ihren Herrn verliebt. Die geringſte Schmeichelei und Liebköſung, die er Belinden machte, empörten
ihr

ihr ganzes Herz. Sie wich nicht von ihrer Seite. Sie gab auf alle Bewegungen und Handlungen ihres Herrn aufmerksame Achtung. Sie war des Tags über in der größten Furcht, daß sich die Abendunpäßlichkeit ihrer Frau verlieren, des Nachtes nicht mehr allein, und ausser ihrer Gesellschaft seyn möchte. Hundert mal war sie auf dem Wege, ihrem Herrn eine Liebeserklärung zu thun, wenn sie nicht von der Furcht abgehalten worden wäre, ihn zu beleidigen und zum Zorne zu reizen. Sie nahm sich der Kinder ihres Herrn an, als ob sie die ihrigen wären, wie sie es in der That waren. Sie vergoß allemal die bittersten Thränen, wenn ihr Herr Belinden einmal küßte, ohne zu wissen, warum sie weinte. Denn sie konnte sich als Magd doch nicht überreden, daß ihr seine Küsse zugehörten. Sie war immer traurig, und alle Ermunterungen ihrer Frau konnten sie nicht aus ihrer Schwermuth reißen; denn die Frau konnte nicht sogleich wissen, daß die Liebe zu ihrem Herrn die Ursache ihrer Traurigkeit wäre. Endlich aber sah Belinde ein, daß ihre Magd ihren Mann liebte. Gleichwohl ward sie nicht eifersüchtig darüber, sondern freute sich vielmehr deswegen, ohne zu errathen, warum sie sich darüber freute. Lisette empfing dann und wann von ihrem Herrn einige Wohlthaten, und allemal küßte sie ihm die Hand auf das feurigste, und er ließ es auch zu, ohne die Hand zurück zu ziehen.

Nunmehr hielt es mein Schutzgeist für rathsam, da die Magd ihren Herrn auf das zärtlichste liebte, und vernünftig geworden war, Belinden wieder in Lisetten, und Lisetten wieder in Belinden zu verwandeln, und beide zu den Personen zu machen, die sie vorher gewesen waren. Wie entzückt wurde nicht Belindens Mann, als die Unpäßlichkeit seiner Frau ein Ende hatte, und sich nicht mehr weigerte, in seinen Umarmungen die Beweise der feurigsten Liebe anzunehmen! Wie entzückt wurde aber auch
nicht

nicht Lisette, als ihr Belinde die Erlaubniß gab, die Besuche ihres Liebhabers wieder anzunehmen, und als sie dieselbe so gar an ihn ausstattete! Belinde und ihr Mann, und Lisette und ihr Mann führen nunmehr die vergnügteste und vernünftigste Ehe. So glücklich endigte sich die Verwandlung meines Schußgeistes.

Ich will ihr die an diesem Orte natürlichste Frage nicht untersuchen, ob nicht in Hamburg noch viele Frauen verbessert werden können, wenn sie in ihre Mägde, und ihre Mägde in sie verwandelt werden sollten. Es würde keine Schmeichelei für sie seyn, wenn ich solches bejahte, und wider die Wahrheit will ich auch nicht gern etwas reden. So viel weiß ich gewiß, daß aus verschiedenen Ursachen viele Herren in ihre Lakaien verwandelt werden könnten.

Seit dem das vorhergehende Blatt ausgegeben worden, habe ich verschiedne Briefe von Männern und Weibern erhalten, welche mir ihre grosse Freude bezeugen, daß mein Schußgeist die Macht zu verwandeln besitze. Sie ersuchen mich, ihn zu bitten, daß mein Schußgeist ihnen zu Gefallen einige solche Verwandlungen vornehmen möchte.

Clara Schönsleckerin bittet, daß mein Schußgeist ihren alten kranken und ausgezehrten Mann in seinen Lakaien, und diesen, einen jungen und starken Menschen, in ihren Mann verwandeln möchte. Sie verspricht, daß sie ihren Mann, wenn er Lakay seyn würde, mit schweren Arbeiten verschonen, und ihn bis an sein seeliges Ende mit nothdürftigen Essen und Trinken versorgen wolle.

Julius Francason läßt seine demüthige Bitte an meinen Schußgeist ergehen, seine Frau in ein hübsches Bauermägdchen, das sich in Billwärder in einem gewissen Gartenhause aufhielte, verwandeln möchte. Er stellte es in sein Belieben, was er aus seiner Frau machen wollte. Diese hätte in ihrem Gesichte gar zu viel Blattergruben,

gruben, und triefende Augen; darum könnte er sie nicht leiden. Wenn er seine Wohlthat, die er ihm dadurch erweisen würde, recht angenehm machen wollte, so sollte er es mit seiner Frau so einrichten, daß er ihr nach gefchehener Verwandlung kein Geld zu ihrem Unterhalte geben dürfte. Sie hätte ihm so alle Jahre, und er hätte sie doch nun zwanzig Jahre, achtzig Thaler gekostet, und dieses betrüge eine Summe von sechszehn hundert Thaler.

Christina Coeur bittet sich auch eine Verwandlung ihres Mannes vom Schutzgeiste aus. Ihr ihiger Mann verstünde das Spiel gar nicht. Amiel möchte ihr zum Mann geben, wen er wollte, wenn er nur im Lomberspiel wohl erfahren wäre.

Nicolaus Dervis will meinen Schutzgeist eben nicht mit der Verwandlung seiner Frau beschweren. Er wollte sich nur erkundigen, ob er den Tod seiner Frau nicht beschleunigen könnte. Sie wäre alt und lebens satt, und er möchte doch nicht gern selbst an ihrem Tode Ursache seyn. Er hätte sich seit einigen Jahren, in Hoffnung, daß sie bald sterben würde, mit einem andern Frauenzimmer versprochen, und er befürchtete, daß seine Geliebte ihm ungetreu werden, und einen andern heyrathen möchte.

Ich habe ihre Bitten meinem Schutzgeiste vorgetragen; er hat mir aber unwillig zur Antwort gegeben: Er würde viel zu thun haben, wenn er alle Weiber, mit denen die Männer unzufrieden wären, und alle Männer, von denen die Weiber sich gern befreyt sähen, verwandeln sollte.



Der Schutzgeist.

Fünfzehntes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 18 Augustus 1746.



Ich empfinde allezeit die lebhafteste Freude, wenn ich entweder einen rechtschaffnen Mann mehr kennen lerne, oder an einem rechtschaffnen Mann, den ich schon kenne, eine neue Tugend entdecke, die ich noch nicht gekannt habe. Meine Freude über solche Entdeckungen ist zum mindesten nicht geringer, als die Freude eines Eroberers, wenn er durch grausame Siege ein neues Land unter seine Herrschaft bringt, oder als das Entzücken eines gewinnsüchtigen Schiffers, welcher eine unbekannte reiche Insel entdeckt. Ich würde aber in meinen Entdeckungen nicht sehr glücklich seyn, wenn ich mich nicht auf den glücklichen Beystand meines Schutzgeistes zu verlassen wüßte. Denn es giebt Tugenden, welche denen Schönheiten gleichen, deren Reizungen nicht gleich bey dem ersten Anblicke das Auge mit Erstaunen erfüllen, sondern erst nach einem langen und vertrauten Umgange ihnen sichtbar werden. Es ist uns nicht allezeit möglich, uns solchen Tugenden so sehr zu nähern, daß sie unsrer Aufmerksamkeit nicht entgehen können. Unter diese Tugenden gehört die Bescheidenheit. Der Bescheidne

verkündigt es nicht aller Welt, daß er bescheiden ist. Ich hoffe aus diesem Grunde, daß die Bescheidenheit nicht so selten auf der Erde ist, als man darum vermuthen sollte, weil man mehr eingebilddete und unbescheidne, als bescheidne Menschen kennt.

Mein Schutzgeist kam gestern zu mir. Du kennst doch den Amint, sagte er zu mir? O den liebenswürdigen Amint, antwortete ich? Ja, ich kann niemals ohne Ehrfurcht an ihn denken. Ich empfinde allezeit die heftigste Freude, wenn ich mir seine grossen Tugenden vorstelle. Ich wollte mich darüber mit noch weitläufigern Lobeserhebungen ausbreiten, als mich mein Schutzgeist unterbrach, und sagte: Halte mit deinen Lobsprüchen an dich: Ich will dir etwas von deinem liebenswürdigen Amint erzählen. Ich war es von ihm nicht gewohnt, daß er mich unterbrach, wenn ich mich mit dem Lobe eines tugendhaften Mannes beschäftigte; denn es ist ihm allezeit eine Freude, wenn ich die Tugend lobe. Ich wurde dadurch ganz aufmerksam gemacht. Ich begab mich heute, fuhr Amiel fort, in sein Studierzimmer, wo ich ihn in einem tiefen Nachdenken antraf. Er hatte Trübsals Gedanken vor sich liegen. Ich näherte mich ihm, um seine Gedanken zu erfahren. Ich weiß es, sagte er bey sich selbst, ich besitze gute Eigenschaften; ich gebe mir Mühe, der Welt nützlich zu seyn, und ich kann mir schmeicheln, daß nicht alle meine Bemühungen vergebens sind. Ich habe mich immer bestrebt, ein rechtschaffner Mann zu seyn, und dieser Fleiß ist von dem Glücke mit Reichtum und Ansehen belohnt worden. Ich kann mir auch schmeicheln, daß ich diese Belohnungen recht zu gebrauchen suche. Ich habe manchen ehrlichen Mann in seinem Elende unterstützt. Ach Amiel! unterbrach ich meinen Schutzgeist

in

in feiner Erzählung, ganz erftaunt, und traurig, follte Amint eitel feyn? Alle Welt rühmt ihn, und er rühmt fich auch felbft? Ift es möglich, daß feine vortreflichen Eigenfchaften durch eine übertriebne Eigenliebe, durch die Einbildung, durch einen heimlichen Stolz entehrt werden? Daß doch keine Tugend eines Menschen ganz lauter, und fo vollkommen ift, als fie feyn könnte, wenn fie befcheiden wäre! Ich erftaunte eben fo fehr, fagte mein Schungeift zu mir, als du ißt erftaunft; aber mein Erftaunen wurde noch gröffer, als Amint bey fich fortfuhr. Alles diefes weiß ich, fagte er; aber habe ich darum Urfache Stolz, oder nur zufrieden mit mir zu feyn? Ich habe einige gute Thaten verrichtet; könnte ich aber ihrer nicht noch mehr verrichtet haben? Kann ich diefelben wohl alle meiner Ueberlegung und meinem Vorfaze, fie zu thun, zufchreiben? Bin ich nicht die meiften dem glücklichen Naturel, das mir die Natur verliehen, oder der guten Erziehung meiner Eltern fchuldig? Sind nicht viele Tugenden, die die Welt an mir rühmt, Tugenden meines Temperamentes? Kann ich wohl ihre Lobfprüche annehmen, ohne ungerecht zu werden? Wie viel Urfachen nöthigen mich nicht, demüthiger, als die meiften Menschen zu feyn! Sollte ich meine Fehler, und damit ich meine Eigenliebe nicht zu fehr kränke, meine gleichgültigen Handlungen, will ich nur fagen, gegen meine guten Thaten berechnen, würden fich diefe fämmtlich nicht unter jenen verlieren? Ja, ich darf mir nichts einbilden; ich muß alle meine Sorgen darauf wenden, wenn ich Urfache haben will, mit mir einiger maffen zufrieden zu feyn, daß alle Stunden meines Lebens mit edeln Handlungen erfüllt werden mögen! Wie unvollkommen ift doch der Mensch! Hierauf las Amint in dem vortreflichen Schriftfteller, den er vor fich hatte.

Mein

Mein Gesicht hatte sich während der Erzählung meines Schutzgeistes wieder aufgereizert; ich war über die Bescheidenheit dieses tugendhaften Mannes ganz entzückt worden. Wie liebenswürdig ist nicht Aminé, rief ich aus. Ich schwieg hierauf wieder still, und dieses Stillschweigen sagte ein größeres Lob für den Aminé in sich, als alle Ausrufungen hätten fassen können.

Alle Tugenden, sie mögen so groß seyn, als sie wollen, können durch die Bescheidenheit einen noch größern Werth erhalten. Unfre Verdienste können zwar die Menschen zwingen, uns hoch zu achten; nichts aber als die Bescheidenheit kann uns ihre Liebe zuwege bringen. Wenn wir sehen, daß ein Mensch seine Verdienste kennt, und sich ihrer doch nicht wider uns bedient, uns damit zu erniedrigen, so erwecken uns sogar seine Vorzüge vor uns Vergnügen. Ehe wir seine Bescheidenheit kannten, so blieb unfre Eigenliebe allezeit in einer weiten Entfernung von seinen Verdiensten. Sie scheute sich vor ihnen, weil sie befürchtete, von ihnen gedemüthigt zu werden. Sie erkennt sich gern vor überwunden, wenn sich nur die Verdienste nicht selbst den Sieg über sie anmassen, und sich nicht vor so stark halten, daß ihnen nichts widerstehen könne; denn in solchem Fall schäme es sich unfre Eigenliebe für eine Ehre, überwunden zu werden.

Die hochmüthigen und unbescheiden Menschen, die sich eines jeden kleinen Vorzuges wegen, den sie vor andern haben, brüsten, und hoch einher gehen, sind einander selbst unerträglich. Ich kann den Menschen nicht leiden, sagt Alkanor mit einem verächtlichen Tone; er ist ein hochmüthiger Narr: Er hat was gelernt; er sollte es aber nur nicht wissen. Der Hochmuth verringert alle seine Ver-

Verdienste. Es läßt sich doch mit seiner Wissenschaft auch noch halten. Es haben andre Leute auch etwas gelernt. Bin ich denn so gar einfältig, daß er mir bey allen Gelegenheiten zu verstehen geben muß: er wüßte mehr als ich. Der Narr! Ich habe mich in den Wissenschaften auch umgesehen. Mein Gott! Was sind die eingebildeten Menschen nicht für unerträgliche Geschöpfe! Derjenige, den Alkanor tabelt, kann nicht hochmüthiger seyn, als er selbst ist. Er kann den nicht erleiden, welcher sich mehr, oder auch gleich viel, als er, einbildet. Die Verdienste sind ihm nicht zuwider, sondern nur seine Unbescheidenheit.

Keine Verdienste werden durch die Bescheidenheit mehr erhoben, als diejenigen, welche das Glück schon mit allem Glanze der Ehre und der Bürden verherrlicht hat. Ich setze zum Voraus, daß diese Verdienste groß sind. Ein Mensch der wenig Verdienste besitzt, hat freylich keine Ursache unbescheiden zu seyn. Ein Frauenzimmer mit einem mittelmäßigen Auge, mit einem Gesichte, das noch nicht unter die häßlichen Gesichter gehört, und doch nicht artig ist, mit einer Gestalt, die gerade, aber darum noch nicht schön ist, verdient kein grosses Lob, wenn seine Geberden sitzsam sind. Sie würde lächerlich werden, wenn es seine Duzlerin seyn wollte.

Ich will eine Vergleichung zwischen den bescheidenen Verdiensten, welche von dem Schimmer der Ehre umgeben sind, und dem sitzamen Gesichte eines schönen Frauenzimmers anstellen. Die Personen des schönen Geschlechtes mögen noch so einnehmend und reizend seyn, so verlangen sie doch, seit dem Anfange der Welt, schon nach der Erfindung einer Kunst, durch welche sie noch schöner werden können. Diese Kunst ist schon lange erfunden: Allein
sie

sie ist nicht allen Frauenzimmern bekannt. Sie werden sie im Kleinen in dieser Vergleichung finden.

Man gebe zwei Frauenzimmern alle Reizungen der Schönheit und der Jugend, eine gleich schlanke Gestalt, gleich schwarze feurige Augen, mit einem Worte, alle Annehmlichkeiten, die das Auge entzücken in gleichem Grade. Allein man gebe dem einen Frauenzimmer ein triumphirendes Ansehen, eine Mine, die zu allen andern Schönen sagt, seht ihr nicht, daß ich euch alle übertreffe, erobernde Geberden, welche verkündigen, daß sie alle Herzen fesseln können. Kurz, man lasse ihre Schönheit nichts als Geräusch und Aufsehen machen. Ihre Augen sollen den Helden ähnlich seyn, die sich auf ihre Tapferkeit allein verlassen, und mit ihrer Macht alles zwingen wollen. Man gebe aber dem Gesichte des andern Frauenzimmers die Sittsamkeit. Man lasse die Augen dieser Schönen das Ansehen nicht haben; als ob sie alles überwinden wollten. Man lasse ihre Minen zu andern Schönen, denen sie weit vorzuziehen ist, sagen: Ich erkenne eure Schönheit, ich bewundre euch. Sie soll ihre Augen nicht umher schweifen lassen; sie soll sie zuweilen niederschlagen; ihre weissen Zähne sollen nicht suchen bewundert zu werden; sie soll ihre weisse kleine Hand nicht immer zeigen. Welche von diesen beiden Schönen wird schöner seyn? Man lasse die Schönen selbst urtheilen, welche in dieser Sache die besten Richterinnen sind. Sie haben schon oft den Ausspruch hierüber gethan; denn sie haben eine sittsame Schöne, wenn sie auch die meisten ihres Geschlechts an Reizungen übertreffen hat, geliebt, eine übermüthige Schönheit aber bencidet und verachtet.

Eben so verhält es sich mit grossen Verdiensten, welche das Glück schon über andre Menschen erhoben hat. Ein Mann, welcher reich und vornehm ist, und wirkliche grosse Eigenschaften besitzt, uns aber durch seinen Stolz seine Hoheit selbst fühlen läßt, wird von unsrer Eigenliebe als ein Tyrann gefürchtet. Sie wird schon gedemüthigt, wenn wir sehen, daß er wirkliche grosse Vorzüge vor uns besitzt, wenn wir sehen müssen, daß uns das Glück selbst von der Grösse seiner Verdienste belehret, und uns sagt, daß wir mit ihm nicht in Vergleichung gestellt werden können: Aber die Demüthigung ist allzugroß, wenn er selbst sich mit uns vergleicht, sich uns vorziehet, und uns dadurch, daß er sich selbst über uns erhebt, uns gleichsam verachtet. Nichts ist aber der menschlichen Eigenliebe unerträglicher, als die Verachtung, die ihr von andern widerfährt. Wenn sie sieht, daß ein anderer in der That grösser ist, als wir, so will sie uns zum wenigsten das Verdienst verschaffen, das wir einsehen und zu erkennen geben, welches ihr aber eben dadurch, daß der andre unbescheiden und auf seine Tugenden-stolz ist, geraubt wird. Man soll ihre Hochachtung und Liebe erwarten, nicht aber fordern. Sie will gern, daß diese Hochachtung das Ansehen eines freiwilligen Geschenkes, nicht aber eines schuldigen Tributes haben soll. Ein Mann, der vor andern einige Verdienste besitzt, muß sich nicht gegen sie aufführen, nicht als ob er keine Verdienste befasse; denn eine solche Erniedrigung verlangt unsre Eigenliebe von ihm nicht; sondern als ob er, wo nicht weniger, doch nicht eben viel mehr Verdienste hätte: Seine Entfernung von uns muß nicht unendlich zu seyn scheinen.

Ich habe zeither von dem Werthe geredet, den die Verdienste durch die Bescheidenheit in andern Augen erhalten.

halten. Allein wie viel könnte ich nicht noch von dem Einflusse der Bescheidenheit in die Verdienste selbst reden! Doch ich werde alles zusammen fassen, wenn ich sage, daß der Verdienste weniger werden, so bald sich der Stolz und die Unbescheidenheit einer Seele bemächtigen. Es geht den Verdiensten wie dem Reichtume. So bald sich jemand einbildet, reich genug zu seyn, und sich beredet, daß seine Schätze unerschöpflich wären, so bald wird er unvermerkt ärmer werden. Die Bescheidenheit erhält nicht nur die Verdienste, sondern spornt uns auch beständig an, dieselben zu vermehren, weil sie von sich glaubt, sie könne niemals so viel Vollkommenheiten erlangen, daß sie stolz darauf werden könnte.



Der Schußgeist.

Sechszehntes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 25 Augustus 1746.



tact der Fortsetzung meiner letzten Betrachtungen über die Bescheidenheit, und der Abbildung der falschen Bescheidenen, welche unter der Larve der Bescheidenheit den lächerlichsten und ungereimtesten Hochmuth zu verbergen suchen; will ich meinen Lesern ein Gedicht eines Frauenzimmers über die Bescheidenheit mittheilen, welches mir durch einen glücklichen Zufall in die Hände gekommen ist. Ich überlasse das Urtheil über die Schönheiten dieses Gedichtes meinen Lesern.

Gedanken von der Bescheidenheit.

Wie schwer ist nicht die Kunst, sich muthig zu erkennen,
Und sich durch die Vernunft von dem Betrug zu trennen,

Der uns der Wahrheit Licht oft unvermerkt entführt,
Damit sein falscher Glanz uns desto schneller rührt!
Nie wird wohl eine Pflicht zum Schaden übertrieben,
Als unsre liebste Pflicht, die Pflicht sich selbst zu lieben.
Die Liebe zu uns selbst tyrannisiert den Geist,
Der andrer Gaben nur mit Widerwillen preißt.

Bekannt mit seinem Werth, will sie ihn sorgsam wägen,
 Was fremd ist, sieht man sie in eine Schaafe legen,
 Die andre Schaafe sinke von eignem Werth gebeugt,
 Da andrer Menschen Werth gezwungen aufwärts steigt.
 Der Ausschlag giebt ihr ja ein Recht, sie zu verachten,
 Und voll Vertrauen auf sich mitleidig zu betrachten.
 Denn alles wiegt an ihr: Verdienst, das von sich
 schweigt,

Und sich durch Thaten mehr, als eitle Worte zeigt,
 Hat bey ihr kein Gewicht. O möchten grosse Gaben
 Von der Bescheidenheit den größten Werth doch haben!
 O zeigte sie uns nur, daß man voll Fehler ist,
 Bethört uns ja einmal der Eigenliebe List!
 Wie göttlich ist der Geist, der durch Vernunft bescheiden
 Der andern Gaben kennt, und über sich kann leiden,
 Und sorgsam wacht, wenn er vom Volk sich aufwärts
 schwingt,

Daß kein vermessner Stolz arglistig in ihn dringt!

Philemon, der zur Zahl der Redlichen gehöret,
 Den Eintritt in sein Herz den Leidenschaften wehret,
 Ist edel, und sein Herz ist nur von Tugend voll,
 Und jede That von ihm zeigt, wie man leben soll.
 Geschäftig, als sein Herr nur über sich zu siegen,
 Läßt er von Lastern sich durch keinen Glanz betrügen.
 Er bleibet immer groß, von Bosheit nie verführt,
 Durch Falschheit nie entweiht, vom Neide nie entziet.
 Wie kann Philemon sich vor andern nicht erheben!
 Doch er verlacht den Werth, den ihm der Stolz will
 geben.

Er bändigt diesen Feind stets durch der Weisheit Zwang,
 Und eigne Größe wird ihm nicht sein Untergang.

Die

Die Weisheit lehrt ihn nie die Augen boshaft schließen,
Wo fremde Tugenden die Augen rühren müssen,
Und ist sein Nebenmensch durch wahren Werth ge-
schmückt,
So kennet er ihn gern, und preiset ihn entzückt.

Bei andern, welche nur dem Volk erhaben schei-
nen.

Sieht man, wie Fehler sich mit kühnem Stolz vereinen,
Allein ihr Hochmuth selbst stellt sie verächtlich dar.
Sie sehn es : welche List entreißt sie der Gefahr,
Uns lächerlich zu seyn ? Sie wollen ihn verstecken.
Der Demuth Larve soll der Fehler Menge decken.
Doch wie vergänglich wird der Larve Dauer seyn ?
Denn ein geschärfter Blick dringt durch erborgten Schein.

Hypericum

Lucinde kommt, und reizt, und fesselt alle Blicke,
Und gleichwohl brüestet sie sich nicht mit diesem Glücke,
Und aus Bescheidenheit erröthet ihr Gesicht,
Wenn der entzückte Mund von ihrer Schönheit spricht.
Doch wird sie sich uns stets auf dieser Seite zeigen?
Und wird bey fremden Reiz die Eigenliebe schweigen?
Die schöne Phyllis kommt; das Auge rebellirt,
Und alle Blicke sind Lucinden schnell entführt.
Der Demuth Larve sinkt, da sich ihr Hochmuth reget,
Und ihr getränktes Herz zur Eifersucht beweget.
Wie? Glaube man, sagt ihr Stolz, daß ich nicht schä-
ner bin?

Aufrehrisch eilt von mir der Blick zu Pbyllis hin;
Siehst seine Blöße nicht ihrer Fehler Menge?
Erzückt sie wohl, wie ich durch die geschlanke Länge?

2Bie,

Wie, ist ihr Auge todt! Sie merket Fehler an,
 Die doch ein andrer nicht an Phyllis sehen kann.
 Lucinde tadelte sie: Die Schmähsucht hilfe ihr kriegen;
 Allein wird sie dadurch, wie sie es wünscht, wohl siegen?
 Berächtlich schweiget man zu ihrem Tadel still,
 Da sie auf Phyllis Fall ihr Lob erbauen will.
 Sie lobt sich selbst, um uns sich unterthan zu machen;
 Allein ihr Lob erweckt des Spottes strafend Lachen.
 O wollte sich ihr Herz von Stolz und Neid befreien!
 Wie Phyllis, würde sie schön und erobernd seyn!

Dich, Medor, sollte man den Sohn der Demuth
 nennen,

So sorgsam scheust du dich, dein Gutes zu bekennen,
 Und bist von deinem Werth im Herzen überzeugt,
 Das unbescheiden ist, und nur aus Hochmuth schweigt.
 Den Ehrgeiz, sagest du, soll man bey mir nicht finden.
 Warum? sein Blendwerk muß vor der Vernunft ver-
 schwinden.

Die Eitelkeit giebe mir den Wunsch nach Ruhm nicht ein.
 Das Lob erzwing ich nicht: Die Welt soll Richter seyn.
 Durch diese List willst du dich uns bescheiden zeigen,
 Und durch die Demuth soll dein Ruhm noch höher steigen.
 Die Welt rühmt dich, und glaubt, du seyst des Ruhmes
 werth,

Weil dein lobsuchtig Herz das Lob nicht laut begehrt.
 Du bittest: Möchte man das Lob doch nicht verschwenden,
 Und eifrig suchest du den Lobspruch abzuwenden.
 Den Werth verläugnest du, den jeder an dir findet,
 Und giebst dir Fehler schuld, die dir nicht eigen sind.
 Die Arglist sollte wohl fast Kluge hintergehen,
 Du tadelst dich, und willst, daß wir dich mehr erhöhen.

Ihr

Ihr Menschen lobt ihn nicht : er ist des Ruhms nicht
werth,
Denn er gesteht es selbst : Man schweigt, wie er begehrt.
Doch da die Welt ihn schweigt, kann Medor nicht mehr
schweigen.
Er ist getränkt, und schnell wird sich sein Hochmuth zeigen.
Er schlägt den Lobspruch aus, doch glaubt nicht, was er
spricht;

Ein unverdienter Ruhm beleidiget ihn nicht.
Das Lob, das er verdient, sucht er nur abzulenken,
Um uns zu nöthigen, auf grössern Ruhm zu denken.
Man rühmt ihn nicht. Er seufzt : wie blind ist nicht die
Welt,

Die Gaben und Verdienst an mir auch unwerth hält!
Wie frey läßt Medor uns in seine Seele sehen,
Die erst voll Hoffnung war, die Welt zu hintergehen!
Ihr Menschen, welche man so schwer entwickeln kann,
Ein Ungefähr zeigt oft, was ihr verstecktet, an;
Wie eine Zuhlerin mit falschem Reize prahlet,
Wenn vor dem Nachetisch sie sich Stirn und Wangen
mahlet,
Und unsern Blick betrügt : Ihr Reiz wird bald verblühen,
Er währt nur kurze Zeit : ein Hauch vernichtet ihn.

Die finstre Clelia, die allen Furcht erwecket,
Da ihr Gesicht ein Heer gekrümmter Runzeln decket,
Die den gebeugten Kopf zur Erde niederschlägt,
Und deren Körper schon des Todes Bildniß trägt,
Die strenge Begnerin von allen Eitelkeiten
Will durch Bescheidenheit des Fleisches Stolz bestreiten.
Betrübt beklagt sie oft der Sünden grosse Zahl,
Und ein gottseelig Ach entflieht ihr tausendmal.

Sie

Sie liebt und betet igt, warum? um keusch zu leben,
 Und züchtig seufzet sie: Gott wird mir Gnade geben,
 Mir armen Sünderin, daß mich die böse Lust
 Unangefochten läßt. Mir ist es nicht bewusst,
 Daß ich es je versucht mit feuerreichen Blicken,
 Wie meine Nachbarin, die Männer zu bestreiken.
 Doch ihre Keuschheit setzt sie Gott zu theuer an,
 Die sie sich so bequem und leicht verschaffen kann;
 Denn wer versucht sie? Beschützt von ihren Jahren
 Darf sie sich vor dem Sturm der Stüßer nie bewahren.
 Sie schlägt an ihre Brust. Ich arme Sünderin,
 Ob ich gleich, seufzt sie laut, nicht ohne Fehler bin,
 Such ich mich doch durch Pracht der Welt nicht gleich zu
 stellen,

Die Mode soll mich nie durch eitles Blendwerk fällen,
 Der Schnitt von diesem Kleid ließ meiner Mutter schön,
 Sollt ich so gottlos seyn, und igt wohl anders gehn?
 Sie trägt ein gleiches Kleid, wie man es sonst getragen.
 Und dies soll Demuth seyn? Nein, sie will es nicht
 wagen,

Sie weiß wohl, daß ein Kleid, das junge Schönen ziert,
 Die Fehler an ihr zeigt, die man sonst nicht gespürt.
 So brüstet sich der Stolz der Menschen oft mit Gaben,
 Die sie dem Zufall nur, nicht sich zu danken haben,
 Und wenn die Ohnmacht ihm zu sündigen verwehrt,
 Veredet er sich gern, daß er es nicht begehrt.

Ihr Menschen, wollt ihr euch ein ächt Verdienst er-
 werben,

So laßt in eurer Brust die Eitelkeit ersterben.
 Zu oft zeigt uns an uns der Eigenliebe list
 Manch glänzendes Verdienst, das uns nicht eigen ist.

Gleich

Wielchwie ein süßer Traum die Geister oft vergnügt,
 Wenn uns des Schlafes Gott erst freundlich eingewieget,
 Das Elend, das am Tag ein Wütrich um uns war,
 Fliehet, und ein lachend Glück stellt sich dem Geiste dar.
 Doch fliehen vor den Tag die leichten Phantasien,
 So seuffzen wir, wie sonst, anstatt uns zu erheuen,
 Denn die gezeigte Lust, die unsern Geist erfülle,
 War nur ein eitler Traum, ein flüchtig Schattenbild:
 So schmeichelnd kann uns auch der Hochmuth hintergehen,
 Wenn wir mehr auf den Schein, als auf das Wesen
 sehen.

Doch wenn der Weisheit Licht des Blendwerks Dunst zer-
 treibt,

So ist's ein leeres Nichts, das uns dann übrig bleibt.
 laß die Bescheidenheit dem Stolze nie verrathen,
 Und niemals blähe dich mit deinen edlen Thaten,
 Und forsch erst: Ist ihr Quell auch rein und ungetrübt;
 Oft ist der Quell nicht rein, der lautes Wasser giebt.
 Der Tugenden Besiz kann dir zwar Ehre geben,
 Doch giebt er nicht ein Recht, dich trotzig zu erheben.
 Die Augen schliesse nur aus Eitelkeit nicht zu,
 Stets wird noch jemand seyn, der grösser ist, als du.



Der Secretair meines Schungeistes hat mir einen
 Brief geschicket, von dem er mir sagen läßt, daß es ihm
 unmöglich wäre, einen Auszug daraus zu verfertigen. Ich
 möchte mir also die Mühe geben, ihn ganz zu lesen, und
 zu beantworten. Ich will solches auch thun. Hier ist
 der Brief.

Mein

Mein Herr!

Ich kann es nicht verwehren, daß ihr Schutzgeist auf mein Zimmer kommt, und meine Gedanken beobachtet, denn er ist ein Geist. Aber urtheilen sie selbst, wie viel meine Bescheidenheit darunter leide, wenn sie der Welt laut sagen, was ich im Stillen und Verborgnen denke. Schätzen sie mich so hoch, als sie wollen; aber sagen sie es nur der Welt nicht, daß ich Hochachtung verdiene. Alle Leute in meinem Hause haben glückwünschende Complimente deswegen bei mir abgelegt, daß sie mich öffentlich bewundert haben. Stellen sie sich selbst vor, wie sehr ein Bescheidner darüber erröthe. Man hat genug zu thun; sich vor seiner Eigenliebe zu bewahren, ohne daß sich das Lob, als ein Feind zu dieser Feindin gesellen darf. Ich bewundere sie; aber würden sie nicht in Versuchung gerathen, stolz zu werden, wenn ich sie mit lobeserhebungen überhäufen wollte? Ich bin,

Mein Herr!

Dero

aufrichtiger Bewunderer,
Amint.

Hier ist meine Antwort.

Mein Herr!

Mein Schutzgeist ist nicht auf ihrem Studierzimmer gewesen. Er kennt sie nicht einmal. Ich zweifle nicht an ihren Verdiensten, und an ihrer Bescheidenheit; ein Lob verdient das andre. Aber bringen sie ja ihre Hausgenossen aus dem Irrthum, daß mein Schutzgeist bei ihnen gewesen ist. Ich und er sind Feinde des Irrthums. Es können ja zweien Menschen wohl einen Namen haben. Dieses meldet ihnen zur Nachricht

Der Verräute seines Schutzgeistes.

Der Schußgeist.

Siebenzehntes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 1 September 1746.



Die plötzliche Bekehrung eines hiesigen reichen Freigeistes, Ignatius Droweling, seine Verwandlung in einen andächtigen Schwärmer, und seine Reise nach dem eigentlichen Sitze der eingebildeten Heiligen, nach Herrnhut, machen jetzt fast in allen Gesellschaften den Inhalt der meisten Unterredungen aus. Die Urtheile der Leute darüber sind verschieden. Man erstaunt über diese Veränderung, die mit ihm vorgegangen ist, und niemand, als ich, weiß die wahre Ursache derselben. Ich kann gar nicht errathen, sagte leztlich auf dem Milano ein scherzhafter Kopf, was ihn auf den lustigen Einsall gebracht hat. Man hat nicht gehört, daß er sehr gefährlich krank geworden wäre; denn sonst macht immer eine Krankheit, oder das Alter, die Freigeister fromm. Weil zu besorgen ist, daß die Gespräche von ihm, wosfern die Welt länger wegen der Ursache seiner lächerlichen Bekehrung ungewiß bleibt, die Unterredungen von der Mode und vom Kriege, von dem Handel und vom Nächsten, vom Prästendenten und von Mägden aus den Gesellschaften vertrieben werden, und es schade wäre, wenn dergleichen Gespräche ganz eingehen sollten, so habe ich mich entschlossen, meinen Lesern die Ursache der merkwürdigen Veränderung mit ihm zu erzählen.

R

Ignat.

Ignatius Droweling war einer von denen, deren Reichtum ihre Religion ist. Seine Eltern hatten nicht Zeit gehabt, an die Erziehung ihrer Kinder, und an ihre Unterweisung in der Religion zu denken; denn sie hatten genug zu thun, reich zu werden. Sie hatten nur darauf gedacht, ihren Sohn zu einem galanten Erben zu machen, und ihre Töchter an reiche Männer auszustatten. Wie sich manche alte Leute, wenn sie sich einmal eine Stunde von ihren ernsthaften Geschäften abmüssigen können, eine Lust zu machen, und von Priestern zu reden pflegen, so hatte der junge Droweling, der immer in der Gesellschaft seines Vaters war, von demselben nach und nach die Kunst erlernt, über die Priester zu spotten, und auf eine so sinnreiche Art bey rechtschafnen und verständigen Männern lächerlich und verächtlich zu werden. Sein Vater starb, und machte ihn durch seinen Tod zum Herrn über eine grosse Erbschaft. Er war noch sehr jung, wie war es also möglich, daß er ohne Unterweisung sehr verständig hätte seyn sollen. Er war eitel und stolz. Reichen Leuten sind die Thorheiten erlaubt, weil sie dieselben bezahlen können, und man wird sich daher nicht wundern, wenn man hört, daß sich der junge Ignatius allen nur ersinnlichen Wollüsten überlassen. Wenn sein Verstand nicht schon verderbt gewesen wäre, so würde er es doch gewiß geworden seyn, da sein Herz durch die üppigsten Ergötzlichkeiten weibisch, vorjartete und verderbt wurde. Seine Gesellschaft, die so lange von der Religion nichts hielt, als ihnen die besten Gerichte und Weine, theils nicht fehlten, theils vortreflich schmeckten, machten ihn bald zu einem vollkommenen Frengeiste. Vielleicht ist jemand so blödsinnig, und wundert sich, daß er so bald ein Frengeist geworden. Man muß aber nur wissen, daß es gar leicht ist, ein Mensch zu werden, der sich einbildet, mehr Vernunft als alle Menschen vor ihm, und zu seiner Zeit zu haben, seine

keine Glaubensbrüder ausgenommen, und der in der That doch weniger hat, als der ärmste Landmann, der seinen Catechismus versteht. Denn ein solcher Mensch darf sich nur bereuen, daß diejenigen unter den Alten und Neuern, welche bey der tiefsinnigsten und gründlichsten Erkenntniß der Wissenschaften geglaubt, noch weit vor Pöbel entfernt zu seyn, wenn sie, wie er, die Lehren der Offenbarung nach einer reifen Ueberlegung glaubten und für wahr hielten, entweder Narren gewesen, oder doch, so redlich und rechtschaffen sie sich immer bezeigt haben, sich nur so angestellte, als ob sie etwas von der Religion hielten. Wenn er es zu dieser Stärke des Geistes gebracht hat, so darf er sich nur auch das Gewissen, und allen Beschmack an demjenigen, was andre edel und groß nennen, abzugewöhnen, und nur den Schein einiger allgemeinen bürgerlichen Tugenden zu behalten suchen. Alle seine Grundsätze müssen diese seyn: Alles, was ich nicht deutlich wissen und begreifen kann, ist nicht wahr: Die Bücher, welche man die Offenbarung nenne, sind von den Pfaffen erfunden worden, den Pöbel im Zaume zu halten. Es ist keine Auferstehung der Todten, und keine zukünftige Bestrafung und Belohnung: Unsr Seele ist körperlich, und hört mit dem Leben auf zu seyn: Man muß der Natur folgen, oder deutlicher zu reden, man muß alles thun, was die Begierden und Leidenschaften von uns verlangen. Dieses Lehrgebäude der Freygeister ist kurz, und sehr leicht zu fassen, und derjenige, der ein Freydenker werden will, hat nicht nöthig, ein Philosoph zu werden, um dasselbe zu erkennen. Doch es gehört noch etwas mehr dazu, ein Freygeist zu seyn, der einiges Aufsehen in der Welt machen will. Wenn er diesen letzten Endzweck zu erreichen gedenkt, so muß er in der Sprache der Freygeister wohl erfahren, und mit ihrem Wige be-
gab

gabt seyn. Dieses ist auch nicht schwer. Denn keine Sprache braucht weniger Zeichen, als diese, weil ein Freigeist nicht viele Gedanken auszudrücken hat. Die ganze Sprache besteht etwa in folgenden Ausdrücken, die man fleißig anbringen muß. Wie sollte das möglich seyn? Das ist unbegreiflich. Das ist wider die Vernunft. Das ist Pfaffen-Beschwäg. Kann etwas ungereimters seyn? Darüber muß man lachen. Das ist wider die Natur. Man muß nichts glauben. Kann man es demonstrieren? Ein Freigeist kann die Stärke seines Geistes in Erfindung ähnlicher Ausdrücke beweisen. Sein Wig besteht darinnen, daß er schimpfen lernt, daß er die Worte der Bibel und Gesangbücher, welche von den heiligsten und göttlichsten Gedanken gebrauchte worden, verdrehe, und bey nichtswürdigen Gelegenheiten anbringe, daß er viele lustige Märchen von Priestern auswendig lerne, fleißig wieder erzähle, und über ihre Kleidung zu spotten wisse. Dieser Wig muß von der Unverschämtheit seiner Geberden begleitet werden. Ein Mensch, der über eine Gotteslästerung roth wird, und sich schämt, schickt sich noch zu keinem Freigeiste. Vor allen Dingen muß er sich in acht nehmen, sich mit jemanden in eine ernsthafte Untersuchung der Lehren der Religion einzulassen. Dabey könnte ihm leicht angst werden, wenn er zumal noch ein Anfänger in der Freydenkerei ist, und sich noch nicht alle Grundsätze der Tugend völlig abgewohnt hat; Nichts aber kann das Lehrgebäude eines Freigeistes mehr erschüttern, als die Angst. Wenn jemand so verwagen oder thöricht wäre, sich darüber ernstlich mit ihm zu unterreden, so muß er ihn nur auslachen, muthig zu überschreien, und mit Fragen zu betäuben suchen; nicht bey einer Sache bleiben, und ihn gerade zu unter die Einsältigen und kleinen Geister zählen. Wenig Menschen sind so muthig, daß sie wider solche Gründe und Beweise aushalten sollten. Schreiegt sodann

der Gegner, so muß er Triumphlieder anstimmen, und seinen Sieg in allen Gesellschaften verkündigen und ausbreiten. Dieses ist der kürzeste und leichteste Weg, es bald so weit zu bringen, daß er weniger Vernunft, als andre habe, oder welches einerley sagt, daß er ein Freygeist sey. Ich wüßte nicht, was ihm zum völligen starken Geiste fehlte, wenn er überdieß noch die Namen der berühmtesten Heiden und Freygeister, des Celsus, des Porphyrius, des Spinoza, des Tolando, des Collins, des Morgans, des Chubbs und anderer zu nennen, und sich auf sie zu berufen weiß. Dieses alles hatte Ignatius Droweling richtig gefaßt.

Man wird sich erinnern, daß ich in einem meiner vorhergehenden Blätter eine kleine Geschichte von den lächerlichen und unedlen Absichten eines Schottländischen Caplans beyrn Heyrathen erzählt. Ich wollte fortfahren, und eine allgemeine Anmerkung hinzusetzen, daß es nämlich in Deutschland manche Geistlichen gäbe, die ihrem Amte nicht mehr Ehre machten, als der Schottländische Caplan, als ich schweigen mußte, weil der Seher kam, und Exemplar von mir verlangte. Ich setzte zum Schlusse dieses Blattes hinzu, daß für einen Ducaten eine geschriebne Fortsetzung desselben bey meinem Verleger abgeholt werden könnte. Dieses that ich in der Absicht, die Freygeister in unser Stadt kennen zu lernen. Ich begab mich daher täglich zu meinem Verleger, um mich mit denen, die etwa dieses Blatt würden abholen wollen, in ein Gespräch einzulassen, und die Absichten zu erfahren, warum sie diese geschriebne Fortsetzung gern haben wollten. Meine Absicht ist mir auch gelungen.

Ignatius Droweling kam zu meinem Verleger, und verlangte die geschriebne Fortsetzung. *Le Diable m'emporte,*

porte, mein Herr, sagte er zu ihm, endlich wird ihre Schriftsteller auf das rechte Kapitel kommen. Ich habe schon vest geglaubt, daß er ein völliger Narr wäre. Die meisten Blätter von ihm sehen ja aus, als wenn sie einer geschrieben hätte, der bald zum Durchbruche kommen wollte. Es schien mir, als wenn sein ganzer Kopf noch mit Hirngespinnsten und mit den albernen Träumen der Religion angefüllt wäre. Doch der ehrliche Narr mag noch ganz gesunde Grundsätze haben. Aber er ist nur zu blöde, und wagt sich mit seinen Meinungen nicht hervor. Man muß ihm aber nur Muth machen. Machen sie mich doch mit ihm bekannt. Die Geschichte, die er von einem Schottländischen Pfaffen erzählt hat, ist recht lustig. Er hat sie nur nicht recht gut erzählt. In Deutschland giebt es der Pfaffen und Narren, denn beides ist doch einerley, auch recht viel. In der geschriebnen Fortsetzung mögen viel närrische und lustige Geschichte von den Schwarzröcken stehen. Geben sie mir sie doch her, damit ich sehen kann, ob er noch ein wenig Vernunft hat. Ich winkte meinem Verleger, welcher ganz erstaunt und erschrocken war, daß er hinweggehen sollte. Er that es unter dem Vorwande, daß er die geschriebne Fortsetzung holen wollte. Unterdessen sah Ignatius Droweling die Cangelreden auf dem Tische liegen, er blätterte mit einer verächtlichen Mine darinnen: ja ja, sagte er, die Auferstehung der Todten! und lachte. Wenn werden doch die Dummköpfe aufhören, uns solche Märchen weis zu machen. Hierauf hüpfte er auf einem Beine herum, trällerte, und kam auf mich los, ohne Zweifel darum, weil er in meinem Gesichte das größte Erstaunen über seine Frechheit und Unverschämtheit abgebildet sah. Sie werden mich auslachen, mein Herr, sagte ich, daß ich über ihre Berwegenheit erstaunen kann. Ich weiß wohl, daß sie nicht so reden würden, wenn sie nicht so gesund und reich wären. Sie lachen? Ich mag ihnen immerhin ver-

ächtlich

ächtlich vorkommen; ich versichre sie aber, der heutige Tag wird nicht vergehen, so werden sie gewiß kleinmüthiger seyn, und ehrerbietiger von der Religion denken. Dieses sagte ich mit einem gesetzten Gesichte und Tone zu ihm. Er lachte, und gieng hinweg, als ihm mein Verleger die geschriebne Fortsetzung brachte, die aus einigen Auszügen aus lebhaften Satiren wider die Freigeister bestand, die ich aus dem Zuschauer und Aufseher abschreiben lassen.

Man muß sich über meine muthige Anrede an ihn nicht wundern. Ich wußte, daß er willens war, sich noch diesen Tag auf der Elbe lustig zu machen, und es war aus verschiednen phphysicalischen Anzeigen wahrscheinlich zu vermuthen, daß die Elbe stürmisch seyn würde.

Was ich vermuthet hatte, traf richtig ein. Die Elbe war unruhig, und das Boot auf welchem Ignatius Droweling sich befand, sehr oft in Gefahr, von den Wellen bedeckt zu werden. Die Furcht vor einem nahen und unvermutheten Tode schlug allen Muth dieses Freigeistes nieder. Was that er nicht für Gelübde, wenn er nur vom Himmel diesesmal aus der ihm drohenden Gefahr erretet werden sollte! Das Gewissen, welches hier durch keine sinnlichen Ergötzlichkeiten unterdrückt wurde, quälte ihn so sehr, daß er glaubte, das Meer hätte sich nur seinerwegen empört. Dieser starke Geist, wie mir mein Schutogeist alles dieses nachher erzählte, schämte sich nicht, so schwach zu seyn, und zu beten. So nahe das Boot dem Schiffbruche war, so landete es endlich doch noch glücklich. Seitdem war Ignatius Droweling wider die Gewohnheit derer, die nach einer überstandnen Gefahr wieder so trostlos werden, als sie in derselben verzagt gewesen, ganz traurig und niedergeschlagen. Er hörte seitdem den Teufel und die Hölle allezeit mit Furcht und Zittern nennen. Er

end.

entfernte sich fast aus allen Gesellschaften, und wenn er in einige kam, so redete er von nichts, als von der Buße, und vom Durchbruche. Man hielt im Anfange dafür, daß er sich nur so bußfertig und zerknirscht anstellte, um sich als einen recht weisen Freigeist zu zeigen. Allein wie erstaunte die Welt nicht, als sie hörte, daß er fast keine Versammlung der hier versteckten Herrnhutischen Brüder versäumte, als er seine Güter verkaufte, und sich endlich gar nach Herrnhut begab. Nunmehr wird die Welt die Ursache seiner plötzlichen Veränderung wissen.

Die Freigeister sind die trostigsten und unverschämtesten Geschöpfe. Sollte man nach ihrem Geschwäze von ihrem Character urtheilen, so würde man meinen, daß sie sich für nichts fürchteten, weil sie nichts glaubten. Allein man irrt gewaltig, wenn man dieses meint. Sie dürfen nur in eine plötzliche und unermuthete Gefahr kommen, so werden sie aus den trostigsten die seigsten Menschen. Der größte Freidenker kann so leicht abergläubisch werden, als das einfältigste Weib. Eine schwere Krankheit ist mächtig genug, diese Wirkung bey ihm hervorzubringen. Nicht ein jeder Freigeist ist ein *Niaz Ocleus*, welcher noch zu der Zeit, da ihn die Wellen schon verschlingen wollen, seine Hand wider den Himmel ausstreckt, und dem Jupiter droht.



Der Schußgeist.

Achtzehntes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 8 September 1746.



Der Secretair meines Schußgeistes läßt sich die Verwaltung des Amtes, das ich ihm aufgetragen habe, sehr angelegen seyn. Ich habe nunmehr viele Briefe erhalten, und die Anzahl derer, die an mich schreiben, wird täglich grösser. Es ist Zeit, daß ich einige Auszüge aus diesen Briefen, die mein Secretair gefertigt, einrücke, und auf diejenigen antworte, welche solches zu ersohnern scheinen. Mein Secretair hat in seinen Auszügen alle lobeserhebungen und Schmeicheleyen ausgelassen, welche mir von meinen Correspondenten gesagt worden sind. Ich kann mich nicht enthalten, es der Welt als eine Wohlthat anzurechnen, daß sie diese Schmeicheleyen nicht in meinen Blättern lesen darf. Die Erfahrung muß sie belehren, daß die Bescheidenheit keinem Menschen schwerer wird, als einem Schriftsteller. Hier sind die Auszüge, und die Antworten darauf, wo sie nöthig gewesen sind.

Clelia seufzet in ihrem Briefe über das immer mehr und mehr einreissende Verderben der Welt. Sie verlangt zu wissen, ob das Ende derselben nicht ganz nahe sey. Sie vermuthet es, weil so viele junge Leute Lucinden ihres Nachbarin besuchen. Sie meynt, daß hinter diesen Be-
suchen

suchen nicht viel gutes seyn müsse. Sie verlangt durch meinen Schutzgeist oder mich zu erfahren, ob diese Lucinde nicht mit einem dieser jungen Herren ein strafbares Verständniß habe. Sie wollte eben ihrer Nachbarin nichts böses nachsagen; aber die jungen Herren kämen doch ihrer unmaßgeblichen Meinung nach auch wohl nicht zu ihr, um mit ihr zu beten und zu singen. Wenn sie von mir die verlangte Nachricht erhält, will sie die Welt vor dieser Verführerin warnen, damit des Bösen in der Welt nicht noch mehr werde.

Antwort an Clelia. Ehe ich ihrem Verlangen willfahren kann, muß mir Clelia aufrichtig zu wissen thun, ob sie nicht noch im vorigen Jahrhunderte gebohren worden, und sich so sehr verleugnen können, daß sie mit aller möglichen Redlichkeit gestehe, ob ihr ihr Spiegel sagt, daß sie häßlich ist. Zugleich muß ich von ihr erfahren, wie oft sie den Tag über betet und singet.

Aegist, ein Sohn eines reichen Kaufmanns, beschreibt sich in seinem Briefe als einen jungen, großmüthigen, künftlichen und mitleidsvollen Menschen. Seinen Vater bildet er als einen Mann ab, welcher nicht allein geizig, sondern auch unbarmherzig sey. Er möchte, wie er schreibt, der Welt gern auf eine so großmüthige Art Gutes thun, daß er ihr die beschwerliche Erkenntlichkeit ersparen könnte, und sie seine Wohlthaten nicht als Wohlthaten ansehen dürfte. Er könnte aber seine edeln Absichten nicht ausführen, weil ihm sein Vater das dazu benötigte Geld versagte. Aus dieser Ursache verlangt er zu wissen, wenn sein Vater, welcher doch nun schon alt, und zum Tode reif genug sey, sterben würde. Zu gleicher Zeit fragt er, ob er nicht mit gutem Gewissen um die baldige Auflösung

Auflösung seines Vaters beten dürfe. Zeither habe er solches gethan, und er hofte, daß ich ihm, als ein erleuchteter Mann, den Rath geben würde, immer in seinem Gebete fortzufahren. Er bezeugt in seinem Briefe ein grosses Mitleiden gegen die Weinhändler und Weinschenken. Er sagt, daß der Wein einige Jahre nicht gut gerathen, daß dieser Miswachs sie sehr in ihrer Nahrung zurückgesetzt, weil sie den Preis des Weines erhöhen müssen, und folglich diese Erhöhung ihnen viele Kunden vertrieben habe. Mit gewissen jungen artigen Frauenzimmern, welche sich auf keine andre Hülfe, als auf den Beystand junger großmüthiger Herren verlassen müssen, trägt er ein sonderliches Mitleiden. Am Ende seines Briefes preiset er mich als einen Mann, der zur Großmuth von Natur geneigt ist.

Antwort an den Herrn Aegist. Ich habe mich um ihn und um seinen Vater genau erkundigt. Sein Vater, ein Mann von vierzig Jahren, befindet sich in solchen Umständen seiner Gesundheit, die ein langes Leben prophezejen. Ich habe auch in Erfahrung gebracht, daß er alten, abgelebten, und andern Armen, welche nicht mehr im Stande sind, sich ihren Unterhalt durch Arbeit zu erlangen, viel Gutes thut. Was ihn, seinen Sohn, betrifft, so muß ich ihn bitten, daß er sich zu seinem Tode bereite. Sein Mitleid gegen die Weinhändler, und gegen die jungen Frauenzimmer, die ihr Leben eben nicht mit Räthen und Frauenzimmerlichen Arbeiten erhalten, ist der Untergang seiner Gesundheit gewesen. Ich vermuthete, daß er in einem halben Jahre begraben seyn wird.

Aegidius Zeighful schreibt, daß er im Begriffe sey, sich zu verheyrathen. Er habe, wie er mich benachrichtigt,

richtigt, geglaubt, es wäre genug, daß er um eine Person, die ihm gefiele, anhielte, weil er in einem vornehmen Amte stünde, und schon so viele Güter besäße, daß er seine Frau alle vier Wochen, wenn sie es verlangte, neu kleiden könnte. Er sey aber in ein nicht geringes Erstaunen gesetzt worden, als diejenige, die er sich zu seiner zukünftigen Frau ausersehen, ihn von der Liebe und Hochachtung nach der priesterlichen Verbindung so viel vorgeordnet hätte. Es wäre wahr, schreibt er, daß die Märrin, um welche er angehalten, eben so schön als reich wäre, und nach dem Lobe, das ihr die Welt beslegte, viel Verstand, und noch mehr Tugend besäße. Diese Eigenschaften wären ihm sehr lieb; denn er sähe es gern, wenn ihm seine Frau getreu bliebe, wenn er auch der izzigen Mode, gemäß so gar standhaft über seine Treue nicht hielte; er hätte aber doch bey ihr nicht darnach gefragt. Er wollte eine Frau haben, die die Aufsicht über seinen Tisch, und über die Bedienten hätte; auf eine ewige Liebe könnte er sich nicht einlassen; denn wer wüßte zum Voraus, wie lange sie schön bliebe? Er verlangt also von mir zu wissen, ob es ein Befehl sey, seine Frau nach der Heyrath noch zu lieben, und ob man das Befehl nicht übertreten dürfe. Es wäre wahr, er heyraethete die artige Märrin gern; aber ich sollte doch mein Gutachten von mir geben, ob die Bedingungen, unter welchen sie ihm ihre Herz geben wollte, nicht zu hart und unbillig wären. Am Ende seines Briefes erinnert er mich an mein Geschlecht, und host, daß ich dessen eingedenk, und den Mannspersonen nicht allzuschwere Pflichten gegen das Frauenzimmer vorschreiben würde.

Antwort für den Aegidius Leighful. Diejenige Person, die er zu seiner Braut ersehen hat, wird von ihren Forderungen nicht absteßen. Sie sind billig und gerecht.

gerecht. Ich vermahne sie selbst öffentlich dazu, nicht das geringste von ihnen nachzulassen. Ich bitte sie sogar, ihm ihre Liebe zu versagen, wenn er ihr auch eine ewige Liebe zuschwören sollte. Denn er hat es doch im Sinne, seinen Schwur zu brechen. Zu den Absichten, zu denen er eine Frau haben will, wird er Frauenzimmer genug finden. Er darf nur vielen die Zusage thun, daß er sie alle vier Wochen neu kleiden lassen will, so werden sie seinem Ansuchen nicht widerstehen. Fast in allen Gassen unsrer Stadt sind Frauenzimmer anzutreffen, die ihr einziges Glück in neuen Kleidern finden, und viele sind darunter, welche eben so vornehm sind, als er ist. Was kann ihm an der Närrin gelegen seyn, welche von ihm verlangt, daß er sie noch nach der Heirath lieben und hochachten soll? Das hiesse ja einem vornehmen und reichen Mann, wie er einer ist, rechte Fesseln anlegen wollen.

Coelia Dadneß schreibt mir, daß sie sich bennah schon entschlossen gehabt, einem Liebhaber, der ihr seines Reichthumes und hohen Alters wegen sehr wohl gefallen, das Jawort zu geben, als sie durch eine sonderbare Nachricht wieder einigermaßen unschlüssig geworden. Sie habe nämlich erfahren, daß ihr Liebhaber in seinem täglichen Morgen- und Abendgebete den Himmel bitte, daß er ihn nicht in der Hälfte seiner Tage wegnehmen möchte. Sie wisse, daß ein Mann, der sechs und siebenzig Jahre alt wäre, und bennah am Stode gehen müßte, in der Hälfte seiner Tage wäre. Es könnte aber wohl seyn, daß er vor andern Menschen etwas zum Voraus habe, und daß ihm dieses auch bekannt sey, weil sie sich nicht einbilden könne, daß ein Mensch, wenn er nicht dieses wüßte, zu einer Zeit, da andre mit dem einen Fuße schon im Grabe stehen, noch so ausschweifend beten könnte. Sie hätte einen
andern

andern Liebhaber, welcher auf sie bis nach dem Tode des alten Liebhabers, den sie beyde bald vermuthet hätten, warten wollten. Sie traute meiner erleuchteten Einsicht zu, daß ich ihr würde sagen können, ob ihr alter Liebhaber wirklich erst in der Hälfte seiner Tage wäre. Sie versichert mich am Ende ihres Briefes, daß sie und ihr jüngerer Liebhaber meine Blätter fleißig läsen, und meinen grossen Geist darinnen bewunderten.

Antwort an Coelia Dadneß. Ihr alter Liebhaber ist zwar nicht in der Hälfte, doch aber nunmehr an dem Ende seiner Tage gestorben. Er hat in seinem Testamente, wie er ihr doch versprochen gehabt, nicht mit einem Worte an sie gedacht. Sein Vermögen, das er hinterlassen hat, beläuft sich auf dreßzig tausend Mark Banco.

Der Edle von Harttrick hat auch an mich geschrieben. So viel man aus seinem Briefe schliessen kann, besitzt er eine grosse Stärke in der Wechselwissenschaft, in der Interesserechnung, und in der Kunst, seine Güter wohl zu nützen. Der Inhalt seines Briefes betrifft die Viehseuche. Er verlangt von mir zu wissen, wie lange diese schädliche und ihm nützliche Seuche noch herrschen werde. Das Glück ist ihm so günstig gewesen, daß die Krankheiten, welche andern so viel Schaden gethan, nicht unter seine Rinder und Schaafte eingerissen sind. Wenn diese Seuche noch lange währen sollte, so will er mit dem Verkaufe seines Viehes noch inne halten, um dasselbe in einem recht hohen Preise verkaufen zu können. Er ersucht mich, daß ich mich ihm zu erkennen geben soll, weil er, wosfern ich ihm eine günstige und sichere Antwort auf seine Frage geben würde, alsdann aus seinen Ställen gegen mich dafür erkenntlich seyn wollte.

Antw.

Antwort an den Edlen von Hartrick. Nach allen Nachrichten aus denen Gegenden, wo zeither die gefährliche Viehseuche geherrscht hat, fängt sich dieselbe an zu legen. Es ist aber zu vermuthen, daß sie bald unter seinem Viehe einreissen wird, wo er nicht mit dem Verkauf desselben eilt.

Claudia Sanly beklagt sich in ihrem Schreiben über die geizige Gemüthsart ihres Mannes. Sie habe es bey dem Heyrathsvergleiche mit ihm ausgemacht, daß sie gleiches Recht mit ihm an seinem Vermögen haben wollte. Allein er habe seine Zusage nicht erfüllt. Sie befinde sich in der größten Noth, weil sie nothwendig Geld brauchte, dasjenige, was sie an ihre guten Freundinnen verspielt, zu bezahlen. Diese Freundinnen wollten sie eher nicht wieder in ihre Spielgesellschaft zulassen. Sie bittet, daß ich doch die Materie von den Träumen, was davon zu halten sey, ausführen möchte. Es habe ihr neulich geträumt, daß ihr ein Zahn ausgefallen wäre, welches ihr aber keine Schmerzen verursacht hätte. Sie habe den Traum dahin gedeutet, daß ihr Mann bald sterben würde. Sie will wissen, ob sie ihren Traum richtig ausgelegt habe, und ob er bald in seine Erfüllung gehen werde?

Antwort an Claudien Sanly. Der Traum, den sie gehabt, bedeutet das lange Leben ihres Mannes. Je älter er wird, desto sparsamer, oder geiziger, wie sie sich ausdrücken möchte, wird er werden.

Man wird sich erinnern, daß ich in einem Blatte die lächerlichen Wünsche eines Advocaten, welcher zween Bürger gern in einen Proceß verwickeln wollen, erzählt habe.

Dieser

Dieser Herr hat an mich geschrieben. Mein Secretaire hat mir denselben zugesandt, weil er keinen Auszug daraus zu machen gewußt.

An den Verfasser des Schutzgeistes.

Was gehen sie meine Verrichtungen an? Wenn ich sie nur kenne, so wollte ich sie schon lehren, was es heiße, einen Juristen zu beleidigen. Die Blätter ihres Schutzgeistes sind *libelli famosi*. Sie sind ein Pasquillant, ein Narr. Ich habe den Gerichten manches schöne Geld zugewendet. Was bringen sie denn der Obrigkeit ein?

Thomphred Plactney.



Der Schußgeist.

Neunzehntes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 15 September 1746.



Ich zähle die Untersuchung und Betrachtung des menschlichen Herzens unter die nützlichsten, anständigsten und angenehmsten Beschäftigungen eines ernsthaften und vernünftigen Mannes. In dem Herzen ist der erste Ursprung aller menschlichen Thaten und Unternehmungen zu suchen, wenn es gewiß ist, daß wir uns zu unsern meisten Handlungen von unsern gutgearteten oder schlimmen Neigungen, Begierden, Leidenschaften, oder von äußerlichen angenehmen oder verdrießlichen sinnlichen Eindrücken bestimmen und anseuern lassen. Was bietet uns also nicht das Herz für reiche Materie zu Betrachtungen dar! So unzählbar die Veränderungen, Gestalten und Verwandlungen desselben sind, so viele neue Gegenstände haben wir, die wir kennen lernen müssen. Man darf sich nicht einbilden, daß man das menschliche Herz kenne, wenn man einige kraftlose Philosophien und trockne Verzeichnisse von den menschlichen Leidenschaften, Tugenden und Unvollkommenheiten inne hat. Wenn uns die Betrachtung der menschlichen Herzen recht angenehm seyn soll, so müssen wir unser eignes Herz und die Herzen der andern Menschen selbst zum Gegenstande unsrer Betrachtungen wählen, uns nicht mit der Kenntniß der äußern Fläche desselben begnügen, immer weiter hineindringen, die menschlichen Handlungen bis in die innersten und verborgensten Hölen und Irrgänge zu

verfolgen suchen, uns nicht hintergehen, noch bezaubern lassen, wenn das Herz immer eine neue Gestalt annimmt, um unsern Neubegierigen Blicken zu entweichen, bis wir es endlich fassen und ergreifen, daß es sich uns zeigen muß, wie es ist. Wie angenehm ist nicht die Vorstellung, wenn ein Mensch, ohne sich selbst zu hintergehen, zu sich von den menschlichen Herzen sagen kann:

Vor deinem Auge wurde umsonst ein Proteus seyn.

N. BEYER.

Es ist wahr, man wird dieses selten zu sich sagen können; allein man muß sich doch bestreben, es in der Kenntniß des menschlichen Herzens so weit zu bringen.

Ich muß gestehen, daß die Betrachtungen von dieser Art immer mit einer gewissen Traurigkeit und Schwermuth vermischt seyn werden. Wenn wir mit der gehörigen Aufrichtigkeit dabey verfahren, so werden wir viele unangenehme und häßliche Gestalten unsers Herzens entdecken. Da das erste Gesetz bey der Untersuchung desselben dieses seyn muß, daß wir uns von keinem Scheine blenden und betrügen lassen wollen, so wird zu unserm Schrecken und Erstaunen oft denen Handlungen, auf die wir stolz sind, aller Werth verschwinden. Aus unsern Tugenden und vermutheten Vollkommenheiten werden gleichgültige Handlungen, Fehler, und oft gar Laster werden, wenn wir ihrem Ursprunge nachspüren. Wie oft habe ich mich nicht selbst einer That geschämt, welche ihres Scheines wegen von der Welt mit den schmeichelhaftesten Lobsprüchen erhoben worden, nachdem ich unparteyisch gegen mich selbst die Ursachen und Bewegungsgründe erforscht habe, die mich dazu angetrieben! Doch diese Traurigkeit, in welche mich eine solche aufrichtige Schaam ge-

brachte,

bracht, hat den Nutzen gehabt, daß ich zu einer andern Zeit, wenn ich eben dieselbe That wieder verrichtet, Ursache gehabt, zufriedner damit zu seyn. Ich falle leichter, als jemand in diese Traurigkeit, wenn ich entweder mein Herz, oder das Herz andrer Menschen betrachte, weil mich die Hülfe meines Schutzgeistes öfterer der Gefahr entreißt, von der Eigenliebe, oder vom Scheine bestrahlt zu werden. Zuweilen wird mein Misvergnügen bey der Untersuchung der menschlichen Handlungen, und der Quellen, aus denen sie entspringen, so groß, daß ich Mühe habe, mich des Menschenhasses zu erwehren, weil ich oft, wo ich Heilige, Menschenfreunde, Wohltäter und Helden zu sehen glaubte, Bösewichter, Menschenfeinde, eigennützige Betrüger, Ungeheuer und Henker erblickte.

Wenn mein Gemüth mit einer solchen Schwermuth und finstern Traurigkeit umnebelt ist, so suche ich sodann dasselbe durch die Betrachtung der guten und angenehmen Seiten des menschlichen Herzens zu einer durchdringenden Freude und Zufriedenheit wieder aufzuheitern. Es ist wahr; denn ich darf mir und andern nicht schmeicheln, daß es mehr unangenehme und verdrießliche, als angenehme Aussichten in unserm Herzen giebt, und wir immer mehr Ursache haben, misvergnügt, als zufrieden über uns zu seyn. Es ist aber doch auch ein wirkliches Vergnügen, daß wir nicht noch schlimmer sind, als wir sind, und daß wir besser werden können, wenn wir uns Mühe darum geben. Ist es nicht ein grosses Vergnügen für einen Wandrer, wenn er aus einer rauhen und schreckenvollen Wüste auf ein Feld kommt, das zwar keinem prächtigen Garten ähnlich ist, aber doch nicht lanter Dornen und Unkraut, sondern auch hier und da viele angenehme Blumen

men trägt? Ich freue mich daher allezeit mehr, wenn ich eine gute Seite des menschlichen Herzens entdecke, als ein Meßkünstler sich über die Entdeckung und Ausmessung neuer krummen Linien vergnügt. Ich freue mich, daß der Soamen zu so vielen guten Handlungen in uns verborgen ist, der oftmals auch aufgeht, wenn wir uns so gar bemühen, sein Wachsthum zu hindern.

Aus dieser Ursache freue ich mich, und danke es dem Himmel, daß er die menschlichen Herzen so eingerichtet hat, daß auch die größten Verbrechen nicht alle Empfindungen der Tugenden und des Guten in ihren Herzen erstickten können. Der hartnäckigste Feind, welcher sich recht bestrebt, alle Liebe, Natur und Menschlichkeit zu verleugnen, wird oft bey dem Anblicke einer edeln Großmuth, welche die schrecklichsten Beleidigungen mit Wohlthaten vergilt, gerührt und beschämt. Der größte Verbrecher, dem fast alle Laster zu gleichgültigen und gewöhnlichen Handlungen geworden, öfnet zuweilen seine Augen, siehe auf seine Verbrechen, und erschrickt vor ihnen. Mein Vergnügen wird noch viel größer, wenn er oft so weit gebracht wird, daß sie ihn quälen, und er sich durch eine aufrichtige Bereuung derselben vor dieser Qual zu befreien sucht.

Ich freue mich, wenn ich sehe, daß der Abscheu gegen grosse und offenbare Verbrechen, welche auf den Untergang der ganzen menschlichen Glückseligkeit und Ruhe abzielen, in aller Menschen Herzen eingeprägt ist. Wer entsezt sich nicht vor Verräthern eines Landes, vor Aufrührern, welche die öffentliche Ruhe stören? Wer sieht nicht ihre Bestrafung mit Vergnügen? Es ist wahr, daß

daß dieser Abscheu vor solchen Verbrechen doch noch nicht so mächtig in den Herzen der Menschen ist, daß er die Unternehmung solcher Verbrechen verhindern könnte. Der Aufruhr der Schottländer ist ein trauriger Beweis davon. Dieser Abscheu entsteht sogar die meiste Zeit nur alsdann, wenn die Ausführung so grosser Verbrechen nicht glückt. London und Westminster, wo doch die Treue gegen den König Georg ihren eigentlichen Sitz haben sollte, stunden der Verrätherey und dem Aufruhr unter der Hand mit erstaunlichen Summen bey, ehe sie noch ein unglückliches Ende nahmen. Doch nach dem schrecklichen Ausgange derselben bemächtigte sich der Abscheu gegen diese Laster seiner Rechte wieder. Selbst diejenigen entfesselten sich igt dafür, die vorher einen heimlichen Gefallen daran hatten. Man sieht alle Verführer und Verräther mit Vergnügen die schrecklichsten Strafen ihres Aufruhrs ausstehen.

Gleichwohl aber würde dieser Abscheu gegen die Verbrecher unsre Herzen vielleicht grausam, unmenschlich und hochmüthig machen, und zu manchen Ungerechtigkeiten verleiten, wenn er nicht durch andre Empfindungen und Bewegungen gemäßigt würde. Diese Empfindungen sind die Bewegungen des Mitleides bey dem Anblicke solcher Missethäter, und der schrecklichen Strafen, die sie ausstehen sollen. Diese Regungen der Menschlichkeit demüthigen unsern Stolz. Sie verhüten die hochmüthigen Gedanken, daß wir diese Verbrechen, die an andern sollen gestraft werden, nicht begehen könnten, weil wir sie nicht begangen haben. Wenn wir uns schon zu strengen Richtern aufgeworfen, so machen sie uns wieder zu Menschen, und lenken uns, unsre Augen auf unsre eigne Schwachheit lenken. Wir bedauern die Missethäter unter den billigsten Martern; wir

wir wünschen, daß die öffentliche Ruhe und die Gerechtigkeit es zulassen möchte, sie davon zu befreien. Wir werden geneigt, die Entschuldigungen ihrer Verbrechen, wenn einige möglich sind, anzunehmen, und die Strenge der Gerechtigkeit zu mildern, wenn sie nur so wichtig sind, daß wir uns selbst entschuldigen können, daß wir weniger streng und gerecht gewesen, als wir nach der Schärfe der Gesetze hätten seyn sollen.

Was mich am meisten bey der Betrachtung dieser guten Eigenschaft des menschlichen Herzens erfreut, ist dieses, daß sich diese Empfindungen der Menschlichkeit gerade zu einer Zeit äußern und ausbrechen, wo wir ihnen widerstehen, und von den ihnen entgegen gesetzten Bewegungen voll sind. Noch mehr freue ich mich darüber, daß selbst diejenigen Völker, welche am wenigsten zum Mitleiden geneigt, und vielmehr fähig sind, an den größten und traurigsten Grausamkeiten einen Geschmack zu finden, zu gewissen Zeiten den Empfindungen des Mitleides nachgeben müssen. Es ist bekannt, daß es den Engländern eine große Freude ist, wenn sie Menschen hängen oder köpfen sehen. Und diese harten und unempfindlichen Engländer sind ist, da sie mit dem größten Abscheu gegen die Auführer erfüllt sind, und ihren schmähhchen Tod mit eben so grossen Vergnügen erblicken, womit sie eine Komödie sehen, zum empfindlichsten Mitleiden mit einem der größten Auführer bewogen worden.

Der Lord Cromartie ist einer von den vornehmsten Schottländischen Auführern, welcher den Aufruhr und die Macht des Prätextenden am meisten unterstützen helfen, ob er gleich nicht einer von den ersten Auführern gewesen,

Der

Der Abscheu wider ihn ward um so viel grösser, weil er seinen ältesten Sohn zu dem Ausstande verleitet, eine Gemahlinn, die ihn auf das zärtlichste liebt, und noch ein Pfand seiner Liebe unter ihrem Herzen trägt, unglücklich gemacht, und acht unerwachsene Kinder den Hrecklichen Folgen seines Ausruhres ausgesetzt, ehe sie noch wissen können, daß ihr Vater strafbar, und beynahe ihrer Liebe und ihres Gehorsams unwertb wäre. Denn wie kann ein Vater von seinen Kindern verlangen, daß sie ihn lieben und ehren sollen, wenn er sich gegen seinen König empört, den er ehren und lieben sollte. Und eben dieser grosse Mißethäter hat das Mitleid und die Menschlichkeit der meisten Engelländer erweckt, die doch seine Bestrafung auf das ernstlichste wünschten, und sich vor seinem Verbrechen entsetzten. Wodurch aber sind ihre Herzen erweicht und gewonnen worden? Durch die Beredsamkeit seines Herzens. Er wurde vor Gericht gestellt. Er wurde von dem Oerrichter gefragt, ob er sich der Verrätheren und des Ausruhres schuldig erkannte? Lord Cromartie hielt auf diese Frage die schöne Rede, die allen Augen, welche sie entweder im Originale, oder in dem Hamburgischen Correspondenten (*) gelesen, gewiß Thränen abgerungen haben muß. Er entschuldigte und beschönigte sein Verbrechen nicht, sondern er erkannte es in seiner ganzen Größe. Er erkannte, daß er die Strafen verdiente, die auf seine grossen Verbrechen folgen mußten. Er schob die Schuld seines Verbrechens nicht, wie der unmenschliche Lovat, auf seinen Sohn, sondern bekannte, daß er ihn dazu verleitet. Er war von den Schmerzen der Reue ganz durchdrungen. Er warf sich nur in die Arme der Barmherzigkeit des Königes, und weigerte sich auch nicht, ein Opfer der Gerechtigkeit zu werden, wenn das laute Geschrey derselben nicht anders gestillt werden, und die öffentliche

(*) In der 236 Nummer von diesem Jahre.

liche Sicherheit mit der seinigen nicht bestehen könnte. Er wandte sich zum Beschlusse seiner Rede an Gott, und sagte: Herr, wenn dieser Kelch nicht vor mir vorüber gehen kann, so geschehe dein Wille.

Weil ich mich zur Zeit dieser Rede durch die Hülfe meines Schutzgeistes gleich in Engeland befunden habe, so bin ich im Stande, meinen Lesern im künftigen Stücke eine Beschreibung von den unterschiednen Bewegungen und Empfindungen zu geben, welche durch diese Rede in den Herzen der Engelländer erweckt worden sind.



Der Schutzgeist.

Zwanzigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 22 Sept. ...der 1746.



Vielleicht ist jetzt keine Stadt in der Welt, in welcher die Leidenschaften der Menschen in mehrerer Bewegung sind, als London. Da die Anzahl der Einwohner dieser Stadt so unendlich groß, und aus so vielen Arten von Menschen zusammen gesetzt ist; da sich fast ein jeder Einwohner von dem andern nicht nur in den Meinungen, welche die Religion, die Freiheit und die Regierung betreffen, sondern auch in den Leidenschaften, und in der Art, sie auszubrechen zu lassen, zu unterscheiden sucht; da endlich die Engländer überhaupt niemals zufriedener sind, als wenn ihre Herzen von grossen Leidenschaften erfüllet werden, die nur ein Aufsehen und Geräusch machen; So kann man umgekehrt daraus die Bewegungen schliessen, welche bey dem Verhöre und der Rede des Lord Cromartie, und bey allem, was zeitlich vorgefallen, unter dem Volke entstanden sind. Der Zustand dieser Stadt gleicht einer Tragödie, in welcher beynahe kein Auftritt ist, der den Zuschauern nicht eine neue besondere Leidenschaft erregt. Bald sind alle Gemüther mit einer Stille und Aufmerksamkeit eingenommen, welche wichtige und grosse Erfolge ankündigt; bald herrscht in ihnen das Erstaunen; bald erfüllet sie der Abscheu; bald entsteht in ihnen wiederum die Verwunderung über die prächtigen und tragischen Zurüstungen; bald erzittern sie vor Schrecken; bald jauchzen sie aus einer wilden Freude; bald schlägt die Furcht und das Mitleiden, welche über den Abscheu und Haß siegen, die Augen eines gerührten Volks wie-

derum nieder. Keine Scene aber ist wegen der darinnen vorkommenden vielfältigen Bewegungen merkwürdiger gewesen, als diejenige, in welcher der lord Cromartie aufgetreten.

Schon in dem vorigen Blatte ist die Größe und eigentliche Beschaffenheit seines Verbrechens beschrieben worden. Weil es aber nicht gewöhnlich ist, daß Beklagte, wenn auch gleich ihr Verbrechen offenbar ist, ohne Verhör verdammt und gerichtet werden, so sollte er auch vor dem dazu verordneten Zeigh Steward Red und Antwort davon geben. Der lord Cromartie erschien vor dem Obrichter in einer solchen Gestalt, über welche sich Wehmuth und Reue ausbreiteten, ohne sie niederträchtig oder verächtlich zu machen. Sein Anstand machte alle aufmerksam, die ihn sahen. Der Obrichter fragte ihn hierauf, als er angeklagt worden, ob er sein Verbrechen erkennte, und sich also der auf die Verrätherey gesetzten Strafe unterwürfe, oder ob er sich verteidigen wollte. Einige wollen bemerkt haben, daß schon der Anblick des Cromartie einen solchen Eindruck auf den Zeigh Steward gemacht, daß er seine Frage nicht in dem strengen Tone vorgebracht, in welchem er mit andern gesprochen.

Auf diese Frage antwortete der lord mit der schönen Rede, die meinen Lesern noch aus dem Correspondenten bekannt seyn muß, und die ich hier in meinem Blatte aufbehalten will, weil ich weiß, daß sie nicht bloß bey Zärtlichen, sondern auch so vielen harten Seelen, Regungen des Mitleidens und der Menschenliebe zurück gelassen hat.

Mylords!

Ich habe ich das Unglück, vor Ew. Herrlichkeiten unter der Schuld an einem Verbrechen zu erscheinen, welches so beschaffen ist, daß es den höchsten Zorn Sr. Majestät, Ew. Herrlichkeiten, und des gemeinen Wesens verdient. Aus einer Ueberzeugung, daß ich schuldig bin, habe ich Ew. Herrlichkeiten mit keiner Vertbeidigung beschwerlich fallen wollen. Da ich eine Verrätherey begangen habe: so werde ich es niemals unternehmen dieselbe zu vertbeidigen. Meine einzige Vertbeidigung soll Ew. Herrlichkeiten Mitleiden, meine einzige Zuflucht Sr. Majestät Gnade seyn. Unte

bies

dieser heftigen Last meiner Bekümmerniß habe ich doch noch das Vergnügen, Mylords, zu hoffen, daß meine vorige Aufführung, ehe die Rebellion ausgebrochen, untadelhaft sey, indem ich dem gegenwärtigen glücklichen Zustande, sowohl der Kirche, als auch des Staats, vollkommen geneigt gewesen bin. Zum Zeugnisse, daß ich noch nach dem Ausbruche der Rebellion der Regierung zugethan gewesen, berufe ich mich auf den damaligen Commendanten ein Chef Sr. Majestät Truppen zu Inverness, und auf den Lord Präsidenten des Sessionsgerichtes in Schottland, der, wie ich gewiß weiß, meiner Aufführung bey dieser Gelegenheit wird Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Allein, Mylords, meines besten Entschlusses, der Regierung geneigt zu bleiben, ohngeachtet, ward ich unglücklicher Weise von diesem gerechten Vorsatze in einer unachtsamen Minute durch die Kunstgriffe verzweifelter und vertögender Leute verführt. Es ist auch bekannt, Mylords, daß ich, so bald ich von diesem Betrage gleichsam wieder erwachet, eine empfindliche Reue darüber verspüret, daß ich meine Pflichten hinban gesetzt; aber da war es zu späte.

Nichts, Mylords, bleibe übrig, als daß ich selbst, mein Leben und meine Güter in die Arme des Mitleidens Ew. Herrlichkeit werfe. Alles dieses aber, Mylords, ist der geringste Theil meines Leidens. Ich habe eine mich jählich liebende Frau mit einem noch ungebohrnen Kinde mit in meine Schuld verwickelt; ich habe meinen ältesten Sohn mit darinn verwickelt, dessen Jugend und Achtung für seine Eltern ihn in dem Strom der Rebellion mit hingeworfen hat; ich habe gleichfalls acht unschuldige Kinder unglücklich gemacht, die ihres Vaters Strafe empfinden müssen, ehe sie noch einmal wissen, daß er schuldig ist. Lassen sie, Mylords, dieselbigen bey Sr. Majestät, bey Ew. Herrlichkeit, und bey meinem Vaterlande Pfänder seyn, Barmherzigkeit zu erlangen. Lassen sie die stillschweigende Veredsamkeit ihres Kummers und ihrer Thränen; lassen sie die kräftige Sprache der unschuldigen Natur den Mangel meiner Veredsamkeit und Ueberredungskunst ersetzen. Lassen sie mich Barmherzigkeit genießen, doch nicht länger, als ich es verdiene, und lassen sie mich des Lebens nicht länger genießen, als ich es gebrauchen werde, das Verbrechen, dessen ich mich schuldig gemacht habe, auszulöschen. Da ich durch die Vermittelung Ew. Herrlichkeiten Sr. Majestät solchergehalt um Gnade ansehe, so lassen sie doch meine Reue wegen meiner Schuld, in so ferne ich ein Untertban; lassen sie die Bekümmerniß meines Herzens, in so ferne ich ein Ehemann; lassen sie die Angst meines Gemüthes, in so ferne ich ein Vater bin, das Uebrige meines Elendes ausreden. Da Ew. Herrlichkeiten Menschen sind, so empfinden sie doch auch als Menschen. Es müsse aber niemals

jemand

jemand von ihnen den geringsten Theil eines ihmigen Schmerzens empfinden.

Wenn sich aber, Mylords, fügen sollte, daß meine Erhaltung mit der Sicherheit des gemeinen Wesens nicht bestehen könnte; wenn nichts als mein Blut für mein unglückseliges Verbrechen genug thun kann; wenn das Opfer meines Lebens, meiner Güter, und meiner Familie für unumgänglich nöthig geachtet wird, das laute Schreien der öffentlichen Gerechtigkeit zu hemmen; und wenn dieser bittere Kelch nicht vor mir über gehen kann: So müßte nicht mein, sondern dein Wille, o Gott! geschehen.

Dieser Beschluß machte den Thränen der meisten Zuhörer, welche sich zeither nur noch aus den Augen die Wangen herunter gestohlen hatten, freien Lauf. Die Unbarmherzigsten wurden durchdrungen. Der Zeigh Steward, welchem nur aufgetragen worden war, gerecht, nicht aber ohne ausdrücklichen Befehl der Gnade des Königs mitleidig zu seyn, mußte die größte Gewalt über sich brauchen, das strenge Ansehen eines Richters zu behaupten. Die Lords, welche in der vorigen Versammlung aufstund, die Hand an die Brust schlugen, und zu dem Obrichter sagten: Mylord, bey meiner Ehre, er ist des Todes schuldig! sann auf Entschuldigungen seines Aufruhrs, und was der Beklagte ein Verbrechen hieß, nannten sie schon ein Vergehen.

Ich bin so sehr davon gerührt worden, daß ich nicht umhin kann, meinen Lesern zwei Anmerkungen mitzutheilen, welche ich dabei gemacht habe. Die erste betrifft den Character des Lord Cromartie, den man aus dieser Rede kennen lernt, und die andre die Beredsamkeit, die in seiner Rede geherrscht hat.

Das Verbrechen des Aufruhrs und der Verrätheren ist so groß, daß man dafür halten sollte, es müßte demjenigen, welcher seine Pflichten gegen seinen Oberherrn und gegen sein Vaterland kennt, und ein gutes und rechtschaffenes Herz hat, unmöglich werden, dasselbe anzubüben. Man sollte denken, daß nur das verderbteste und bößhafteste Herz zu Unternehmungen geschickt wäre, welche nicht allein seine Familie, sondern viele tausend Menschen unglücklich machen müssen, sie

und.

mögen nach seinem Wunsche ausschlagen oder nicht. Diese Betrachtungen lassen uns von dem Character des schuldigen Lords nicht viel Vortheilhaftes mutmassen. Diese Mutmassungen, welche uns einen schlimmen Begriff davon machen, werden noch stärker, wenn man erwägt, daß er noch seinen Sohn zum Aufruhr verleitet, und dadurch eine so zahlreiche Familie, als die seinige ist, unglücklich gemacht hat. Allein seine Rede widerlegt alle diese Mutmassungen. Man findet darinnen eine völlige Erkenntniß seines Verbrechens in seiner ganzen Grösse, und die wehmüthigste und edelste Reue abgebildet. Alle Zuhörer empfunden es an sich, daß diese Reue nicht erdichtet ist, sondern aus seinem Herzen ihren Ursprung nimmt. Ein ganz verderbtes und böshafte Herz ist einer solchen Reue nicht fähig; es wird entweder sein Verbrechen nicht einsehen wollen, oder nicht bekennen, oder es erst alsdann gestehen, wenn es allen seinen Wiß erschöpft hat, um dasselbe zu entschuldigen. Lord Balmerino, der nunmehr keinem Prätendenten mehr Anhänger zuführen wird, entschuldigte und vertheidigte sich im Anfange; nachdem man ihm aber die Nichtigkeit seiner Entschuldigungen gewiesen, so erkannte er sich für schuldig, nannte aber seinen Aufruhr nur so lange ein Verbrechen, als er von der Gnade des Königs noch Vergebung und Freyheit, das Verbrechen wieder begehen zu können, zu erhalten glaubte. Allein, da er ein Opfer der Gerechtigkeit ward, so nannte er sein Verbrechen wieder um eine edle That, und sagte: **Es lebe der König Jacob**, als die getreuen Unterthanen des ighen Königs ausriefen: **Es lebe König Georg**. Wie weit ist nicht der Lord Cromartie von ihm unterschieden! Eine Seele, die ihr Verbrechen in aller ihrer Grösse einsieht und bereuet, muß dasselbe gewiß nicht begangen haben, weil sie ganz böshaft und lasterhaft gewesen, sondern, weil sie in Stunden, wo sie auf ihre Tugend nicht aufmerksam genug war, durch die Ränke und Betrügereyen anderer Aufrührer dazu verleitet worden. Was den Character dieses Lords noch mehr erhebt, ist das auf-

aufrichtige Bekännntniß, daß sein Sohn vielleicht ein getreuer Unterthan geblieben seyn würde, wenn er ihm, seinem Vater, der ihn dazu verleitet, nicht allzugehorsam gewesen. Unmöglich war er bey dem Besitze dieses Herzens, das in seiner Rede spricht, so beschaffen, daß er aus einem freyen Willen ein Rebell seyn konnte. Vielleicht befand er sich in solchen Umständen, daß er sich vom Strome hinreissen lassen mußte. Denn er war nicht einer von den ersten Anhängern des Prä-tendenten, sondern hat lange noch selbst bey dem schon entstandenen Aufruhr in Schottland eine gute Gesinnung gegen die ihige Regierung hervor blicken lassen. Wer muß hingegen nicht über den alten Lord Lovat erstaunen; wer entsezt sich nicht, wenn dieser die Schuld seines Aufruhrs auf seinen Sohn schiebet, den er doch dazu gezwungen, und also, um sich, einen achtzigjährigen Greis zu retten, die väterliche Zärtlichkeit verleugnet, und seinen Sohn aufopfern will! Kann die Bosheit des menschlichen Herzens weiter gehen?

Die andre Anmerkung, die ich gemacht habe, betrifft die gewaltige Beredsamkeit, die in dieser Rede herrschet. Vielleicht hätte der Lord bey aller seiner Reue, ohngeachtet seines bedauernswürdigen Zustandes, und der noch traurigern Umstände seiner Familie, die Macht der Königlichcn Gnade nicht empfunden, wenn er nicht seine Reue, und die elenden Umstände seiner Familie so beredt abbilden können. Allein hier kam der Verstand und die Wissenschaft seinem beklemmten Herzen zu Hülfe. Vielleicht hat er also die Erhaltung seines Lebens auch seinem ehemaligen Fleisse zu danken, welchen er auf die Erlernung der Beredsamkeit gewendet.

Ich kann nicht umhin, aus der Römischen Geschichte ein Beispiel anzuführen, welches mit gegenwärtiger Begebenheit viel ähnliches hat, und ein grosser Beweis von der Macht der Beredsamkeit über die menschlichen Gemüther ist. Quintus Ligarius hatte in dem Bürgerlichen Kriege des Pompejus und Cäsars die Parthen des erstern ergriffen. Cäsar bekam durch seinen Sieg das Recht, alle diejenigen zu bestrafen, die seine

seine Feinde gewesen waren. Cicero unternahm die Vertheidigung des Quintus Ligarius. Warum, sagte Cäsar, sollten wir nicht einmal eine Rede des Cicero anhören? Ligarius ist einmal für einen Verbrecher und Feind erklärt worden. Wird Cicero mich bewegen können, daß ich diese Erklärung wiederrufe? Aber die Beredsamkeit dieses grossen Römers verachte Cäsars Trost. Er hatte noch nicht lange geredet, und die Leidenschaften erregt, und zugleich die Stärke mit der Anmuth vereinigt, als von Zeit zu Zeit immer neue Farben auf dem Gesichte dieses stolzen Ueberwinders zum Vorschein kamen, nachdem immer neue Leidenschaften in seiner Seele entstunden. Wie unruhig und zweifelhaft wurde er nicht! Als Cicero auf die Beschreibung der erschrecklichen pharfallischen Schlacht kam, in welcher so viel bürgerliches Blut vergossen worden, so wurde Cäsar von der Unruhe seiner Leidenschaften durch und durch erschüttert, er erbebt am ganzen Leibe, und ließ den Zettel, worauf das Verdammungsurtheil wider den Ligarius und andre geschrieben stund, aus der Hand auf die Erde sinken. Wurde nicht der Lord Cromartie vor seinem Verhöre, wo nicht von allen, doch von den meisten wegen seines Verbrechens ohne Varnherzigkeit verdammt, und ließ ihm nicht der König selbst nach seiner beweglichen Rede Gnade wiederfahren?

So wenig sonst die Engländer zum Erbarmen von Natur geneigt sind, so werden doch nur wenige gewesen seyn, die nicht von dieser Rede zum Mitleide und Gefühle seines traurigen Zustandes gebracht worden wären. Alle Caffeehäuser in London erschallten von dem Namen Cromartie. Man stritt um die Wette, Entschuldigungen ausfindig zu machen, die sein Verbrechen verkleinerten. Die Vornehmsten des Königreiches wagten es, bey dem Könige, der am meisten durch den Aufruhr beleidigt worden war, Vorbitten für einen Verbrecher und Aufrührer einzulegen. Der König, welcher lieber wohlthat, als bestraft, wenn die Gerechtigkeit durch seine Wohlthaten nicht beleidigt wird, ließ ihm Gnade wiederfahren,

ren, und hob die Todesstrafe auf, weil dem Lord die Empfindung der ganzen Grösse seines Verbrechens, die Reue und Wehmuth eine Strafe seyn mußte, die, wo sie das Verbrechen nicht völlig büßte, doch eben so schmerzlich, als der Tod selbst war.

Wer hätte nicht davon gerührt werden sollen, da selbst viele heimliche Jacobiten durch die Reue des Lord Cromartie bewegt wurden, getreuer Unterthanen ihres ighen Königes zu werden, und dadurch ihren verborgnen Aufruhr auszuführen? Von Verbrechern und heimlichen Rebellen, deren ganzes Herz so verdorben ist, als das Herz des Lord Lovats, und wie böshaft muß es alsdann nicht seyn? wurde freylich diese Rede des begnadigten Lordes nicht erhoben. Einem Bösewichte muß ohne Zweifel die Bereuung der Verbrechen, die er nicht bereut, und bey Gelegenheit noch begehen will, nicht als eine edle That, sondern als ein Verbrechen vorkommen.

Ein einziger Engländer, der selbst kein Rebell gewesen, aber bey der Rebellion viel von seinen Gütern eingebüßt hatte, wurde von dieser Rede des schuldigen Lords nicht zum Mitleiden bewegt. Denn die Reue desselben ersetzte ihm ja seinen Verlust nicht, an dem der Lord auch schuld gewesen, und ein solcher Verlust war ihm unerträglich, weil der Eigennuß seine herrschende Leidenschaft war. Niemand unter den Engländern hatte zeither über die Hinrichtung der Aufrührer eine grössre Freude bezeugt, als er. Sein Grimm gegen den Lord Cromartie gieng so weit, daß er öffentlich Wetten that: Er würde seiner Veredsamkeit ohngeachtet sterben müssen; ein Aufrührer, der so viele Menschen unglücklich gemacht, könnte dem Tode nicht entgehen. Ich empfinde über einen jeden Verlust eines Menschen ein Misvergnügen; aber ich muß gestehen, daß ich keine geringe Freude empfand, als dieser Engländer seine Wetten verlohr, und also der Eigennuß bestraft wurde, der die Menschen niederträchtig genug machen kann, bey den edelsten und größten Thaten und Empfindungen entweder gleichgültig, oder gar mißvergnügt zu seyn.

Der Schutzgeist.

Ein und zwanzigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 29 September 1746.



Ich kann mich der Gewohnheit, mich in keinem Stücke zu zwingen, und nach andern zu bequemen, sondern mich allen so zu zeigen, wie ich bin, noch nicht völlig entschlagen. Meine Erziehung und mein voriger Reichthum haben mich zu der tadelhaften Freyheit, die sich nach niemanden richtet, zuerst verwöhnet; mein Unglück hat mich nachher darinnen verstärkt, und alle Erinnerungen meines Schutzgeistes haben dieselben zwar verringert und eingeschränket; dennoch überschreitet sie noch zuweilen die Grenzen, die er ihr gesetzt hat. Amiel hat es mir zu einer Pflicht gemacht, überall, wo ich irgend einen Tadel eines Fehlers antreffe, an mich zu denken, und mich zu untersuchen, ob ich vielleicht diesen Fehler an mir habe. Bemerkte ich aus einer allzuärtlichen Selbstliebe den Fehler nicht an mir, der mich doch in der That entsetzt, so erinnert mich mein Schutzgeist durch eine schmerzliche Empfindung, die er in meinem Körper wirkt, allezeit daran. Ich las unlängst in des Herrn Moncrif Kunst zu gefallen eine Erzählung von der Insel der Freyheit, wo der Fehler, dessen ich oben gedacht habe, auf eine sehr muntre Art lächerlich gemacht wird. Die Eigenliebe macht uns zu Leuten, die in der Ferne scharf sehen, und in der Nähe ein stumpfes Gesicht haben. Ich fand viele solche Leute, welche in dieser Erzählung abgebildet worden, auf der Welt; ich glaubte aber nicht, daß ich auch auf diese Insel gehörte. Mein Schutzgeist erinnerte mich durch ein empfindliches Stechen daran, daß ich noch zuweilen auf diese Insel gebracht zu werden verdiente. Ich schämte mich, daß ich mir diesen Fehler noch nicht ganz abgewöhnt hatte, und beschloß, weil ein aufrichtiges Bekenntniß seiner Fehler für die halbe Besserung gehalten wird, dieses Bekenntniß von dem gedachten Fehler öffentlich zu thun, und mich durch die Uebersetzung der Satyre, die Herr Moncrif darauf verfertigt hat, selbst öffentlich zu bestrafen.

Die Insel der Freyheit.

Ein Zauberer war verdrießlich geworden, daß er die Menschen besonders die Fehler, welche sie selbst an sich hatten, an andern Menschen verdammen hörte, und nahm sich vor, die ersten, welche diese Sprache wieder führen würden, zu entlarven. Er begab sich auf eine Insel, und kündigte an: Wer sich dajelbst niederlassen würde, sollte Freyheit haben zu thun was er wollte, ohne daß ihm von Seiten der Einwohner das geringste Unrecht angethan werden sollte. Kaum war solches kund worden, so fihe er drey Personen ankommen, und zwar recht von der Art, wie er sie haben wollte. Ihr verlanget, sagte er zu ihnen, ohne Zweifel das Bürgerrecht hier? Ich will es euch geben. Nur eine einzige Bedingung lege ich euch zuvor auf: Ein jeder sage mir seinen Character und seinen herrschenden Geschmack. Man wird eure Namen in dem Verzeichnisse von unsern Insulanern ganz genau eintragen. Sodann könnt ihr hier die Lebensart, die euch gefällt, anfangen, und niemand wird euch daran hindern.

Der eine, der sich Almon nannte, sprach: Ich bin eine ehrliche, aufrichtige Seele; Ich hasse die Verstellung; und, wie ich bin, so zeige ich mich auch. Man schrieb: Almon ist ehelich. Ich, sagte der andre, Alib mit Namen, ich suche zu gefallen, und das Vergnügen der Leute zu befördern, und ich besitze die Gaben, die dazu etwas beitragen können. Man schrieb: Alib sucht zu gefallen. Janis, der dritte, sprach: Ich muß es nur bekenen, ich bin ein außerordentlicher Sonderling. Man schrieb: Janis ist ein Sonderling. Nunmehr, sagte der Zauberer, könnt ihr euch, ohne daß ihr euch zwingen dürft, der Lebensart überlassen, die euch gefällt. Gehet hin, man wird euch die Wohnung anweisen, die ihr haben sollt.

Wie sie weg waren, sagte der Zauberer zu denen, die seine Hofstatt ausmachten: Ehet ihr wohl, mit welcher Zuversicht diese drey Leute ihren Character angaben? Ich will euch ihre wahre Gestalt aduablen. Almon denkt nicht auf andere Leute, und überlegt nicht, ob sich das, was er thut, für sie schickt, oder nicht; er ist gewohnt, sich in keinem Stücke zu zwingen. Er hat Verstand; er mag aber etwas loben oder tadeln, so geschieht es allezeit mit einem gewissen Eigensinne, und dieß ist es, was er ein eheliches, aufrichtiges Betragen nennet. Er entscheidet alles, ohne, daß er sich hiedurch eine Herrschaft über andre anzumaassen willens ist. Er redet, bloß aus Begierde zu reden. Er unterbricht andre, um seine Meynung zu sagen, und widerspricht oft dem, der seiner Meynung wird. Kurz,

er begeht viele Fehler gegen die Gesellschaft, und hält sie doch nicht für Fehler, und dieß heißt er die Verstellung hassen. Alib hat in der That gute Gaben, und braucht sie nur wider sich selbst. Er will, man soll ihm stets aufmerksam zu hören; man soll ihn loben, und man soll ihn allem loben, und dieß Art der Tyranny hat bey ihm den Namen der Begierde zu gefallen. Sanio bemühet sich stets auf das sorgfältigste, niemand zu gleichen. Er lacht da, andre traurig seyn würden, und sieht das mit einem trüben Auge an, woben andere ihr Gesicht aufheitern würden. So unerforschlich er zu seyn glaubt, so leicht ist es ihn zu ergründen. Man sieht, daß er sich des Morgens ein Register davon gemacht hat, durch was für Akten von Ungerechtigkeiten, Zerstreuungen und Eigensinn er den Tag über die Leute in Erstaunen setzen will. Er mag unbescheiden, widersprechend, oder ungerecht seyn, so glaubt er, sich genug gerechtfertiget, ja sogar gelobet zu haben, wenn er sagt: Ich bin nun einmal so ein Sonderling. Wir wollen uns doch die Lust machen, und, ohne daß sie uns gewahr werden, die Begebenheiten ansehen, welche ihnen be gegnen werden. Hierauf wurden der Zauberer und seine Vertrauten unsichtbar.

Als Almon aus dem Hause des Zauberers weggegangen war, befand er sich bey einem prächtigen Pallaste. An dem Vorbertheile desselben entdeckte er eine Lasuresteinerne Tafel, worauf durchsichtige Diesel diese Schrift bildeten, welche mit ihrem Glanze die Augen verblendete:

Ein jeder hat Recht.

Almon ward neugierig und gieng hinein. Als er in den Vorhof kam, hörte er ein Getöse von unterschiedlichen Instrumenten. Das Getöse hörte auf, zween Thorflügel öffneten sich, und es erschienen zween Herolde, deren Kleidung aus dem zusammengesetzt war, wodurch sich die verschiednen Stände der Menschen von einander unterscheiden. Sie näherten sich ihm. Bald giengen sie mit einer angenommenen Ernsthaftigkeit, bald allzu zierlich, bald allzu lustig. Hier ist der Pallast des Alcanors, sagte der erste, der ihn anredete. Hier darf der Herr thun, als ob er zu Hause wäre, setzte der andre hinzu. Hierauf fingen sie wechselweise an, ohne daß sie dem Almon Zeit ließen, ihnen zu antworten: „Dieses ist eine „allerliebste Wohnung, man kann hier verdrücklich seyn, „und kann es sagen; wenn es einem gefällt, kann man „ganze Tage hier zubringen; man kann hieher kommen, „hier bleiben, und von hier weggehen, wie es einem ein- „fällt.“

„falle. Aleanor ist stets mit dem umgeben, was andern Menschen zum Zeitvertreibe dienen kann. Man kann glauben, daß er alle diese Dinge nur zu seinem Vergnügen gebrauchte, und man darf ihm nicht den geringsten Dank dafür wissen.“ Wie dieses Gespräch zu Ende war, stand Almon vor einem Zimmer. Die beyden Herolde wiederholten noch drey mal hinter einander, und redeten alle zugleich: Hier hab' ein jeder Recht.

Die Herolde gingen weg, und Almon trat in einen prächtigen Saal. Er sah Männer und Weiber in großer Anzahl, davon jede Person, so viel man aus ihrer Kleidung, aus ihren Verrichtungen, und aus ihren Worten urtheilen konnte, keinen Menschen um sich zu haben glauben mußte. Der träumte, dieser tanzte, der redete, und niemand hörte ihm zu. Jene untersuchte sich vor dem Spiegel, und entdeckte überlaut, was ihr Eigenliebe ihr in'sheim für eine gute Meinung von ihr selbst einflößte. Hier hörte man einen sagen: ich habe viel Verstand; und dort einen: ich bin ein vollkommenes Geschöpf. Mit einem Worte, es war eine Versammlung von vielen Leuten da, und sie machten alle zusammen keine Gesellschaft aus.

Aleanor saß auf einem Throne. Dem Ansehen nach, bekümmerte er sich eben sonderlich um niemanden, und es bekümmerte sich auch hinwiederum niemand groß um ihn. Einige Augenblicke war ein ganzer Kreis um ihn, wo alle zugleich unter einander redeten; einige Augenblicke darauf ward eine plötzliche Stille, und man hörte keinen eine Sylbe mehr vorbeingehn. Almon, auf den bisher noch keiner Acht gehabt hatte, setzte sich neben dem Aleanor, wie sich eben das Gespräch auf das Lob der Höflichkeit lenkte. Wenn sie, fiel ihm Almon in die Rede, die Höflichkeit dieser Einwohner werden beschreiben sollen, möchten sie nicht schlummern dabey zu rechte kommen? Ich will ihnen, antwortete Aleanor mit einer bedachtsamen Miene, gar nicht verwehren, daß sie denken mögen, was sie wollen; allein weil ich doch die Verstellung hasse, so kann ich nicht umhin, ihnen zu sagen, daß mir ihre Meinung die allerabgeschmackteste, thörichteste und ungereimteste zu seyn scheint, die je ein Mensch mag gehabt haben. Die Höflichkeit besteht nur in gewissen Bedäunchen, darüber man sich vereinigt hat. Sollten sie die unfreigen nicht wissen? Zum wenigsten werde ich sie noch so lange nicht wissen, verkündete Almon, bis ich, um mit ihnen auszukommen, eben so unhöflich, wie sie, antworten gelernt habe. Wie? sagte die Gemahlin des Aleanors, mit einem freundschaftlichen Lächeln,

unhöflich? Er hat ihnen mit aller Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit geantwortet, und ich sage es ihnen hienüt, (denn ich liebe meinen Nächsten) wenn sie anders davon urtheilen, so machen sie sich lächerlich, und sie thun wohl daran; denn, wie man ist, so zeigt man sich hier auch. Almon wollte sich verteidigen. Wenn sie fortfahren, sprach die Dame, so sind sie ein Narr. Das sage ich ihnen. Denn ich denke es, und ich hasse die Verstellung. Darauf erschien der Zauberer. Was ist das für eine unverständliche Freiheit, schrieb ihm Almon entgegen, auf eurer Insel? Ist es hier, wo man, wie ihr saget, nicht das geringste Unrecht von den Einwohnern leidet? Allerdings, antwortete der Zauberer. Aber ihr seid ungerecht. Ihr habt euch erklärt, ihr wäret eine eheliche, aufrichtige Seele. Ich verstatte euch solches zu seyn; könnt ihr aber wohl glauben, daß ich euch dieses Vorrecht mit Ausschließung aller andern zugestanden habe? Ihr müßt wissen, daß alle unsere Einwohner eben denselben Character haben. Habt ihr auch Ursache euch zu beschweren, daß ihr Leute gefunden, die euch ähnlich sind? Laßt euren Irrthum fahren, Almon, laßt euch diese unangenehme Scene zum Unterrichte dienen. Keine einzige Gesellschaft könnte bestehen, wenn die Leute sich immer zeigen wollten, wie sie sind. Man darf sich nie mit seinem Naturell lediglich überlassen, so lange dasselbe nicht mit den Gebräuchen und Tugenden, die das Band der Gesellschaft sind, übereinstimmt. Nunmehr sehe ich es ein, sagte Almon, denn diese Wahrheit die Augen geöffnet hatte, mit viel mehr Grunde die Madame mir es vorher gesagt hat, daß ich zum Narren werden würde. Ich bin es, und ich fange an, es zu erkennen. Ich will den euch bleiben, um mich davon so sehr zu überzeugen, daß ich es, wo möglich, bald nicht mehr seyn möge. Davor stehe ich euch, sagte der Zauberer, ihr werdet es bald nicht mehr seyn, und meine Kunst wird sich nicht hinein mischen dürfen. Durch Verstand und ein wahres Verlangen, sich gefällig zu machen, bessert man in kurzem seine Fehler. Kommt mit mir, werdet ein Zeuge von dem, was euren Gefährten begegnet, und laßt es euch zu eurer Lehre dienen. Sogleich befanden sie sich in dem Hause, wo Alib vorgestellt war. Die Freunde der guten Gesellschaft hatten hier ihre Versammlung. Alib hatte sich kaum niedergelassen, so bemächtigte er sich auch gleich des Gesprächs, um seine Wissenschaften auszulramen, seinen Verstand zu zeigen, und von sich selbst zu reden, nicht anders, als ob es in der Welt kein Verdienst außer das seinige gäbe, und als ob die Verdienste anderer Leute nur darin bestünden, daß sie ihm ehrerbietig genug zu begegnen wüßten.

Die

Die Versammlung sah mit Vergnügen, wie den dem Alib der Hochmuth und die Thorheit immer höher stieg. Doch, das mit war sie nicht zufrieden, sondern wollte, daß er es selbst empfinden sollte, wie lächerlich er den ihr wäre. Möglichen veränderten sich alle in ihrem Bezeigen gegen ihn. Er sagte, er wollte eine ganz besondere Begebenheit erzählen, die sich mit ihm zugetragen hätte. Er fing an. Ein andrer fiel ihm in die Rede, und erzählte bey Gelegenheit des ganz besondern, einen gar außerordentlichen Traum, den er die Nacht zuvor gehabt hatte. Alib hörte ihm gezwungen und verdrießlich zu, bis er endlich eine Gelegenheit erhaschte, einige ziemlich gute Verse, die er gemacht hatte, herzusagen. Kannst ward der Verse gedacht, so war gleich einer da, welcher auch einige ganz neue Verse hersagte, und Alib hatte das Unglück, daß er zuhören, oder wenigstens den Verdruß, daß er schweigen mußte. Da er sich also mit geschickten Leuten umgeben sah, die ihn verfolgten, weil sie Verfall erlitten, und da er gar kein Mittel mehr ausfindig zu machen wußte, sich unter ihnen besonders hervor zu thun, so konnte er nicht länger aushalten. Er war unwillig, daß man hier die Verdienste an andern so schlecht zu erkennen wußte, verließ dieses Haus, und ging zum Zauberer. Dieser gab ihm auf seine Klagen weiter keine Antwort, als daß er ihm das Buch zeigte, worin man seinen Character geschrieben hatte. Er öffnete es, und las: Alib sucht zu gefallen, wie er solches von sich glaubte. Alib suchte, nach seinem wahren Character, sich nur sehen zu lassen. Alib schlug das Buch zu, und sah den Zauberer mit leidig an, eilte fort, und setzte sich zu Schiffe. Er lehrt unverbesserlich zurück, sagte der Zauberer. Einige Wissenschaft, wenige natürliche Gaben, und ein klein wenig Verstand, dieß ist die Masse, woraus seine Thorheit geformet ist.

Nun hatte der Zauberer nur noch die Rolle des Zanis zu sehen; und er erlangte dieses Vergnügen gar bald. Zanis gieng über einen großen Platz. Ein Haufe von Leuten, die auf eine seltsame Weise angepuzet waren, umringte ihn. Sie nöthigten ihn, auf einen Wagen zu steigen. Eure Verdienste sind uns bekannt, sagten sie, und ihr seyd der Ehre des Triumphes würdig. Sie führten ihn also in einen Tempel, wo er eine zahlreiche Versammlung vor sich fand. Er zeigte sich hier mit dem besten Vorsatz, weit sonderbarer zu seyn, als jemals. Alle seine Geberden sind gesucht, er waagt seltsame Gespräche, er giebt sich alle Mühe, bemerkt zu werden, und wird nicht bemerkt. An statt daß die Leute über ihn erstaunen sol-

len,

len, halten sie ihn für einen alltäglichen Menschen. Dieß bringt ihn aus seinem gelassenen Wesen; Doch er faßt wieder Muth. Er fängt an einen unerhörten Satz zu vertheidigen. Jedermann ist seiner Meynung. Man kennet diese Art zu denken, sie ist ganz gemein. Seine Verwirrung wird erneuert. Er erzählt und erzählt mit aller möglichen Unwahrscheinlichkeit. Man höret ihm erst zu; darauf fängt ein anderer an zu reden, und treibt es so arg, daß Zanis fast gezwungen ist, sich für noch vernünftiger zu halten, als dieser ist. Endlich gehet er aus Verdruß, daß man die Richtigkeit seines Verstandes und die Mäßigkeit seiner Einbildungskraft einhellig gelasset hat, zornig davon.

Er geht in Gedanken, ist bekümmert, und kann sich gar nicht zusprechen geben. Denn nichts demüthiget einen Menschen mehr, als wenn man eine ganz eigne und besondere Vernunft affectirt, und doch seinen vorgesezten Endzweck damit nicht erreicht. Sein Gemüth war noch in völliger Zerrüttung, als sich ein kleines Männchen an ihn machte, welches wie ein Greis gekleidet gieng, und sich als ein Greis gebärdete, und doch kaum achtzehn Jahr alt seyn mochte. Ich sehe es euch an, sagte der unächte Greis, daß ihr ein ehrlicher, vernünftiger Mann seyd. Es muß euch doch wohl recht wunderlich in dem Hause vorgekommen seyn, aus welchem ihr jezo weggehet. Ihr scheint mir noch nicht genugsam von der eigensinnigen Heumüthsart unsrer Landesleute unterrichtet zu seyn. Es giebt hier eine Art von Thoren, die ein sonderliches Verdienst darin zu finden meynen, wenn sie andere durch ihre seltsame Aufführung zum Erschrecken bringen können. Könnst ihr euch auch eine größre Thorheit vorstellen, als diese Art zu denken ist? Der allgemeine Gebrauch ist ein weiser Vertrag, der unserm Geiste die Mühe erspart, sich den Dingen anzustrengen, die nicht werth sind, daß sie ihn beschäftigen. Ueberleget es nur einmal selbst, wie sehr man seine Einbildungskraft einschränket, wie sehr man sie erniedriget, wenn man sie stets um Rath fragt, wie man es machen müsse, wenn man anders, als andere Leute gehen, anders lachen, und sich anders, als sie, tragen will? Wenn sie uns mit einer besondern Art zufrieden, oder unzufrieden, unruhig, oder gleichgültig seyn, und ja und nein auf eine werthwürdige Weise aussprechen lehren soll. Ihr werdet hier manchen Auftritt zu Gesichte bekommen, der euch in Erstaunen setzen muß, und vielleicht trefft ihr nicht einen einzigen an, der euch gefallen wird. Unsere Insulaner wollen mit Gewalt in allen Stücken als Sonderlinge berühmt werden, und sie haben schon die wundervollsten Mittel erschöpft, hiezu zu gelangen. Bedenke es nur selbst, wie

wie weit die Andeutungen gehen müssen, da einer mit dem andern darin um den Vorzug streitet! Ich bin von der thörichten Ehesucht, sonderbar zu scheinen, völlig wieder genesen. Ich muß gähnen, wenn ich nur an die Dinge denke, zu welchen sie mich ehemals verleitet hat. Damit ich nicht aufs neu in solche Versuchung gerathe, so habe ich mir allen Zwang des Alters aufgelegt, und gemesse davor auch aller seiner Vortheile. Ich führe nichts so ein stilles und eingezogenes Leben, als dem Alter zukommt. Ich sitze den ganzen Tag recht wohl eingehüllet am Kamine in meinem Lehnstuhle. Meine Hausgenossen sind um mich her. Ich schwatze mit denselben nach alter Leute Art allerley untereinander. Ich denke nicht daran, ob es Narren in der Welt giebt, die sich besonders vor andern hervor thun, und der Welt zum Schauspiel dienen wollen. Hier auf brachte der weise Alte eine Menge alter abgedroschener Sprüche von der Einfalt der ersten Menschen vor, welche sich alle aufingen: Es war einmal. Sankt ärgerte sich heimlich über das Erzählen, worin ihn dieser Mensch führte, der sich ein Gesetz gemacht hatte, auszuschweifen. Wie diese Scene zu Ende war, folgten noch unterschiedliche andere, welche alle eben so unerwartet wie die ersten waren, bis Sankt seine Zeit ausgehalten hatte. Er mochte nachsinnen oder reden wollen, so wurde er gestöbert. Er kriegte eine Comödie zu sehen, wenn er sich zu Tische setzen wollte. Endlich löste er die Drangsale, womit ihm die Phantasien aller derer zusetzte, die er antraf, nicht länger ausstehen. Er lief zum Zauberer. Lasset mich wegziehen, sagte er. Eure Einwohner geben sich vor sonderliche Leute aus, und sie sind nichts als widerwärtige, eigenartige und natürliche Köpfe. Ihr schildert euch und sie zulech ab, sagte der Zauberer. Habt ihr nicht, an statt euch schlechthin für einen Sonderling auszugeben, mir treuherzig gestanden, daß ihr ein großes Verlangen hättet, dafür angesehen zu werden. Dieses ist sehr von einander unterschieden. Leute, die von Natur sonderlich sind, gefallen insgemein der Gesellschaft, an statt daß einer, der sich durch die Kunst dazu gemacht hat, weil er diesen Character gar zu hoch treiben will, anfangs verdrießlich, und am Ende unerträglich wird. Meine Absicht ist nur gewesen, euch aus eurem Irrthume zu bringen, nicht aber euch deswegen zu bestrafen. Alles, was euch so wol, als dem Almon begegnet ist, ist nur eine bloße Bezauberung gewesen. Kehret in euer Vaterland zurück, und vergesset niemals, wo es möglich ist, daß man zurückhalten müsse, wo man durch die Offenherzigkeit mißfällig werden kann, und daß die Begierde, ein Sonderling zu seyn, unvermuthet zur Thorheit leite.

Der Schußgeist.

Zwey und zwanzigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 6 October 1746.



änner, welche an der Tugend einen Geschmack gefunden, und in der Ausübung edler Handlungen eine Fertigkeit erlangt haben, können diejenigen, welche ihnen die Bewegungsgründe zu grossen Thaten

rauben wollen, nicht anders, als ihre Feinde ansehen. Daher haben sie gegen die Frengeister, und die unseligen Bemühungen derselben, allezeit einen gerechten Abscheu geäußert. Wir finden in der Religion die mächtigsten Bewegungsgründe zur Tugend; die Tugend allein ist die Ursache aller wahren Freude, und diese Verwegene suchen durch ihre Anfälle die Religion zu zernichten. Sie nennen die Wahrheiten von den noch zukünftigen Belohnungen der löblichen Handlungen des Menschen, und der gewissen Bestrafung der laster, Märchen. Damit sie ihrer frechen Unverschämtheit ein prächtiges Kleid umhängen, und dadurch desto gefährlicher machen mögen, so stellen sie sich an, als ob sie selbst die Parthen der Tugend dabey nähmen. Die Tugend, sagen sie, ist so liebenswürdig durch sich allein, daß man sie bloß ihrentwegen ausüben muß. Dieses alles begleiten sie mit einigen unrechtverstandenen Sentenzen und Sprüchen aus dem Seneca und andern alten Schriftstellern. Allein wahre Kenner der Tugend sehen ihre Arglist bald ein. Die Frengeister denken, aber so unverschämte sind die meisten noch nicht, daß

M

11

sie ihre Gedanken laut sagen sollten, daß die Tugend bald unter den Menschen eingehen sollte, wenn sie ihnen nur erst die Bewegungsgründe der Religion nehmen könnten. Je mehrere und grössere Preise auf den Sieg eines Kämpfers gesetzt sind, je eifriger wird er werden, den Sieg zu erkämpfen; allein wie sehr würde nicht sein Muth matt werden, wenn der Sieg allein die Belohnung seiner Bestrebungen seyn sollte, der Sieg, welcher oft mit so vielen Gefahren und Beschwerlichkeiten verbunden ist. Addison hat darüber eine vorreffliche Anmerkung gemacht. Gesezt, sagt er, daß die Freigeister die Wahrheit auf ihrer Seite hätten, die Religion aber ein Irrthum wäre, so würden doch die Menschen bey diesem Irrthum seliger, als bey der Wahrheit seyn, weil dieser Irrthum die Menschen nicht allein zu löblichen Handlungen anspornt, sondern dieselben auch belohnt, da uns hingegen eine solche Wahrheit nicht allein davon abhält, sondern auch unglücklich macht. Welcher vernünftiger Mensch aber wird sich wünschen, unglücklich oder auch nur mißvergnügt zu seyn?

Unter den mannigfaltigen Bewegungsgründen, durch welche uns die Religion zur Ausübung unserer Pflichten zu reizen sucht, ist die Gegenwart höherer und vollkommener Geister um uns. Vielen Freigeistern sind diejenigen, welche solche höhere Geister glauben, rechte armselige bedauerens werthe Köpfe. Die Meynungen davon belegen sie mit ihrer zuversichtlichen Miene sogleich mit dem verächtlichen Nahmen der Hexenmährchen, und man darf sich nur merken lassen, daß man etwas davon halte, so kann man die höfliche Frage von ihnen vernuthen, ob man so ein altes Weib sey, und Gespenster glaube? Sie nennen alles, was man von Engeln sagt, Aberglauben; der Aberglauben nimmt seinen Ursprung aus der Unwissenheit; niemand will gern für unwissend gehalten seyn; folglich kann ihre

ihre Verwegenheit, die sich immer ein triumphirendes Ansehen zu geben suchet, bey blödsinnigen Gemüthern allerdings Schaden thun; obgleich so viel gewiß ist, daß sie bey denen, welche nur eine mittelmäßige Vernunft brauchen, nichts damit ausrichten.

Die Frengeister, deren verdorbenes und böshafte Herz darum noch mehr Abscheu verdient, weil sie mehr Vernunft als ihre Brüder haben, sehen dieses wohl ein. Sie nehmen sich daher in Acht, nicht alle Meynungen von dem Daseyn höherer Geister überhaupt, als ungereimt, zu verwerfen. Sie greifen nur die Lehren der Religion davon an, ohne das Daseyn vollkommenerer Geister laut zu leugnen. Die Offenbarung sage uns, daß wir täglich in der Gesellschaft der Engel sind, daß sie uns dienen und uns beschützen. Diese Lehren suchen sie als unvernünftig vorzustellen. Sie leugnen, daß höhere Geister, wenn wirklich einige seyn sollten, mit dem Zusammenhange der Dinge in unserer Welt einige Verbindung haben, und suchen den Schuß, in dem sie uns nehmen sollen, als eine allzugerings und allzuverächtliche Verrichtung für weit erhabnere Geister, als wir sind, vorzustellen. Was werden sie sich, sagen diese Frendenker, um solche elende Geister, als die Menschen sind, viel bekümmern? Sollten sie nicht viel etwas wichtigeres thun können, als uns zu schützen? Kann man uns von dem Schutze der Engel andere Beispiele erzählen, als diejenigen, welche uns die Offenbarung erzählt? Wie viele Gestalten hat nicht das menschliche Herz! Kein Geschöpf ist wohl hochmüthiger und eitel, als ein Frengeist; und gleichwohl wird er oft die niederträchtigste und demüthigste Creatur, und derjenige, welcher sich in seinem Herzen etwas Grosses zu seyn dünkt, stellt sich gern als Nichts vor, wenn er seinen Unglauben damit unterstützen kann. Er setzt sich in seinen

Ge-

Gedanken über die vernünftigsten und weisesten Leute, die die Offenbarung geglaubt haben, weit hinweg, und giebe sich als das elendeste und verächtlichste Geschöpf aus, um nur eine Lehre der Religion mit seinen Zweifeln bestreiten zu können.

Wir wollen aber nur als vernünftige Leute über die Lehre der Offenbarung von dem Schutze höherer Geister, unter welchen sich die Menschen befinden, urtheilen. Ist es etwas unvernünftiges oder unmögliches, daß höhere Geister in dem Zusammenhang der Dinge auf unserer Welt eingeflochten seyn sollen? Ist es ihnen etwas unanständiges? Man kann solches aus Gründen der Vernunft nicht demonstrieren; ist es aber darum unglaublich? Man muß freylich nicht auf die Thorheit gerathen, alle Wirkungen der Natur, deren Ursachen wir entweder aus Unfähigkeit oder aus Trägheit nicht sogleich einsehen, diesen höhern Geistern zuzuschreiben. Es war einmal eine Zeit, wo die Menschen die Engel überall zu Hülfe rufen. Alles besetzten sie mit Geistern. Engel drehten die Welten herum, und ohne Geister konnte keine Pflanze und keine Kräuter aufwachsen. Wenn zur Nachtzeit ein Uhu schreye, oder um eine ungewöhnliche Stunde etwas im Hause ein Poltern verursachte, so hatte es ein Geist gethan. Man lernte die Kräfte der Natur besser kennen, man verdaunte die Geister, und endlich leugneten sie die Freygeister gar. Den Menschen glauben zu fehlen, wenn sie nicht aus einer Aufschweifung in die andere fallen.

Was die Beschützung der Menschen, welche die Offenbarung den vollkommnern Geistern aufträgt, anbetrifft, so ist dieselbe, mit der Vernunft betrachtet, theils nicht unmöglich, theils keine unanständige Verrichtung für Geister, welche edler als wir sind. Aus ihrer vollkommern
Natur

Natur können wir wahrscheinlich vermuthen, daß sie eine brennende Begierde haben müssen, denen Gutes zu thun, die nicht so vollkommen sind, als sie. Je edler ein Mensch ist, je begieriger wird er seyn, andern Menschen zu dienen, wenn sie gleich weniger Verdienste haben, als er. Diese Begierde erwirbet sich unter Menschen schon den größten Beyfall; warum sollte man sie den Engeln absprechen? Verliehrt ein König etwas von seiner Würde, wenn er seine Unterthanen schützt? Oder will man vielleicht diese Vergleichung tabeln, und sagen, daß die höhern Geister und die Menschen nicht in der Verbindung mit einander stehen, als Fürsten und Unterthanen, wird vielleicht der Stärkere eine Handlung begehen, die seiner Stärke unwürdig ist, wenn er einem Schwächern beisteht? Warum wollen uns die Freydenker über eine Lehre in Ungewißheit bringen, die einen tugendhaften Mann nicht allein muthig, sondern auch vergnügt machen kann?

Welche vortrefliche Bewegungsgründe zum Eysen in der Ausübung löblicher Thaten giebt uns nicht die Betrachtung, daß dieser ganze Erbkreis mit den herrlichsten und vollkommensten Geistern angefüllt sey, die auf unsre Thaten merken. Man muß keine Empfindungen eines edlen und tugendhaften Ehrgeizes haben, wenn man diese Ueberlegung anstellen, und doch in der Vollbringung löblicher Handlungen nachlässig seyn, und sich nicht bestreben will, sich der Gesellschaft so großer Geister werth zu machen. Mit welcher Freude opfert nicht ein junger Held sein Leben den schrecklichsten Gefahren auf, wenn er neben einem alten erfahrenen Helden streiten soll; und warum? damit er den Beyfall desjenigen ersiegen möge, den er für vollkommner hält, als er ist. Ist es uns nicht natürlich, in Gegenwart derer, deren grosse Verdienste uns mit Ehrfurcht erfüllen, selbst entweder Verdienste zu zeigen, oder Verdienste

zu erwerben? Was für ein Vergnügen muß einem rechtschaffenen Manne daraus entstehen, wenn er überleget, daß seine Tugenden so vollkommenen Geistern, als Engel seyn müssen, gefallen, und daß sich vielleicht destomehr solche große Geschöpfe um ihn versammeln, je mehr er sich durch wahre Verdienste des Verstandes und Herzens vor andern Menschen hervor zu thun suchet. Nicht alle löbliche Handlungen rechtschaffener Männer werden der Welt bekannt. Denn ein rechtschaffener Mann suchet nicht etwa nur die Gelegenheiten sorgfältig auf, wo er vor den Augen aller Welt Gutes thun kann. Er zeigt sich überall edel und groß. Viele löbliche Thaten sind auch so beschaffen, daß sie viel von ihrem Werthe verlieren, wenn er sie nicht gleichsam, wie Gott, und die vollkommenern Geister aus dem Verborgenen, sondern öffentlich thun wollte. Er muß sehr oft die Lobsprüche der Welt nicht suchen, sondern sich oft als den Urheber gewisser edler Thaten verbergen. Verliehet er aber wohl etwas dabei, daß er keine Belohnung mehr für seine Tugenden verlangt, als die Wissenschaft, daß er sie ausgeübt hat? Im geringsten nicht. Wer weiß, wie viel tausend vollkommnere Geister er zu Zeugen seiner verborgenen Tugenden hat! Wenn diese ihm ihren Beifall geben, wie viel Ursachen hat er nicht, sich zu freuen, daß er im Verborgenen edel und tugendhaft gewesen ist. Der Beifall eines einzigen höhern Geistes ist mehr werth, als alle Lobsprüche der ganzen Welt. Denn in ihre Urtheile mischet sich weder eine Schwachheit des Verstandes, noch eine ungerechte Parteilichkeit der Leidenschaften. Ihr Lob, das sie einer menschlichen Handlung geben, ist abgemessen und richtig. Kann man so ein Lob von den erleuchteten Menschen hoffen? Die Menschen schweigen entweder zu unsern tugendhaftesten Bemühungen, oder sie erheben sie mit übertriebenen Lobsprüchen und Schmeicheleyen. Schmei-
cheleyen

theilen oder sollten wir als Beleidigungen betrachten. Oft werden auch rechtschaffene Männer mit allen ihren eifrigen Bestrebungen, durch ihre Verdienste ihr Glück und das Wohl der Welt zu befördern, verachtet, oder selbst von der Schmähsucht und Verleumdung verfolgt. Allein alle Schmähungen und Ungerechtigkeiten der Welt werden einem merkwürdigen grossen Geiste ganz gleichgültig seyn, so bald er überlegt, daß vernünftigerer Geschöpfe, höhere Geister, als wir, seine Vorzüge besser erkennen. Es ist wahr, daß das Vergnügen, diesen herrlichen Geistern bekannt zu seyn, nicht so groß ist, als es seyn würde, wenn wir persönlich mit ihnen umgehen könnten. Man kann hierüber wo Anmerkungen machen. Warum bestreben sich die Menschen mit solchem Eifer, einige Vorzüge zu erlangen, wodurch sie Männern von grossen Verdiensten in fremden Ländern zu gefallen suchen? Wie selten haben sie Gelegenheit, persönlich mit ihnen bekannt zu werden! Warum sollte es uns also nicht ein Vergnügen seyn, welches der Tugend werth ist, vollkommenen Geistern bekannt zu seyn? Die andre Anmerkung ist diese: Die Offenbarung verspricht den Menschen, welche die Gesetze der Vernunft und der Religion mit einem gehörigen Eifer zu erfüllen gesucht haben, daß sie künftig mit den vollkommensten Geistern nicht allein persönlich umgehen, sondern so gar ihnen gleich werden sollen. Welch ein göttlicher Bewegungsgrund zu edeln Handlungen! Diejenigen, auf welche er noch keinen Eindruck gemacht hat, müssen ihn noch nicht aufmerksam genug überlegt haben, oder die niederträchtigsten Geister seyn. Ich muß der Betrachtung dieses Glückes ein besondres Blatt widmen. Warum zweifeln die Freygeister an diesen erhabnen Wahrheiten der Religion? Warum wollen sie lehren, welche einer vernünftigen Eigenliebe so angenehm seyn müssen, für Irthümer und Ungereimtheiten erklären, und uns so starke

Am

Antriebe zur Tugend nehmen? Ich muß es wiederholen; würden wir hintergangen, was haben sie für eine Pflicht auf sich, uns aus einem so glückseligen Betrüge zu bringen? Sie müßten für Feinde des menschlichen Geschlechtes angesehen werden, wenn sie auch die Wahrheit auf ihrer Seite hätten; wie vielmehr müssen sie es seyn, da die Vernunft selbst ihre Zweifel lächerlich macht?

Diese Betrachtungen sind ernsthaft, allein sie schicken sich für alle Menschen, die eine Empfindung von dem haben, was wirklich groß ist. Vornemlich schicken sie sich für mich, da ich der Welt erzählt habe, daß mich mein Schutzgeist der Gefahr entriß, ein Schwärmer zu werden, nachdem ich vorher durch den Verlust meines Glückes verhindert worden, eine gleiche oder vielleicht noch größere Thorheit zu begehen, nämlich ein Freigeist zu seyn.



Der Schußgeist.

Dren und zwanzigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 13 October 1746.



Ich gleich das Unternehmen derer mißbilli-
ge, welche aus den Träumen zukünftige
Begebenheiten und Erfolge prophezeien,
und in den Bildern von Ameisen, Ehre;
von Dornen, Unglück und Verdruß; von

Enthauptungen, besiegte Feinde; von Feuersbrünsten,
Reichthümer sehen wollen: so halte ich doch aus andern Ursa-
chen viel auf Träume. Die Betrachtungen, welche ich über
Träume angestellt, haben mir die Kenntniß der Charactere
der Menschen ungemein erleichtert. Wenn die äußerlichen
Sinne von dem Schläfe umnebelt sind, und die Reigungen
der Seele durch keine Gegenstände, die sich in den wachenden
Geist mit Gewalt dringen, an ihrem Ausbruche gehindert
werden, so erzeugt die wirksame Phantasie vornämlich nur
solche Bilder, welche den herrschenden Leidenschaften schmei-
cheln. Ich kann daher nicht leicht von einem Menschen hin-
tergangen werden, dessen Character ich gern kennen möchte;
denn wenn ich ihn mit meiner Aufmerksamkeit am Tage nicht
durchbringen kann, so laure ich ihm des Nachts mit einem
glücklichern Erfolge auf. Viele Menschen scheinen ganz un-
erforschlich zu seyn, und sie wissen so seine Künste, die Geheim-
nisse ihrer Reigungen zu verbergen, daß man ihnen oft ganz
andere Charactere zuschreibt, als sie in der That besitzen. Al-
lein die Seelen dieser Menschen gleichen den schönen Frauen-
zimmern, die am Abend das bezaubernde Roth ihrer Wangen

und ihre blendende Weiße in ein Tuch wischen, das jugendlichste Gesicht alt werden lassen, und ihre schönen schwarzen Haare in eine Schachtel legen und verwahren, vielleicht, damit sie zur Nachtzeit in keine Unordnung gebracht werden mögen. Eben so legen die Seelen derer, welche den neubegierigen Augen ihre Leidenschaften entziehen, des Nachts die Masquen ab, die sie wachend angenommen hatten.

Weil ich den Rußen kenne, welchen man aus den Träumen ziehen kann, so höre ich sehr gerne Träume erzählen. Wenn ich früh jemanden besuche, so ist meine erste Frage nach dem Complimente: Was hat Ihnen diese Nacht geträumt? Ich werde darum von vielen für abergläubisch gehalten. Man höret aber doch meine Fragen gerne, und viele Personen beiderley Geschlechts freuen sich, wenn ich früh bey ihren Theetischen erscheine. Niemand sieht mich lieber als das Frauenzimmer, welches ihr Spiegel erinnert, daß es schon vor sehr langer Zeit jung gewesen ist. Dieses hat an den Erzählungen seiner Träume einen recht grossen Gefallen, und verlangt am meisten von mir, daß ich sie auslegen soll. Ich besinne mich auf wenig Frauenzimmer von 16 bis 42 Jahren, welche eine sonderliche Begierde geäußert hätten, die Bedeutung ihrer nächtlichen Gesichter zu wissen. Ordentlich gehe ich früh zu einer alten weitläufigen Anverwandtin von mir, welche mich, wenn ich in ihr Zimmer trete, mit diesen Worten bewillkommet: Ich habe diese Nacht einen recht natürlichen Traum gehabt: Sehen sie sich hurtig nieder, daß ich ihn Ihnen erzählen kann; Sehen sie nur, da träumte mir; Was träumte mir denn? Ja ich besinne mich, es träumte mir, daß ich schlief, und so weiter. Vor einigen Tagen habe ich sie ganz tiefinnig gemacht. Sie erzählte mir einen Traum, in welchem sehr viel Gold und Silber vorkam, das ihr geschenkt worden war. Nun ist meine liebe Anverwandtin, mit aller Ehrerbietung von ihr zu reden, eine Frau, die bey dem Anblicke

von Gold vor Freuden aufhüpft, und ohne Ansehen der Person alle Bettler für gottlose Bösewichter hält, die Gott wegen ihrer Sünden schon in dieser Welt strafet. Als sie ihren Traum auserzählt hatte, so schüttelte ich mit einer geheimnißvollen Mine den Kopf. Was meynen sie, was meynen sie, sagte sie ganz bestürzt zu mir, sollte mein Traum was Böses bedeuten? Mein Gott, Gold und Silber ist ja eine gute Sache? Wollten sie nicht auch gerne von Gold und Silber träumen? Ich schwieg lange stille, legte die Hand an die Stirne, und schüttelte den Kopf wieder. Ja, meine liebe Frau Muhme, sing ich an, doch ich will lieber nichts sagen, ich mache sie traurig. Nun, was ist es denn? verseehe sie ganz hitzig, sollte denn etwa mein armes Haab und Gut ein Unglück bedrohen? Das wirst du nicht zulassen, mein lieber Gott! ich empfehle dir ja täglich mein bißchen Armuth; es ist ja so nicht viel, was ich habe. Der gottlose Mann, dem ich vor drey Wochen erst 5000 Mark auf einen so billigen Zins geliehen habe, wird doch nicht etwa zum Schelm geworden seyn. Man sagt immer, daß die Leute, die auf sieben pro Cent Geld aufnehmen, gemeiniglich schon willens sind, arme ehrliche Leute zu betriegen. Mein Gott, das wirst du nicht zugeben! Nein, mein lieber Herr Vetter, das bedeutet doch mein Traum nicht. Dieses sagte sie mit einem so wehmüthigen und doch zugleich freundlich lächelnden Gesichte, als wenn sie mich bitten wollte, daß ich doch ihrem Traum eine gute Auslegung geben möchte. Allein wider ihren Willen zuckte ich die Achseln, und nahm eine noch ernsthaftere Mine an. Man hätte mich für einen wahr-sagenden Egypter halten sollen, wenn man mich in dieser Stellung gesehen. Frau Muhme, sagte ich, sie wissen doch, daß ich die Träume verstehe? Erinnern sie sich noch, als ihnen neulich träumete, man räumte in ihrer Küche auf, daß an eben dem Tage eine große Schüssel herunter fiel, und ich solches vorher gesagt hatte? Ja, es steht ihren Gütern eine Gefahr bevor; was einem im Traume geschenkt wird, das

wird Wachenden wieder genommen. Beugen sie aber der Gefahr vor, und beschenken sie heute vier arme Wittwen, jede mit einem Ducaten, so begegnet ihren Schätzen nichts Widriges. Auf mein Wort thun sie es. Vier Wittwen, Herr Vetter, antwortete sie ganz betrübt, soll ich beschenken, und jede mit einem Ducaten? ach das erbarm sich der Himmel, da geht ja mein halbes Vermögen drauf! ich bin ja selbst eine arme Wittve; das geht nicht an, Herr Vetter. Besinnen sie sich nur recht, das kann mein Traum nicht bedeuten. Ganz gewiß, sagte ich, ich bedaure sie, wenn sie meinem Rathe nicht folgen. Erinnern sie sich nur an der herunter gefallenen Schüssel. Sie entschloß sich endlich mit einem recht beklemmten Herzen zu dieser Wohlthat, und vier bedürftige Wittwen wurden durch meine Auslegung des gedachten Traums unvernüthet erstreuet. Meiner Frau Ruhme schadet diese Freigebigkeit nichts; denn es werden keine zwö Wochen vergehen, so hat sie diese Wohlthaten von ihrem eignen Vergnügen ihren Schätzen wieder zugespart. Sie ist diese Tage daher noch nicht wieder recht froh geworden. Sie erzählt mir alle ihre Träume aniso mit Furcht und Zittern, und ich muß mich in acht nehmen, ja keiner Wittwen oder keines Armen in meiner Auslegung ihrer Träume zu gedenken.

Da sehr viele Menschen in der ungereimten Einbildung sind, und sich nicht davon abbringen lassen, daß die Bilder, welche die von der Vernunft verlassne Phantasie schafft, und auf allerley seltsame Arten zusammen setzt, Copien von zukünftigen Begebenheiten sind, die ihnen zustoßen sollen, so lasse ich sie, wenn meine Mühe nach meinem Gutachten vergebens seyn sollte, bey ihrem Irrthume, und bediene mich desselben auf eine andere Art zu ihrer Verbesserung. Ihre Träume lehren mich ihren Character kennen; zeigen sie einen guten Character an, so mache ich gute Auslegungen, und sporne sie zu denen löblichen Handlungen an,

die sie vielleicht zur Zeit nur noch im Traume gethan haben. Berrathen aber ihre Träume einen schlimmen Character, so lasse ich ihnen diese Träume ein Unglück prophezeien, das ihren herrschenden Leidenschaften entgegen und verhasst ist, und sage ihnen dasselbe als gewiß voraus, wofür sie nicht die Handlungen unterlassen, die ihrem schlimmen Character gemäß sind. Allein würde ich so viele Träume erfahren können, wenn mich Amiel nicht das seltnge Geheimniß gelehret hätte, mich unsichtbar zu machen? Gewiß nicht. Denn viele sind in ihren Träumen so grosse Bösewichter, als sie wachend sind, und müssen also aus Schaam ihre Träume verschweigen. Die Leute in meinem Hause wundern sich, warum ich alle Nachmittage vier Stunden nach einander schlafe. Allein die ehrlichen Leute wissen nicht, wie viel ich des Nachts zu verrichten habe. Sie können sich nicht darein finden, warum ich des Abends um elf Uhr erst ausgehe, um zwö Uhr wieder komme, und mich in den Frühstunden um vier Uhr wiederum aus dem Hause wegbegibe. Im Anfange haben sie mich für einen Sternseher gehalten, welcher sein Vergnügen in der Betrachtung des gestirnten Himmels suchte. Allein dieses glauben sie nun nicht mehr, weil ich aus dem Hause gehe, es mag eine heitere oder finstre und umwölkte Nacht seyn. Deynake fürchten sie sich für mich, und eine alte Magd in meinem Hause behauptet mit aller Macht, daß ich Mondsüchtig sey, und man mich gewiß noch einmal auf dem Viekel eines Daches oder an einem andern eben so gefährlichen Orte sitzen sehen würde. Nach zwölf Uhr überrasche ich die Einwohner dieser Stadt in dem ersten Schlafe. Die Seele ist alsdann noch mit der Erinnerung an die Geschäfte und Verrichtungen des vergangenen Tages beschäftigt, und die Phantasie stellet nicht nur diese, sondern auch die Verrichtungen vieler andern Tage und Jahre als gegenwärtig vor, bildet sich neue, und sezet sie nach ihren unordentlichen Einfällen fort.

Da

Da gehe ich aus dem Schlafzimmer eines Sachwalters in die Kammer seines Klienten; von Frauenzimmern zu einem vermeynten heiligen Manne; von einem Gelehrten zu einem Stuffer; von einem Herrn zu seiner Magd; von einer vornehmen Frau zu ihrem Lakaien; von Narren zu Klugen, und von Klugen wiederum zu Narren. Der Sachwalter liefert im Traume die Memoriale durch, die er den Tag über verfertigt, und zählt nach, ob ihm sein Client, oder seines Klienten Gegner heute am meisten geschenkt habe. Der Client rechnet alle Sâle durch, in welchen er heute ganze Stunden lang gewartet, und endlich entweder trostlos abgewiesen, oder getröstet worden. Denn, sagt er im Traume, ob ich gleich schon mein Haus verkauft habe, ihnen Geschenke zu machen, und sie zu gewinnen, so hat mirs doch noch nicht glücken wollen. Vielleicht geht es besser, wenn ich mein Feld verkaufe, und neues Geld sehen lassen kann. Von den Frauenzimmern erfahre ich nach ihren verschiedenen Charactern immer etwas anders und sonderbares. Der Gelehrte schlägt im Traum noch ein Register nach, und schreibt Notizen und Dissertationen. Es ist etwas merkwürdiges, daß ich bey einigen Gelehrten unsrer Stadt gewesen bin, welchen gar nichts geträumet hat. Ihre Seele denkt entweder gar nichts, oder vielleicht haben sie nicht einmal eine Seele, und man hält sie nur darum für gelehrt, weil sie immer unter Büchern angetroffen werden, und in Gesellschaften stumm sind. Ich bin gesonnen, in verschiedenen Blättern Nachrichten von den sonderbaren Träumen der Menschen zu liefern. Ich habe viele Heimlichkeiten entdeckt, und ich hätte es vom Coelius, da er sich den Ruhm eines besondern Enfers für das allgemeine Wohl seiner Mitbürger und einer grossen Frömmigkeit zueignet, nicht vermuthet; aber er hat solches im Schlaf verrathen, daß er in den isigen Tagen unter der Hand das leichtsinnige Volk angereizt, unruhig zu werden. Ich werde ziemlich lange von

den Träumen des ersten Schlafes zu sprechen haben. Die Träume in den Frühstunden sind eben so merkwürdig. Die Seelen werden alsdann schon munterer, und träumen gern von den Verrichtungen und Handlungen, die sie den bald anbrechenden Tag vornehmen wollen. Die Stüger und viele Schönen machen mir am meisten zu schaffen; ihre Frühträume dauern gemeiniglich sehr lange, und ich habe manches Frauenzimmer erst um zehn Uhr des Morgens verlassen können.

Wenn die Träume der meisten Menschen nicht durch gar zu viele seltsame und ungereimte Episoden unterbrochen würden, so würden sie ziemlich ordentliche Romanen oder Lebensbeschreibungen seyn. Mancher Traum enthält das ganze Leben eines Menschen von seiner Jugend an, und begreift oft die Handlungen mit, die er erst noch vorzunehmen im Sinne hat. Vielleicht werden meine folgenden Blätter manchem den Schlaf verderben, und viele werden wünschen, daß sie nicht träumen möchten, weil ihre Träume solche Verräther sind. Die Träume gleichen zerbrochenen Spiegeln; sie zeigen eine Gestalt, wie sie ist, ohne ihr zu schmeicheln; allein sie stellen sie nur Stückweise und zerbrochen vor. Wie entzückt muß aber nicht der Schlaf desjenigen seyn, der von seinen Träumen nichts zu befürchten hat, und im Schlafe so edel ist, als wachend.

Ob ich mich nun gleich mit einer gleichen Ruheheit in das Schlafzimmer der Schönen und der Personen meines Geschlechtes wage, so haben doch jene nicht Ursache, wegen meiner Gegenwart schamroth zu werden, und keine von diesen darf darüber eifersüchtig seyn. Ich muß unsichtbar werden, wenn ich ihre Träume erfahren will. Diese Unsichtbarkeit kann mein Körper nicht eher haben, als bis er durch die Macht meines Schutzgeistes in einen dünnern, feinern und geistigern Körper aufgelöst wird.

Weil

Weil noch einiger Platz vorhanden ist, so will ich einen Brief einrücken, den ein Engel aus Leipzig an meinen Schutzgeist geschrieben hat.

Mein lieber Amiel!

Vielleicht hat noch kein Engel mehr ausgestanden, als ich. Hier stehe ich im Barfüßer-Bäpſchen an einem Eckhauſe den ganzen Tag dem Spotte oder dem Mitleide der Vorübergehenden ausgeſetzt. Ich weiß gar nicht, was ich geſündigt haben muß. Was meynſt du, Amiel, das meine Verrichtung iſt? Ich muß leider eine Peruque halten. So ein kleines Amt hat noch kein Engel gehabt. Zum wenigſten hat man ſie noch in den Kirchen ein Inſtrument mit blaſen laſſen. Aber eine Peruque zu halten, das kann ich nicht länger ausſtehen. Ich bin ein guter Geiſt. Alle Leute, die mich anſehen, ſagen, ich wäre ein recht hübscher Engel; es wäre ſchade um mein hübsches Geſicht, daß ich eine Peruque halten ſollte. Wenn du es ſo weit bringen könntest, mein lieber Amiel, daß ich zu einer höhern Bedienung gezogen würde, ſo würde meine Ehrbegierde befriediget. Wo es nicht angeht, ſo ſuche es zum wenigſten ſo weit zu bringen, daß man mich in eine Solpſche verwandelt, und lieber über eine Haarlocke eines Frauenzimmers zum Aufſeher mache, als mich länger in dieſer ſchlechten Bedienung laſſe. Ich bin

Mein lieber Amiel

der Verächteſte unter allen Engeln.

Leipzig, aus dem Barfüßer-Bäpſchen,
den 24 September. 1746.

N. S. Man rühmt meine Flügel, ich hoffe, ich ſollte gut fliegen können.

Der Schußgeist.

Vier und zwanzigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 20 Octobr 1746.



Ich will heute den Anfang zur Erzählung der Geschichten machen, die ich aus den Träumen der Menschen gesammelt habe. Ich wünsche mir für die Mühe, welche ich anwenden müssen, diese Träume zu erfahren, keine andere Belohnung, als diese, daß die Personen, welche dieselben gehabt, klüger und edler in Zukunft träumen mögen, welches aber nicht geschehen kann, wenn sie nicht wachend klüger und edler seyn lernen. Ich bitte daher alle meine Leser, daß sie nachdenken mögen, ob ihnen vielleicht einmal dasjenige geträumet habe, was ich erzählen werde. Viele vergessen ihre Träume bald wieder, weil sie noch so viel Gefühl der Tugend und der Weisheit haben, daß sie einsehen, wie wenig Ehre ihnen ihre Träume machen. Wo sie dieses nicht thun, möchte ich wohl auf den Einfall gerathen, sie durch die öffentliche Benennung ihrer Namen, der Zeit und des Ortes ihrer Träume auf eine ihnen unangenehme Art zu erinnern. Ich will ich ihre Namen und alle die Umstände verschweigen, durch welche absonderliche Personen bezeichnet werden, und die Träume in der Ordnung erzählen, wie sie mir befallen.

Ich befand mich einmahl in einer Gesellschaft, in welcher mehr Frauenzimmer als Manns-Personen waren.

X a

Unter

Unter dieser kleinen Versammlung machten mich vornämlich ein gewisser Mann, den ich Laelius nennen will, und seine Frau aufmerksam. Diese Frau gehörte nicht unter die grossen Schönheiten, hatte aber doch eine Mine, die, wo sie nicht wißig und geistreich war, doch eine besondere leutselige Güte des Herzens anzeigte, und ihre ganze Gestalt angenehm machte. Es waren einige Erzählerinnen in dieser Gesellschaft, welche derselben ein richtiges Verzeichniß von allen Menschen, welche diese Woche gebohren worden oder gestorben waren, mittheilten, und viele neue Nachrichten von verschiedenen Personen hatten, die aber eben den Ruhm derselben nicht sehr ausbreiteten. Daben waren sie doch so grosse Liebhabערinnen der Wahrheit, daß sie von allen Neuigkeiten ihre Zeugen, Lakaien und Mägde, oder alte fromme ehrliche Matronen, anführten. Ben allen diesen Gesprächen hatte gedachte Frau, die ich nach dem Nahmen ihres Mannes Laelia nennen will, nebst zwey andern Frauenzimmern, stille geschwiegen, die mit ihr die Verteidigung ihres Nächsten über sich genommen, den man in dieser liebevollen Versammlung in keine schlimme Rede bringen wollte. Laelius, dessen Mine weit mehr versprach, als sie hielt, bekümmerte sich um die Gespräche der Gesellschaft wenig, und schien sich ganz allein mit seiner Frau zu beschäftigen, ob er gleich zuweilen sehr zerstreuet war. Er sagte ihr so viele Schmeicheleyen vor, und erwies ihr so viele Liebkosungen, daß ich sie beyde für Neuverheyrathete würde gehalten haben, wenn ich nicht gewußt, daß sie wohl zehn Jahre schon mit einander vereinigt wären. Laelia war ben seinen Liebkosungen sehr vergnügt, und schien zuweilen entzückt darüber zu seyn; es mischte sich aber in ihre Freude ein gewisses trauriges Wesen ein, das mir ein Räthsel blieb. Diese schmachtende traurige Mine verwandelte in meinen Augen ihre

ihre Freude über das galante Bezeigen ihres Mannes oft nur in eine Art des Wohlstandes. Weil ich empfindlich gerührt werde, wenn ich sehe, daß sich zwei Personen lieben, so ward ich zuweilen auf Laelien ein wenig böse, daß ihre Augen durch die Liebkosungen ihres Mannes nicht lebhafter und feuriger wurden. Die übrige Gesellschaft gab nicht darauf Achtung; weil sie mit wichtigeren Unterredungen sich unterhielt. Endlich fiel das Gespräch auf die Bedienten, und die Erzählerinnen schilderten die Charactere der Ihrigen sehr sorgfältig ab. Laelia vergaß auf einmal alle Liebkosungen ihres Mannes, erröthete und mengte sich in das Gespräch. Sie fieng sich an über die Menge der schlechten Bedienten mit einer ziemlichen Lebhaftigkeit zu beschweren. Sie beklagte sich über die geringe Ehrfurcht derselben gegen ihre Herrschaften, und führte ihre Köchin zu einem Beweise davon an. Sie sprach mit einer solchen Hitze davon, welche mich an der Wahrheit dessen, was sie sagte, nicht zweifeln ließ. Ich habe mich sehr entschlossen, sagte sie, meine Köchin ihrer Dienste zu entlassen. Nicht wahr, mein Kind, fuhr sie fort, und wendete sich mit einer schmeichelnden und zärtlichen Mine an ihren Mann, sie können sie auch nicht leiden? Sie geben doch ihre Einwilligung dazu, daß ich sie aus dem Hause jage? Wir müssen uns ihrer schämen, schon ihr Anblick erschreckt einen; doch ich wollte es gar nicht erwähnen, daß sie häßlich ist, wenn sie nur im übrigen die guten Eigenschaften besäße, die ein Gesinde haben muß. Dieses sagte sie mit einer Mine, welche zu sagen schien: Sehen sie mich nur an, ob ich nicht weit angenehmer und schöner bin, als die Köchin; aber diese Sprache war ganz furchtsam und bittend. Sie drückte ihrem Manne die Hand. Unterdessen war er ernsthaft geworden; der galante Mann hatte sich aus seinem Gesichte ganz und gar

verlohren. Es ist wahr, hing er mit einer Ueberde an, die sehr herrschaftlich ausah, daß man wenig Bediente findet, mit welchen man zufrieden genug seyn kann. Was will man aber machen? Man muß die Leute nehmen, wie sie sind. Ich halte nicht viel von der Veränderung des Gesindes. Man weiß nicht, ob die neuen Bedienten, die man annimmt, nicht schlimmer sind, als die vorigen. Wir wollen unsre Köchin immer behalten. Wir sind doch schon vier Jahre lang mit ihr ausgekommen. Man muß sich in allerley Leute finden lernen. Ich kann mich ganz wohl mit ihr vertragen. Man muß nur nicht allzueigensinnig seyn. Vergleichen allgemeine Lehrsprüche sagte Laelius noch mehrere. Aber . . . fiel ihm seine Frau in die Rede; aber, aber, fuhr er mit einem hitzigen Tone fort, wir wollen unsre Köchin behalten, sie kann gut Essen machen, und sie gefällt mir. Laelius stand auf, nachdem er dieses gesagt hatte, und gieng aus der Gesellschaft fort. Laelia wurde noch niedergeschlagener, als sie gewesen war, und folgte ihm nach. Ich aber beschloß sogleich, mich unsichtbar in das Haus des Laelius zu begeben, und die folgende Nacht seinen Träumen zuzusehen.

Laelius war kaum eingeschlafen, als ich in seinem Traume seine Liebste neben ihm stehen sah, und sie mit weinenden Augen sprechen hörte: Aber soll ich denn, mein Kind, mich von einer Magd für närrisch schelten lassen? Muß sie denn die Ehrfurcht gegen mich so weit aus den Augen setzen? Nehmen sie sich doch meiner an; ich liebe sie ja. Sie wollte ihn küssen; er aber wendete nicht nur in seiner Phantasie, sondern auch wirklich im Schlafe sein Angesicht von ihr auf eine ungestüme Art hinweg, und sagte: Was gehen mich eure Zänkereien an; ihr müget

es selbst mit einander ausmachen. Weiß ich denn, wie nahe du ihres gelegt hast? Du warest ja ein armes Mädchen, da ich dich nahm. Dein Vater besaß ja weiter nichts, als seinen Titel. Hierauf bildete seine Einbildungskraft in seiner Seele ihr ein blaues Kleid; ihr ein Halsband; ihr eine stoffene Adrienne; ihr wieder einen Diamant, und alsdann ein atlassenes Mäntelchen ab. Was diese Bilder sagen sollten, kann ich nicht eigentlich erklären. Daraus verwandelte seine Phantasie sein Wohnzimmer in den Vorsaal, auf welchem die Köchin sich besand. Er schlug sie mit einem freundlichen Gesichte auf die Waden, und sagte lachend zu ihr: Lieb dich zufrieden Cathrine, meine Frau ist ein wunderliches Weib, hier hast du zwei Gulden, du sollst gewiß bey uns bleiben, und wenn meine Frau in Ohnmacht über dich fallen sollte. Die Magd antwortete mit einer frechen Stirne: Sie sind ein guter Herr, ich bedaure sie nur, daß sie eine solche natürliche Frau haben; andere würden mehr auf ihr Vergnügen denken, ich lache sie allezeit aus, wenn sie schmäht; meinethalben, sind sie mir doch gut. Er wendete sich gleich, da sie dieses zu ihm sagte, im Bette herum, und küßte seine Frau im Schläfe. Plötzlich befand er sich in seiner Einbildung unter einigen guten Freunden, welche von der Ehe sprachen. Ich für meine Person, sagte er, rathre es keinem Menschen, sich zu verheyrathen. Eine Frau ist eine unerträgliche Last. Da habe ich nun meine Frau, und kann ihrer nicht los werden. Ich liebe sie nicht, ich kann sie kaum ansehen, und muß sie doch vor meinen Augen leiden, und mich vor den Augen der Welt auch wohl anstellen, als ob ich sie liebte. Eine Ehe hat nicht mehr als zwei glückliche Tage; den ersten Tag, wenn man die Frau nimmt, und den Tag, wenn die Frau wieder stirbt. Auf einmal sah ich in seiner Einbildung eine Menge Leute
in

in Trauerkleidern, mit langen Flören auf den Hüften, und ihn in der tiefsten Trauer. Ich hörte die Glocken in seinem Traume läuten, Sterbelieder singen, und sah einen Sarg, und von ferne einen Kirchhof, auf welchen die ganze Proceßion zugieng. Ich näherte mich dem Sarge, um die Leiche zu sehen, und sah mit Erstaunen, daß seine Frau in völligen Leichenkleidern darinnen lag.

Ich mochte den weitem Verlauf seiner Träume nicht wissen, und wendete mich auf die Seite seiner Frau, welche gerade zu der Zeit seufzte, als ihrem Manne von ihrem Tode träumete. Ich war begierig, den Inhalt ihrer Träume auch zu erfahren. Ihre Einbildung war mit dem Bilde ihres Mannes beschäftigt. Wie sehr liebe ich ihn nicht! sagte sie. Es sind Verläumdungen, wenn die Leute sagen, daß er die Köchin liebt. Es ist doch eine häßliche und bosshafte Weibsperson. Wenn er sie nur aus dem Hause schafte! Nein, gewiß er liebet mich; bloß die Güte seines Herzens ist Schuld daran, daß er sie noch leidet. Seine häufigen Geschäfte verhindern ihn nur, mir öftere Merkmale seiner Liebe und Zärtlichkeit zu geben. Ich liebe ihn ja; warum sollte er mich nicht wieder lieben? Er hat wirklich eine empfindliche Seele; er ist mein guter Mann. Ihre Einbildung ließ ihn darauf in die Stube kommen, und sie lief ihm sogleich entgegen, und umarmte ihn. Zu gleicher Zeit umarmte er sie im Traume auch, und redete ganz laut im Schlafe: Kommst du, mein liebes Cathrinchen; ich habe lange gewartet. Sie umarmten sich wirklich beide. Die arme Frau! Es war ihr Glück, daß sie nicht aufwachte, und ihn nicht im Schlafe reden hörte.

Laelius hat eine ziemlich zahlreiche Familie. Man kann nicht leugnen, daß seine Kinder nach den Bürgerlichen

chen Rechten für Kinder gehalten werden müssen, die aus einer rechtmäßigen Ehe erzeugt worden. Allein ich muß gestehen, daß ich die Kinder, die er in den letzten vier Jahren mit ihr erzeugt hat, so sehr bedaure, als wenn sie uneheliche Kinder wären. Denn seit der Zeit ist es gewiß, daß er nicht seine Frau, sondern seine Köchin geliebt hat, und obgleich seine Frau die wahre Mutter derselben ist, so haben sie doch nach den Empfindungen, Einbildungen und Leidenschaften des Laelius eine ganz andere Mutter.

Ich war gleichfalls begierig, auch die Träume dieser Köchin zu erfahren. Ich brauchte mich aber nicht lange bey ihr aufzuhalten, weil sie im Traume ihre Frau eine Närrin, und ihren Herrn einen guten Narren hieß, mit dem sie machen könnte, was sie wollte. Wie unglücklich ist Laelius, der den Werth seiner Frau nicht kennet!

Den noch übrigen Raum mag folgendes einnehmen.

Die Schönen im Walde.

Flieht diesen Ort, die ihr der Liebe Fesseln scheut,
Oh eure Neugier euch gereut!

Wiebt ihr gleich frey beim Singen der Sirenen;
Ihr bleibt nicht frey beim Anblick dieser Schönen.

Hier hat die Schönheit sich dem Wiße zugesellt,
Die Sehnsucht lockt, und lockt verstellt.

Der Freude muntres Volk läßt sich hier scherzend hören,
Um nur jezt hier zu seyn, entfloß es von Entzereen,
Und in der Einsamkeit schleicht mit dem Reiz der
Schmerz

Zu Pappos in der Venus Herz.

Die

Die Eifersucht, die in der Mutter Brust erwacht,
Erblickt der kleine Gott und lacht.

Zum Fluge regt sich schon sein fertiges Gefieder.
Der schlaueste Gott kömmt jetzt hernieder.

Die Lanne dort verstecket ihn. . .

Ich seh ihn einen Pfeil schnell aus dem Köcher ziehn.

. . . Er spannt! . . . Bewahret eure Herzen! . . .

Er sieht euch boshaft an; das prophezeit euch
Schmerzen! . . .

Ihr lacht? . . . Doch bald lacht ihr wohl nicht!

Er, Amor sagte; Bedenkt, was eine Gottheit spricht:

Zum Sieg gehören nur gewisse Augenblicke,
Dann widerstehn, das ist ein Glück.

Den Amor möchten wir doch sehn!

Er! Sichre, läßt ein Gott sich ungestraft wohl schmähn?

Ich pflegte sonst, wie ihr, von seiner Macht zu
sprechen;

Allein! . . . der Grausame! . . . wie weiß er sich zu
rächen!

Nachricht wegen des vorigen Blattes.

Der Name des Engels, der an meinen Schutzgeist
geschrieben, heißt: Parruquier, wie mir Amiel gesagt
hat. Mehrere Nachrichten von ihm kann man in Leipzig
erfahren.



Der Schutzgeist.

Fünf und zwanzigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 27 October: 1746.



enn ich sehe, daß unserer Stadt die Reichthümer auf dem Wasser und zu Lande zugeführt werden, und doch fast in allen ihren Gegenden so viele Armen antreffe, welche an diesen Reichthümern keinen Antheil haben, so bin ich viel zu menschlich, daß ich meine Thränen sollte zurück halten können. Es ist eine sehr traurige Erfahrung, daß oft in den reichsten Städten die wenigsten Wohlthaten erwiesen werden, wenn man sie mit kleinern Städten und Flecken vergleicht. Um so viel näher an geringern Orten die Menschen der Niedrigkeit und dem Elende sind, als die Einwohner grosser Städte, desto näher sind sie auch dem Mitleide, welches in der Erfahrung des Elendes, das andre betrifft, seinen Grund hat. Allein diese Empfindung der Menschlichkeit kann nicht leicht in uns erweckt werden, wenn wir mitten im Ueberflusse aller Nothwendigkeiten und Ergötzlichkeiten des Lebens nur selten einen Nothleidenden erblicken, und die Dürftigkeit nur in der weitesten Entfernung von uns wahrnehmen. Selbst diejenigen in grossen Städten, welche dem Elende noch die nächsten sind, ob sie sich gleich schon über dasselbe erhoben haben, welche also das Elend der Nothleidenden noch mehr fühlen können; als die

B 6

Rei-

Reichern, werden durch Hindernisse, die sich an Kleinern Dertern nicht finden, abgehalten, der menschlichen Natur mit ihrer Mildthätigkeit Ehre zu machen. Jederman will in grossen Städten gern für reich angesehen seyn, und einer, der nach seinen Einkünften jährlich nicht mehr als etwa sechshundert Mark zu verzehren hat, will für einen Mann angesehen werden, welcher dreyn und mehr tausend Mark aufwenden kann. Leute von einem mittlern Vermögen suchen den Reichsten, wo nicht in allem ihren Aufwande, zum wenigsten doch in der äusserlichen Pracht nachzufern. Wie kann sich das Mitleid, die Ehre der Menschen, ihre Herzen erweichen, da sie vom Stolge bewacht werden, der dasselbe mit Gewalt zurück stöszt!

Das Herz der Menschen, welche gegen das Vergnügen des Erbarmens unempfindlich sind, hat sich eine eigene Philosophie zur Rechtfertigung seiner Unbarmherzigkeit erdacht. Es machte sich aus seiner Grausamkeit noch eine Tugend. Wenn man mildthätig ist, meynen die Unbarmherzigen, so kann man leicht dem gemeinen Wesen einen grossen Schaden zufügen. Denn die Wohlfahrt desselben beruhet darauf, daß keine müßige Menschen darin angetroffen werden mögen. Man hat ja Erfahrungen genug, daß viele Nothleidenden dem Elende nicht ausgesetzt seyn würden, wenn sie arbeiteten. Gesezt aber auch, daß sie sich nicht ihres Müßigganges wegen im Elende befinden, wie kann man wissen, ob sie Wohlthaten verdienen oder nicht? Die Obrigkeit hat wegen alter abgelebter Armen und der Gebrechlichen, welche sich durch arbeiten ihren Unterhalt nicht erwerben können, schon so weise Veranstellungen getroffen, daß sie ihre Versorgung finden können. Ehe man sich also der Gefahr aussetzt, seine Wohlthaten zu verlieren, die man den Dürftigen erzeigt,

erzeiget, welche durch arbeiten zu ihrem Unterhalte gelangen können, so muß man ihnen lieber gar keine erweisen. Man kann ja unwissender Weise die Bosheit stärken. Ich muß über diese Philosophie einige Anmerkungen machen.

Diese Art zu denken ist den meisten Menschen gemein. Sie stehet aber keinem übler an, als demjenigen, welcher durch bloße Glücksfälle zu dem Besitze großer Reichthümer gelangt ist. Ein solcher sollte billig vergessen, daß er reich wäre, und sich als einen Armen betrachten, welcher durch die Großmuth eines andern in glückliche Umstände versetzt worden. Denn in der That ist zwischen ihm und einem armen Bettler kein anderer Unterschied als dieser, daß ihm ohne seine Bitten Wohlthaten erwiesen worden sind, und er in Ansehung andrer Armen, welche für erwiesene Wohlthaten Dank sagen, ein undankbarer Armer ist. Was haben viele Reiche dazu gethan, daß sie Kinder reicher Aeltern, oder Verwandten begüterter Oheime sind?

Man muß einräumen, daß die Mildthätigkeit eine Tugend ist, zu deren Ausübung man nicht durch Feuer und Schwert gezwungen werden kann. Ich gestehe auch, daß die meisten Menschen mit sich selbst zufrieden sind, wenn sie so leben, daß sie sich vor Galgen, Rad und Pranger und andern bürgerlichen Strafen nicht fürchten dürfen. Wenn die Menschen aber nichts thun wollen, als wozu sie durch den Obrigkeitlichen Arm gezwungen werden können, so werden freylich die meisten Tugenden wenig Anhänger haben.

Ich gestehe weiter zu, daß unter den Armen eben so wol Müßiggänger, Betrüger und Bösewichter sind, als
unter

unter den Reichen, ob ich mich gleich nicht zu bestimmen getraue, unter welchen die meisten sind. Es ist auch wahr, daß viele Armen die ihnen erwiesenen Wohlthaten vielleicht eben so schlecht brauchen, als die Reichen die Wohlthaten des Glückes anwenden, und daß sie die Gaben, die sie am Tage gesammelt haben, zuweilen eben so niederträchtig in starken gebrannten Wassern und mit den lieblichsten Weibspersonen verthun, als die Reichen oft die Güter, die ihnen der Fleiß ihrer Aeltern oder Anverwandten geschenkt hat, in mancherley Arten von Weinen und bey vornehmen und prächtigen Buhlerinnen verschwenden. Diese Aehnlichkeiten vieler Armen mit vielen Reichen haben ihre Richtigkeit.

Wider alle diese Gründe, welche die Unbarmherzigkeit zu ihrer Rechtfertigung anführt, hat man auch einige Gründe für die Mildthätigkeit, die bey Gemüthern, welche keine abgesagte Feinde der Großmuth sind, gewiß einigen Eindruck machen müssen. Eigennützige Menschen will ich zur Mildthätigkeit nicht zu bereden suchen,

Ihr Herz, gehärtet von dem Geize,
Bleibt süßlos bey des Mitleids Reize,
Und zahlen nur kennt ihr Verstand.

17. Beym.

Man kann es ihnen nicht zumuthen, gegen Arme freigebig zu seyn, da sie mit sich selbst unbarmherzig umgehen, und da in ihren Augen die Wohlthaten todte und verlohene Capitulien sind, die keine Zinsen tragen. Man muß sich schon allein durch die Zufriedenheit, welche aus der Begierde wohl zu thun, und aus der Erfüllung derselben entspringt, zur Mildthätigkeit anreizen lassen. Ein Freigebiger muß nicht allezeit die Folgen seiner Wohlthaten ängstlich

ängstlich zu übersehen suchen. Denn er würde sonst das Vergnügen nicht oft genug haben, freigebig zu seyn. Ge-
 setzt, seine Wohlthaten gehen verlohren, weil sie von denen,
 welchen man sie erwiesen hat, übel angewendet werden, so
 hat er bey der Ausheilung derselben doch keinen größern
 Fehler begangen, als diesen, daß er umsonst gehoffet, er
 thue einem Menschen Gutes, der seine Gaben wohl ge-
 brauchen würde. Ein Mensch kann keinen nützlicheren
 Fehler begehen.

Durch diese Betrachtung will ich den Unterscheid nicht
 aufheben, welchen ein Milderthätiger zwischen Armen, die
 die Wohlthaten verdienen, und die ihrer nicht werth sind,
 machen muß. Es ist gewiß, daß er mit seinen Wohltha-
 ten haushälterisch umgehen soll; diese Anmerkung soll ihn
 nur bewegen, bey dem Anblick eines Armen nicht zu miß-
 trauiß zu seyn. Man würde beynahe wider die Gerech-
 tigkeit handeln, wenn man den Armen viele Wohlthaten
 erzeigte, auf deren Stirne und in deren Mienen, Geberden
 und Bitten sich ihre Bosheit und Unwürdigkeit deutlich
 genug abbildet. Man wird aber auch ungerecht seyn,
 wenn man, ohne diese Merkmale zu haben, bey einem Ar-
 men seine Unwürdigkeit bloß daraus vermuthen wolte,
 daß er arm ist.

Man kann vermuthen, daß die Vorsehung viele Men-
 schen aus der Ursache arm gemacht hat, weil sie in dem ge-
 meinen Wesen nichts als Unruhe und Verderben anrichten
 würden, wenn sie dieselben in den Besiß grosser Reichthü-
 mer gesetzt hätte, wie man Ursache zu glauben hat, daß sie
 vielen Reichen darum so wenig Verstand gegeben hat, weil
 sie mit einem größern Verstande ihre Güter nicht allein
 nicht einmal so nützlich gebrauchen, als sie ist thun, son-
 dern noch weit schlimmer anwenden würden. Solche Ar-
 men

men hat zuweilen die Natur so schümm gezeichnet, daß gleich ihr Anblick die Menschen warnt, nicht allzu strengesig gegen sie zu seyn.

Die Natur scheint aber auch andere Armen recht in der Absicht ausgebildet zu haben, daß man ihnen ihre Bedürfnisse erleichtern möchte. Sie scheint in ihr Gesicht und in ihr ganzes Bezeigen so viel Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit und Adel gelegt zu haben, als ob sie dieselben dem Mittele aller Menschen nachdrücklich empfehlen wollen. Gewisse Armen darf man nur sehen, um von ihnen gerührt zu werden, wenn man auch nicht allemal der größte Menschenfreund ist. Diese Vorbitten der Natur, welche sie in in die Augen, Gesichtszüge und Geberden solcher Armen gleichsam eingeschrieben hat, muß man verehren, und nicht immer nachgrübeln, ob sich auch unter einem ehrlichen Gesichte Lücke und Betrug verbergen. Wie der Reichtum keinem Menschen eine große Seele giebt, sondern nur einem großen Geiste Gelegenheiten verschafft, sich sehen zu lassen, so verbirgt die Armuth auch oft nur große Seelen, welche zuweilen dennoch durch alle Wolken der Dürftigkeit hindurch brechen. Wie angenehm ist es gutgearteten Herzen, wenn sie solchen Nothleidenden mit ihrem Ueberflusse helfen können!

Ich habe zuweilen das Vergnügen gehabt, dergleichen Armen kennen zu lernen. Zwei kleine Begebenheiten mit ihnen haben mir ein solches empfindliches Vergnügen verursacht, daß ich sie meinen Lesern erzählen will. Denn ich halte sie zum wenigsten für so großmüthig, daß sie diese kleinen Geschichten mit einigem Vergnügen lesen werden.

Ich that diesen Sommer mit einigen guten Freunden eine kleine Spazier-Reise nach dem Billwärder. Auf dem Wege

Wege sprach uns ein alter Mann um ein Almosen an. Sein ehrliches Ansehen, und seine eisgrauen Haare, die ein hohes Alter anzeigten, bewogen uns, daß wir unserm Kutscher befohlen, Stille zu halten, welcher mit vielen Vornehmen und Reichen dieß gemein hatte, daß er unbarmherzig, und aus der Ursache mit unserm Mitleiden übel zufrieden war. Meine Herren, sagte dieser arme Greis, ich bin alt, ich würde sie nicht ansprechen, wenn ich zur Arbeit Kräfte genug hätte. Seine Mine war munter und bescheiden. Er sah weder ungestüm noch niederträchtig aus. Er zwang unsere Wohlthaten uns nicht ab, sondern erwartete sie. Wir würden uns Vorwürfe gemacht haben, wenn wir mit unsern kleinen Gaben nicht geeilet hätten. Weil die Kutsche ein wenig enge war, so konnte der vierte, der am weitesten von diesem ehrlichen Manne saß, nicht sogleich in seine Tasche kommen. Geben sie sich keine Mühe, fieng der Arme an, ich bin zufrieden, ich habe an dem genug, was mir die andern Herren gegeben haben. Er bückte sich darauf mit einer sehr erkenntlichen Mine, und würde fortgegangen seyn, wenn wir ihn nicht zurück gehalten hätten, bis ihn der vierte auch etwas gegeben hätte. Er dankte uns, und sah unserer Kutsche lange Zeit mit einem sehr heitern Gesichte nach. So sollten alle Armen beschaffen seyn, werden viele Reichen, aber nicht aus Großmuth, ausrufen; denn manche wünschen, daß die Armen zufrieden seyn möchten, wenn sie auch gar keine Gabe bekämen. Mein Schutzgeist hat mir vertraut, daß dieser ehrliche Greis der Mildthätigkeit der Menschen nicht nöthig haben würde, wenn ihn in seinen muntern Jahren viele Reichen theils seinen Lohn für seine Arbeit nicht zurück behalten, theils nicht verkürzt hätten.

Noch vor einigen Tagen befand ich mich in einem gewissen Garten vor dem Steinhause, in welchem eine sehr zahlreiche

reiche Gesellschaft war. Ein junger Bursche kam hinein, und näherte sich uns. Er schien nach seiner Mine die Ehrlichkeit selbst zu seyn. Sie war ganz furchtsam, und mit einer eben so furchtsamen Stimme suchte er uns zum Mitleiden zu bewegen. Es schien, als ob er wüßte, daß es sehr viele Arme gäbe, welche keiner Wohlthaten werth wären, und als ob er befürchtete, für einen solchen angesehen zu werden, weil er eben so arm wäre. Seine Füße zitterten bey seiner Bitte unter ihm. Geben sie mir etwas, sagte er ganz sachte, ich will es zu allem Guten anwenden; ich will es wirklich zu nichts Böses brauchen; ich wollte gern ein Handwerk lernen, und ein Tischler werden, sie wollen mich aber nicht eher aufdingen, bis ich sechs Gulden bringe. Zween Gulden habe ich schon zusammen. Ich will es zu allem Guten anwenden. Vater und Mutter sind mir gestorben. Ich will etwas dafür lernen. Dieses wiederholte er mehr als einmal. Die Beredsamkeit seiner niedergeschlagenen Augen, seiner zitternden und leisen Stimme, und seiner schlotternden Knie war so beweglich, daß ihm jederman etwas mittheilte. Ich betrüßte mich nicht wenig, als ich einen reichen Mann sah, der gleich hundert Thaler verspielt hatte, und ihm nicht mehr als einen Sechseling gab, und als ich viele bemerkte, die sich nur Schande halber freygebig erwiesen. Ich glaube gewiß, daß sie dieser junge Mensch an Großmuth übertroffen hätte, wenn er in ihren Umständen gewesen wäre, und sie sich in den seinigen befunden hätten.

Was hat man uns, werden viele Leser denken, hier nicht für alte und gemeine Moralen gesagt! Wie oft sind sie nicht schon wiederholt worden! Es ist wahr; aber es gereicht der Welt nicht zur Ehre, daß sie so oft wiederholt werden müssen. Vielleicht werde ich gezwungen, sie noch oft in meinen Blättern zu wiederholen.

Der Schutzgeist.

Sechs und zwanzigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 3 Novembr 1746.



Ich will heute in der Erzählung der Träume, hinter welche ich durch die Hülfe meines Schutzgeistes gekommen bin, fortfahren. Was so viele Sittenlehrer seit undenklichen Jahren angemerkt haben, daß uns die Leidenschaften, denen unsre Herzen in den ersten Jahren unsers Lebens unterworfen gewesen sind, uns mit dem Alter nicht verlassen, sondern sich in unser Inneres einschleichen, und darinnen verbergen, wenn sie sich des Spottes wegen, der auf sie lauert, nicht mehr öffentlich sehen lassen dürfen, dieses wird durch meine Erfahrungen, die ich täglich davon habe, bestätigt. Es ist etwas alltägliches, daß man alte Leute die Eitelkeiten der Welt verachten hört; ich habe aber oft Ursachen, diejenigen, welche am meisten wider die Welt eifern, für die hitzigsten und eifrigsten Liebhaber derselben zu halten. Sie kommen mir wie die beleidigten Anbeter der Schönen vor, welche von ihnen jüngern oder angenehmern Liebhabern vorgezogen werden; man weiß schon von ihnen, daß sie sich nicht ereifern würden, wenn sie nicht verliebt wären. Sannia, welche ihrer Meinung nach so gar wie von der Jugend nicht entfernt ist, weil sie erst in ihr sechs und fünfzigstes

E c

Jahr

Jahr tritt, und schon noch so viele Reizungen besitzt, daß sie ein Gefolg von Anbetern haben könnte, wenn sie wollte, mag immer alle Gesellschaften bereben wollen, daß ihr die Welt gleichgültig ist; halb glaube ich es ihr, weil sie eine junge schöne Tochter hat; halb glaube ich es nicht, weil ich weiß, wovon sie alle Nächte träumt. Ich glaube nicht bey der Welt in einen schlimmen Ruf zu kommen, wenn ich ihr gestehe, daß ich manche Nacht mich vor dem Bette der Gannia befunden, und auf ihre Träume Achtung gegeben habe. Denn vors erste kann ich mich in denen Häusern, in die ich mich unsichtbar begeben habe, nicht sichtbar machen, und zum andern wüßte ich, wenn ich solches auch thun könnte, viel zu deutlich, daß sie sechs und fünfzig Jahre alt ist. Wenn Gannia des Abends, nachdem sie vorher an dem Spiegel getreten, und zugeesehen, ob sie an dem zurückgelegten Tage eine Kunzel mehr bekommen, und ob sich in ihr braunes Haar, für welches sie ungemein besorgt ist, noch keine grauen Haare einmischen, endlich nach einem seufzenden Gebete um heilige und erbauliche Träume eingeschlafen ist: so erscheint in ihrer Phantasie Hamburg nicht in seiner ighigen Pracht, sondern in dem Zustande, in welchem diese Stadt vor etlichen dreyßig Jahren gewesen ist. Sie wohnt ist auf dem neuen Walle; sie befindet sich aber in ihrem Traume in einem Hause auf dem Wandrahme, welches sich in ihrer Phantasie von vier Stockwerken, die es ist hoch ist, auf zwey Stockwerke, die es vordem hoch gewesen, erniedrigt. In einem Zimmer dieses Hauses, das nach der altväterischen Art aufgeführt ist, sitzt Gannia in der damaligen Frauenzimmertracht mit einer jungfräulichen Ehrbarkeit, und um sie herum stehen und sitzen junge Stüßer, deren Augen sämmtlich auf sie gerichtet sind, in Kleidern ohne Falten mit Aufschlägen, die nur fünf Zolle von den Schultern abstehen, und

und in langen Spanischen Knotenperrücken. Mademoiselle, ich bin ihr gehorsamer Serviteur; Mademoiselle, was sie für Augen haben; Mademoiselle erlauben sie mir ihre schöne Hand; Was die Mademoiselle für einen purpurfarbenen Mund hat; Mademoiselle, sie haben ja Zähne, wie Elfenbein; Mademoiselle, ihr Hals ist Höher, als Alabaster; kurz, man ruft der Sannia in ihrem Traume von allen Seiten her, Mademoiselle zu. Diese Mademoiselle Sannia schlägt die Augen süßsam nieder, und verräth ihre Freude über diese sunreichen lobsprüche durch ein freundliches lächeln. Der Name Mademoiselle war damals nur aus Frankreich angekommen, und hatte noch nichts von seiner Würde verlohren. Auf einmal verwandelt sich dieses lächeln in ein finstres Gesicht, weil ein junger Mensch, der nicht weit von Hamburg gekommen seyn muß, und also nicht galant ist, sie Jungfer Sannia nennt. Sie wird aber gleich wieder aufgerichtet; ein junger Herr, der galanter ist, springt in die Höhe, und fängt an zu singen:

Soll ich denn, Sannia, verbrennen,
Und gar zu Aschen seyn gemacht?
Ich muß dich endlich grausam nennen,
Ob sonst dein Wesen lieblich lacht;
Theils wirst du schönen Rosen gleichen,
Theils auch den Nesseln selbst nicht weichen.

Dein Auge will magnetisch heißen,
Dein Sinn ist gar ein Demantstein,
Dein Antlitz will von Feuer . . .

Weiter kann der junge Herr nicht fort singen; denn man weiß, daß die Vorstellungen eines Traumes leicht unterbrochen werden. Von Rosen und Nesseln kann die Phantasie

tasie leicht Anlaß nehmen, einen anmuthigen Garten zu erschaffen. Mademoiselle Fannia ist also in einem Garten. Ein junger Herr kommt zu ihr, und unterhält sie; womit, kann ich nicht hören. Sie gehen beide im Traume auf eine Laube zu. Ist sind sie in der Laube. Ist seufzt Fannia, und streckt die Hände aus. Weiter seh ich nichts im Traume. Was soll ich alle ihre Träume erzählen, von denen ich Wissenschaft habe? In einem Traume wird sie Madame Fannia, und ist achtzehn Jahre, in einem andern Traume wird sie zween und zwanzig, in einem andern sieben und zwanzig, in einem andern dreßzig, in keinem einzigen aber vierzig oder sechs und fünfzig Jahre alt. Bald hat sie in einem Traume mehr, bald weniger Anbeter; bald auch gar keinen, und sie befindet sich alsdann in einem nachlässigen Gewande, das ihre jugendlichen Reizungen noch mehr erhebt, entweder vor dem Spiegel oder vor dem Kleiderschränke. Wer kann aber der guten Fannia diese Träume verdenken? Der Geist muß sich doch auch erholen, wenn er sich den Tag über wider die sündlichen Eitelkeiten genug ereifert hat. Man ist ja nicht umsonst jung gewesen. Eifern muß sie; ihre Tochter könnte gar denken: sie wäre besser, als ihre Mutter, wenn sie immer sagen hört: Madame Fannia, was haben sie nicht für eine schöne Tochter; sie muß Ihnen in ihrem hohen Alter wohl viel Freude machen. Die Leute sind gar zu unverschämt, daß sie ihr von einem hohen Alter vorreden, da sie es doch allen, wer weiß, wie oft, schon gesagt hat, daß sie bald etliche vierzig Jahre seyn wird.

Ich habe recht vielen tragischen Träumen zugehört. In mancher Phantasie sind des Nachts alle Schottländische Rebellen ohne alle Gnade und Barmherzigkeit hingerichtet

richtet worden. Von den grausamen Schlachten, welche darinnen geliefert worden sind, will ich nichts gedenken. Den Spaniern und Franzosen ist es am schlimmsten ergangen. Die Oesterreichischen, Sardinischen und Englischen Völker haben immer gesiegt. Wenn man diesen Träumen glauben will, so haben wir an denen Zeitungen, die man für die gewissten hält, gar keine getreue Nachrichten. Denn die nächtlichen Erscheinungen geben nicht allein die Anzahl der Schlachten, sondern auch die Menge der Menschen, die darinnen umgekommen, weit höher an. Mit den Holländern sind die Phantasien der Menschen zur Nachtzeit gar nicht zufrieden. Die Träume geben ihnen zum Theil schuld, daß ihre Kriegsvölker keinen Muth haben, zum Theil, daß sie wegen des Französischen Goldes keinen wahren Eifer für die gemeine Sache haben. Nichts kommt mir in diesen Phantasien lustiger vor, als die Verwandlungen und Versetzungen, die mit den Provinzen und Städten vorgehen. Ich habe den Entschluß gefaßt, eine neue Erdbeschreibung, die aus sichern und zuverlässigen Träumen verfertigt werden soll, herauszugeben. Vielleicht lasse ich Charten dazu stechen. Diese Geographie wird ganz andre Eintheilungen der Länder auf der Welt enthalten. Breba soll künftig in Weischland, und die Lombarden in den Niederlanden liegen. Vor drey Tagen erst habe ich die Festung Dauphine von den Oesterreichern belagern sehen. Ich habe angemerkt, daß auf unsern Caffeehäusern viele Staatskundige wachend nicht viel besser träumen. Das Sonderbareste von diesen wachenden wirklichen Träumern ist dieß, daß sie wirklich sehr laut sprechen, sich mit wirklichen Wachenden oftmals in Streitigkeiten einlassen, Billard spielen, und mit einem solchen Anstande Caffee trinken, als ob sie wirklich wachten.

Von

Von den Träumen vieler jungen Hamburgischen Schönen weiß ich eben nichts Sonderbares zu sagen. Von Melinden habe ich in ihrem Traume ihr liebes Schooschündchen bellen hören; in der That bellete auch etwas, als ich ihren Traum beobachtete; ob sie es selbst im Schlafe gethan, oder ob ihre Bellinde rege geworden, und meine unsichtbare Gegenwart bemerket, kann ich so eigentlich nicht sagen. In andern Phantasien sah ich Kleider, Vänder, Spiegel, Fächer, Haubenstöcke, und mehrere dergleichen Merkwürdigkeiten, in andern bordirte Westen, Hüte mit goldnen Dresfen, weiße Handschue, die sich an verschiednen chimärischen Körpern vereinigt fanden, und nachdem sie kostbarer oder geringer waren, auf dem Gesichte der schlafenden Schönen auch andre Eindrücke machten. Viele Mütter erstaunen oft, warum ihre Töchter, die neben ihnen schlafen, immer im Traume lachen. Ja wenn sie ihre Träume so gut wüßten, als ich, so würde ihre Verwunderung aufhören. Ich kenne eine junge Frau in unserer Stadt, welche am Ende einer jeden Woche alle Besuche, die sie darinnen erhalten, und die sie abgelegt hat, und die alle ihre Nachmittage einnehmen, wieder überträumt. Ihre Phantasie bindet sich zwar so genau an die Ordnung der Tage nicht; aber sie läßt doch nicht leicht einen Besuch aussen, sondern wiederholt wohl auch die Besuche von der vorigen Wochen. Von diesen Besuchen, die sie im Traume ablegt, oder die bey ihr abgelegt werden, bemerkte ich weiter nichts, als daß ihre Phantasie im Traume ihre Person, und einige andre bald sitzend, bald stehend, und bald an einem Fenster vorstellt, das auf die Gasse stößt. Ich habe mir sagen lassen, daß in ihren wirklichen Besuchen am Tage, die sie empfängt, oder ablegt, nichts Wichtigers enthalten sey. Wenläufig erinnre

erinnre ich, daß diese Frau verschiedne Kinder, aber wegen ihrer Besuche nicht Zeit hat, sich um ihre Erziehung zu bekümmern, daß sie also dieselben dem Gutedünken der Kinderwärterinnen überlassen muß.

Amiel hat mir viel von den Träumen eines Mannes erzählt, welcher am Tage alle seine Gedanken auf den Himmel, und auf das Wohl der Seelen seiner Mitbürger gerichtet zu haben scheint, und in seinen Träumen nur auf das Irdische sinnen soll. Er soll im Traume grosse Capitalien auf unerlaubte Zinsen ausleihen, und die Einkünfte davon wieder verleihen. Er soll, wenn man seinen Worten glauben will, ein abgesagter Feind des Trunkes seyn, und sich im Traume doch sehr gern berauschen. Er soll mit einer demüthigen und frommen Mine im Traume die Leute zu bereden suchen, daß sie seine Kunden werden sollen. Er soll, doch ich will nicht sagen, was er alles im Traume thun soll. Mein Schutzgeist hat mir noch nicht gesagt, ob sich dieser Mann in unserer Stadt, oder in einer andern Stadt in Niedersachsen aufhalten soll. Ich will erst selbst seine Träume beobachten, und zugleich in Erfahrung zu bringen suchen, ob er dasjenige, was er in seinen Träumen ungeschweut und ohne die Larve der Heiligkeit thun soll, wachend und nur etwa heimlich und im Verborgnen thue, ehe ich eine vollständige Nachricht davon liefere. Ich muß darinnen behutsam verfahren; denn manche Menschen finden sich in den Abbildungen und Nachrichten der Schriftsteller gemeint, ob dieselben gleich nicht an sie gedacht haben.

Zur Abwechselung mag eine anstrengende Ode dieses Stück beschließen.

Der Krieg.

Die Fürsten sind entrüstet,
Und schicken ihre Knechte,
Die Stahl und Feuer waffnet,
In andrer Fürsten Länder:
Ihr Grimm hat zum verwüsten
In tausend ernen Schlünden
Schon Donner zubereitet,
Die, wenn sie ihnen winken,
Dem Wink gehorchen müssen.
Die Stimmen ihrer Welter
Erschüttern feste Mauern.
Es fallen ganze Schaaren,
Von ihrem Bliß getödtet.
Man sieht die stärksten Thürme
Auf einmal niederstürzen,
Und fragt sein zweifelnd Auge:
Wo sind die stolzen Thürme?

Das doch die bösen Fürsten
Bei ihren Zänkereyen
Nicht nur zum Schiedsmann nähmen!
Sie dürften keine Knechte
Zum Blutvergießen rüsten,
Und nicht mit Bliß und Donnern
Aus schönen Auen Wüsten
Und aus den heitern Tagen
Betrübte Nächte machen.
Ich wollte ihre Handel
Beym Weine alle schlichten.



Der Schutzgeist.

Sieben und zwanzigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 10 November 1746.

Mein Herr!

W eil ich aus ihren Blättern erkenne, daß sie ein Herz besitzen, welches fähig ist, von dem Unglücke eines jeden Menschen gerührt zu werden, so habe ich geglaubt, das meinige zu erleichtern, wenn ich es ihnen, als einem Freunde der Unglücklichen, klagte. Ich bin ein Informator, und zwar bey einem Manne, der sich aus dem Verstande nicht viel macht, weil er reich ist, und bey einer Frau, die ein Recht zu haben glaube, mich, und das Gesinde, indem ein Informator in ihren Augen doch nichts bessers ist, zu quälen, weil sie ihren Mann ohne ihre Befehl nicht quälen kann. Er bekümmert sich um seine Kinder und um den Unterricht nicht, den ich ihnen gebe; es ist ihm gleich viel, ob sie etwas lernen, oder nicht, wenn ich nur keine von den bestimmten Lehrstunden veräume. Die Frau verlangt, daß ich nicht allein der Lehrer ihrer Kinder, sondern auch der Lakay derselben seyn soll, und sie muß ohne Zweifel glauben, daß man erwachsenen Kindern einen Informator halte, um die Kindermühe abzuschaffen zu können. Beyde rechnen mir es als eine Gnade an, so viel ich auch arbeiten muß, daß ich bey ihnen nicht verhungre. Ich wollte mich aber gern in mein Schicksal ergeben, wenn man sich nur so auführte, daß ich die Kinder zur Liebe und Ehrsucht gegen mich bringe.

D D

gen

gen könnte. Allein beyde verstärken sie in ihren kindischen muthwilligen Streichen, aus welchen einmal in den männlichen Jahren Laster werden. Sie prägen mir es immer ein, daß ich mit ihren Kindern gelinde verfahren, und sie ja nicht hart strafen soll, wie man etwa mit gemeiner und schlechter Leute Kindern umgehen müsse. Wenn ich sie von muthwilligen Streichen abhalten will, in welche sich schon Bosheit des Herzens einmischt, so sagt die Frau Mama: Man müsse den Kindern ihre Freude nicht verderben; sie würden widrigenfalls blöde und dummköpfig. Ich bin so wenig zur Strenge bey Erziehung der Kinder geneigt, daß ich ihnen viele Fehler übersehe; allein die Lügen kann ich an ihnen nicht vertragen. Glauben sie wohl, mein Herr, daß ich sie bestrafen darf? Im geringsten nicht. Wie sich die kleinen Narren, sagt die Frau in Gegenwart ihrer Kinder zu ihrem Mann, doch heraus zu helfen wissen! Es ist mir oft begegnet, wenn ich ihnen einiger Fehler wegen Verweise gegeben habe, daß mir die Kinder geantwortet: Ey der Papa, und die Mama haben über Lische erzählt, daß sie es auch so, wie wir, gemacht hätten, als sie noch klein gewesen wären. Die Mama wird es uns schon verweisen, sie dürfen uns nur nicht so darüber ansahen. Sie wissen die Begebenheiten der Kindheit ihrer Eltern ganz auswendig, und diese Begebenheiten sind keine guten Beispiele. Wenn ich sie zu einer ordentlichen und gründlichen Erkenntniß ihrer Pflichten zu bringen suche, so ist die Mama sogleich mit der weisen Erinnerung fertig, daß sie keine gelehrte Pedanten aus ihren Kindern ziehen wollten: wenn ihre Kinder die Glaubens-Artikel verstünden, das ist so viel gesagt, wenn sie dieselben aus dem Kopfe hersagen könnten, so wüßten sie genug. Ich sollte sie lieber, fährt sie fort, zur Rechnung bey Zeiten anführen.

Alles

Alles dieses hören die Kinder selbst mit an. Es sind ihnen alle Schmachheiten ihrer Eltern so bekannt und geläufig, daß sie Böses von ihnen in meiner Gegenwart reden würden, wenn ich solches leiden wollte. Die Kinder haben für ihre Eltern keine Ehrfurcht; wie sollen sie sich gegen mich ehrerbietig bezeugen? Hierzu kömme noch die Verachtung, die die Eltern bey vielen Gelegenheiten gegen mich blicken lassen. Ich muß ihnen doch, mein Herr, die Rangordnung in unserm Hause sagen. Den obersten Rang nehmen, wie billig, Herr und Frau ein; denn sie sind reich, und haben dabey keinen Verstand; auf die Herrschaft folgt unmittelbar die Kinderwärterin; denn sie ist mit den meisten Mägden in der Stadt bekannt, kann alles erfahren, was in fremden Familien vorgeht, und weiß hübsche Geschichten von ihrem Großvater, und von ihrer Großmutter her. Auf die Kinderwärterin folgt die Köchin; denn die macht der Herrschaft das Essen. Auf die Köchin folgt der Lakay; denn der tritt auf die Kutsche, wenn die Herrschaft ausfährt, und erspart ihr die Unkosten, die ihnen der Schneider und Peruquenmacher verursachen würde, wenn sie ihn nicht hätten. Endlich komme ich; denn ich soll die Kinder unterrichten, bey ihnen auf der Stube seyn, mit ihnen spielen; und auf sie Achtung geben, daß sie nicht fallen mögen. Zudem koste ich ihnen am wenigsten. Meine Umstände haben mich gezwungen, zeitlich bey diesen Eltern zu bleiben. Aber in die Länge muß einem rechtschaffnen Mann, der ich mich zu seyn bestrebe, ein solches Leben unerträglich seyn. Lassen sie meinen Brief immer drucken, mein Herr. Ich glaube gewiß, daß ich nicht der einzige Informator bin, dem es so unglücklich geht. Ueberdies habe ich von denen, bey welchen ich bin, nicht zu besorgen, daß sie meynen werden, dieser Brief betreffe

betreffe sie. Denn sie wissen wohl, mein Herr, daß die Leute, die die wenigsten Verdienste haben, die eitelsten und stolzesten Geschöpfe sind. Vielleicht giebt dieser Brief ihnen zu einigen Betrachtungen Anlaß, die andern nützlich seyn können. Ich bin mit vieler Hochachtung

Von Hause,

den 9 November 1746.

Ihr ergebenster Diener,

A. C. J.

• • •

Ich bedaure den rechtschaffnen Mann, von dem ich dieses Schreiben erhalten habe. Die Klagen über die schlechte Erziehung der Kinder, und die wenige Achtung gegen diejenigen, welchen die Eltern den Unterricht derselben anvertrauen, sind alte Klagen. Diese Klagen sind immer wider die Reichen und begüterten Eltern gemacht worden, und keine Reichen betrifft dieser Vorwurf mehr, als die Kaufleute. Krates, ein alter Philosoph, hat schon in den ältesten Zeiten seiner Vaterstadt von einer Höhe, auf die er sich in der Absicht begeben, damit er von allen recht vernommen werden möchte, diesen Vorweis gegeben: Ihr Bürger, wohnen denket ihr, daß ihr alle eure Gedanken und Sorgen darauf wendet, wie ihr Reichthümer und Schätze sammeln und aufhäufen wolle, und euren Kindern, welche diese Reichthümer erben sollen, eine so geringe

Sieben und zwanzigstes Stück.



geringe Sorgfalt widmet? Ich habe meine Mitbürger zu lieb; daß ich nicht vielen unter ihnen eben diesen Vorwurf machen sollte. Alle Menschen sind meine Freunde, und ein Freund muß dem andern nichts verzeihen, und ich bin desto mehr dazu berechtigt, da mir es mein Schungsgeist aufgetragen hat, ihnen diese Verweise zu geben.

Wenn man sich aus dem Zeigen der Eltern gegen die Lehrer ihrer Kinder, und aus den äußerlichen Umständen, in welchen sich dieselben befinden, einen Begriff von einem Informator machen sollte, so würde man nicht viele erhabne Vorstellungen von ihm erhalten. Ein Informator ist in vielen Hamburgischen Häusern dasjenige Gesinde, welches das ehrbarste Kleid trägt, welches den Kindern etwas vorsagen muß, das sie nach Belieben behalten oder vergessen können, welchem man eine große Wohlthat zu erzeigen glaube, wenn man es an dem Tische, woran die Familie speist, mit essen läßt, welches man in der Absicht zu halten scheint, daß man in Gesellschaft dieses von ihm sprechen könne, welches man endlich wo nicht beschimpft, doch gewiß unbelohnt und sehr kalt sinnig aus dem Hause läßt, wenn die Kinder so groß geworden sind, daß sie galante Verschwender werden können. Der Rang, den die Informatoren unter den Bedienten haben, wird durch das größte oder geringere Maas des Unverständes der Eltern bestimmt. Bald ist der Informator das oberste Hausgesinde; wenn es einer so weit bringt, daß er zu diesem Range erhoben worden ist, so sagt man von ihm, daß er in einer sehr guten Condition stehe. Das ist ein glücklicher Informator, vor dem der Lakay den Hut zuerst abnimmt, und derjenige

jenige befindet sich auch nicht in den schlimmsten Umständen, vor dem sich die Jungemagd wieder neigt, wenn er sie vorher gegrüßt hat. Allein in manchen Familien ist der Informator gar das unterste Hausgefinde, und man kann ihm doch wohl zumuthen, daß er sich nicht über seine Umstände beklagen soll. Ein solcher muß sich vor allen im Hause demüthigen, und allen zusammen, von der Herrschaft, bis auf das Schooskindgen und die Kasse, schmeicheln.

Ich habe bemerkt, je mehr einer Reichthum besitzt, desto weniger wird der Informator hochgeschätzt; mein Schutzgeist sagt, es komme daher, daß einer dem Verstande immer näher kommt, je entfernter er vom Ueberflusse ist. Eben daher soll es kommen, daß die reichsten Leute nicht immer die klügsten Informatoren haben. Alles dieses mag wohl seine Richtigkeit haben, weil ich von mir selbst bemerkt, daß ich ißt von vielen Dingen weit richtiger denke, als vormals, da ich noch in allem Ueberflusse leben konnte.

Gemeiniglich denkt man bey der Wahl eines Lehrers für die Kinder zuerst an das, was er kosten soll, und der Informator soll immer den wenigsten Aufwand verursachen. Die meiste Zeit ist auch derjenige der beste, der verständigste und der gelehrteste, welcher am wenigsten verlangt, und doch für das geringe viel zu arbeiten demüthig verspricht. Diejenigen sind in unsrer Stadt eben nicht überhäuft, welchen die Frage einfällt: Ob der Informator Verstand und Bescheidenheit besitze? Der Informator, welcher mit dem, was ihm angeboten wird, nicht

nicht zufrieden seyn will, sondern so viel verlangt, als er zu verdienen glaubt, muß, nach der Meynung der Welt, der unverschämteste Mensch von der Welt seyn.

Nichts kommt mir theils lustiger, theils mitleidenswürdiger vor, als daß man von geschickten Männern noch verlangen kann, daß sie ganz demüthig um solche Ehrenämter, als Informatorstellen sind, anhalten, und flehen sollen. Demüthige und unterthänige Bitten wären allenfalls die Pflichten der Eltern, wenn sie geschickte Männer zu ihren Informatoren haben wollen. Leute, die nicht so viel Verstand besitzen, daß sie selbst ihre Kinder verständig machen können, oder, wenn sie Verstand haben, doch durch ihre Geschäfte verhindert werden, sich der Unterweisung ihrer Kinder zu unterziehen, sollten ihre Informatoren als ihre Mäcenaten ehren, und nicht verlangen, daß dieselben sie Mäcenaten, Patronen und hohe Herren nennen müßten. Denn was ist das für ein Mäcenat, der einem Arbeiter nicht einmal so viel giebt, als er verdient? Und einem rechtschaffnen Informator hat noch niemand so viel gegeben.

Wenn ich wissen will, wie viel dieser oder jener reiche Mann in unsrer Stadt Tugend und Verstand besitze, so pflege ich solchen nach dem jährlichen Gehalte seines Informators auszurechnen. Ich habe mir nach dieser Art, den Verstand auszurechnen, ein ordentliches Register von den verständigen reichen Leuten in unsrer Stadt gemacht. Ich werde solches aber nicht eher öffentlich bekannt machen, bis es von meinem Schutze durchgesehen, und für

für richtig erklärt worden. Unterdeffen will ich einem ganz kleinen Grundriß davon beifügen.

„Ein Mann, der 300000 Thaler im Vermögen hat, und seinem Informator, der täglich vier Stunden seine Kinder unterweisen muß, nur vierzig Thaler, und noch dazu ohne Tisch giebt, hat keinen Verstand.

„Ein andrer, der eben so viel, und dazu, aber als eine gar besondere Gnadenbezeigung, den strengen Tisch giebt, hat . . . ja ich weiß es doch noch nicht so eigentlich, wie viel er Verstand hat. Sehr viel hat er nicht.

Diese Materie ist so reich, daß ich künftig weiter davon handeln, und den Schaden zeigen will, den nicht allein die Eltern selbst, sondern das ganze gemeine Wesen davon hat, wenn sie für die Unterweisung ihrer Kinder so gar wenig besorgt sind.



Der Schutzgeist.

Acht und zwanzigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 17 November 1746.



In meinem letzten Blatte redete ich von der geringen Ehrfurcht, welche die Eltern gegen diejenigen bewiesen, denen sie die Erziehung und den Unterricht ihrer Kinder anvertrauen. Eine doppelte Verbindlichkeit treibt mich an, die Betrachtungen über dieses Stück der Kinderzucht fortzusetzen, meine Zusage, und der Befehl meines Schutzgeistes. Höhere Geister haben von dem Werthe der Kinder höhere Begriffe, als die meisten Eltern selbst, denen sie doch wegen des engen Bandes, das die Natur zwischen ihnen geknüpft hat, am meisten am Herzen liegen sollten. Höhere Geister lieben die Kinder, welche mit ihnen in Ansehung ihres edlern Theiles verwandt sind, und beschäftigen sich gern mit diesen ihren Anverwandten. Was für ein Unwillen muß sie nicht einnehmen, wenn sie sehen, daß dieselben durch die schlechte Erziehung der Eltern, deren Liebe zu ihnen oft schädlicher und grausamer, als der Haß selbst ist, gleich in ihren ersten Jahren dieser herrlichen Anverwandtschaft unwürdig gemacht werden, da ihre Kindheit und Jugend eben die Zeit ist, wo diese Pflanzen Gottes zu geraden und schönen Bäumen gezogen werden sollen. Die Eltern können höhern Geistern diesen Unwillen ersparen, wenn sie die Erziehung ihrer Kinder ihrem Werthe gemäß

E 1

gemäß einrichten. Damit ihnen die Mühe, solches zu thun, erleichtert werde, so empfehle ich ihrer Ueberlegung zwei Betrachtungen, die ich wegen der Lehrer, deren Unterrichte sie ihre Kinder übergeben, anstellen will. Die erste soll den Schaden zeigen, der aus dem Mangel ihrer Hochachtung gegen ihre Kinderlehrer entsteht. Die andre Betrachtung soll einige Nachlässigkeiten und Fehler aufdecken, welche bey der Wahl der Informatoren begangen werden, und sehr oft den Mangel der nöthigen Hochachtung gegen dieselben verursachen.

Der vortrefliche Locke macht in seinem Werke von der Erziehung der Kinder die Anmerkung, daß die Kinder der Vernunft fähig sind, so bald sie ihre natürliche Sprache verstehen, und daß sie mehr, als man denkt, verlangen, daß man mit ihnen, als mit vernünftigen Menschen umgehen soll. Ist man aber nicht gezwungen, aus dem Bezeigen der Eltern gegen ihre Kinderlehrer zu schließen, daß sie glauben, Kinder kämen vor ihren männlichen Jahren nicht zu ihrer Vernunft? Ich will ihr von den Denkspielen nicht reden, die sie ihnen durch ihre unlöblichen und ungeordneten Handlungen geben. Die Kinder zeigen durch die Schlüsse, die sie aus der Vergleichung der Sittenlehren und Ermahnungen ihrer Eltern mit ihren Thaten, die denselben widersprechen, herausziehen, zur Genüge, daß die Schuld an den Eltern liegt, wenn sie in den ersten Jahren ihres Lebens ihre Vernunft gleich anwenden, lasterhaft zu werden. In der Kindheit haben sich die meisten Menschen die Grundsätze und Vorstellungen gesammelt, nach welchen sie in ihren reifen und männlichen Jahren handeln. Sie denken vielleicht in ihrem ganzen Leben nicht so viel mehr, als sie in ihrer Kindheit gedacht haben, weil sie sich alsdann in immerwährende Handlungen und Geschäfte einflechten. Alles, was die Sinne eines Kindes rührt, macht unauslöschliche Eindrücke in seine Seele; alle Kräfte derselben sind geschäftig; seine Phantasie setzt aus den Bildern, welche

durch

durch die Sinne in seinen Geist gebracht worden, ähnliche Bilder zusammen; das Gedächtniß hebt sie auf, und sein Verstand, der zur Unterscheidung der Vorstellungen und Empfindungen des Wahren und Falschen noch nicht geschickt ist, ordnet, verbindet und denkt sie zusammen, wie sie auf einander folgen; das Band zwischen ihnen wird so fest und enge geknüpft, daß oft alle Philosophie und alle Religion dieselben in den fernern Jahren nicht wieder auflösen und voneinander trennen kann. Die Tugenden oder Laster der künftigen Jahre hängen sehr oft von den tugendhaften oder lasterhaften Grundsätzen ab, welche die Seele in der Kindheit angenommen hat. In den Vorstellungen und Gedanken der Kindheit sind die Ursprünge der meisten Neigungen und Leidenschaften zu suchen, welche das übrige Leben einnehmen. Wenn man sich diese Anmerkungen vorstellt, und das Benehmen der Eltern gegen ihre Kinderlehrer überlegt, so werden einem ein Haufen Schlüsse einfallen, welche die Kinder daraus folgern müssen. Man darf sich nicht wundern, wenn Kinder sich wider ihre Lehrer empören, sich über sie erheben, sie verachten, und gegen alles, was sie ihnen sagen, halbstarrig und eigensinnig sind; die Kinder richten ihr Benehmen gegen ihre Lehrer nach dem Benehmen der Eltern gegen sie ein. Die Eltern sagen: Kinder müssen ihre Vorgesetzten als ihre Eltern ansehen; Kinder müssen ihnen alle Ehre und Hochachtung beweisen; Kinder müssen ihren Vermahnungen folgen. Dieses sagen die Eltern gegen die Kinder, und einige Zeit darauf schelten sie bald ihre Informatoren in ihrer Gegenwart, bald zählen sie ihnen alle Tage im Jahre vor, an welchen sie mit ihnen gegessen haben, bald beschweren sie sich in Gesellschaften, in welchen die Kinder gegenwärtig sind, über die Lehrer derselben, und sagen ihnen das Schlimmste nach, sie mögen nun in der That Fehler haben, oder nicht. Die Kinder sind auf dergleichen Gespräche aufmerksamer, als man denkt. Nach ihrer kindischen Logik können sie viele gefährliche Schlüsse

Schlüsse daraus ziehen, und man darf nicht zweifeln, daß sie sie machen. Die traurigsten Erfahrungen bestätigen solches. Ihre Schlüsse sind etwa folgende: Unfre Eltern reden wohl nicht immer die Wahrheit; denn wenn wir unsern Informator ehren sollten, so würden sie ihn doch wohl auch hochachten; sie würden ihn doch nicht gegen uns loben, und gegen andre tadeln. Es ist wohl so gar nothwendig nicht, daß wir ihn hochachten; denn er hat ja so viele Fehler; wir brauchen ihm eben nicht immer zu folgen; dieses folgt aus dem Vorhergehenden, und zudem haben ja unfre Eltern oft gesagt, daß sie als Kinder auch muthwillig gewesen wären, und ihren Informatoren in ihrer Kindheit viel zu schaffen gemacht hätten. Ob sich gleich die Seelen der Kinder dieser Schlüsse nicht allemal deutlich bewußt sind, so machen sie dieselben doch, und handeln darnach. Gesezt aber, daß sie aus ihren Reden diese Schlüsse nicht ziehen können, weil die Eltern darinnen noch einigermaßen vorsichtig sind, so können sie dieselben doch gewiß aus ihrer äußerlichen Aufführung, und aus den Höflichkeiten und Cerimonien, in welchen sie wenig Hochachtung gegen ihre Kinderlehrer blicken lassen, mit einer leichten Mühe herausziehen.

Demiphton klagt immer über seine erwachsene Kinder. Ich bin ein geplagter Mann, seufzt er; ich bin in den Augen meiner Söhne und Töchter gar kein Vater mehr, so wenig Ehrfurcht bezeigen sie gegen mich. Sie sehen Verweise wider Verweise, Vorwürfe wider Vorwürfe, Scheltworte wider Scheltworte. Ich glaube, sie sehten sich zur Wehre, wenn ich die Rechte eines Vaters behaupten, und sie züchtigen wollte, da sie doch solches noch zuweilen verdienen. Ich weiß nicht, wie ungerecht alles in der Welt ausgeheckt ist; andre Leute haben auch Kinder; es sind aber doch keine solche halsstarrige Köpfe. Ich habe doch viele Kosten auf ihre Erziehung verwandt. Wenn ich mein Ausgabebuch nachsehe, so finde ich, daß ich einmal einem Informator jährlich

jährlich 20, einem andern 25, und noch einem andern gar 30 Thaler gegeben habe. Das ist doch wahrlich nicht in einem Augenblicke verdient. Die Kinder haben doch den ganzen Tag bey ihren Informatoren seyn müssen. Der ehrliche Demiphron, den seine Informatores so sehr viel gekostet haben, ist freylich schlimm daran! Denn er darf seinem Sohne keinen Verweis geben, daß er so viel verschwendet, wenn der Sohn diesen Verweis nicht mit eben den Worten gegen seinen Vater wiederholen soll, der mit einigen guten Freunden sich ehemals, als sein Sohn noch ein Kind von einigen Jahren war, seines lustigen Lebens erinnert, und alle seine Verschwendungen in dessen Gegenwart hergerechnet hatte. Der kleine Sohn hatte sich solches so lange gemerkt, bis er seinem lieben Vater nachahmen können. Die Halsstarrigkeit, und der Ungehorsam der Kinder dieses Mannes ist schon in ihrer Kindheit erzeugt worden, und mit den Jahren zu ihrer ipsis Grösse gediehen. Der Vater verachtete alle Informatoren seiner Kinder; und die Kinder waren in diesem Stücke gelehrt, und verachteten ihre Lehrer auch; von der Verachtung ihrer Lehrer giengen sie zur Verachtung ihrer Eltern fort.

Unsre Kinder haben nichts gelernt; sie machen uns Schande; sie wissen aufs höchste ein Compliment zu machen; allein sie sind in den Wissenschaften Fremdlinge, zu deren Erlernung wir sie bestimmt hatten. So werden viele Eltern wider ihren Willen von ihren Kindern denken müssen. Sie könnten noch mehr von ihnen denken; aber sie werden es nicht thun, weil sie es auch von sich selbst denken müßten, nämlich: Unsre Kinder haben keine Verdienste, und sind doch stolz; sie sehen alle, die sich nicht auf diejenigen Wissenschaften gelegt haben, auf welche sie sich haben befließen sollen, als Pedanten an, die man verachten mußte. Woher kommt bey ihren Kindern dieser Mangel der nöthigen Wissenschaften, dieser Stolz, dieses Vertrauen zu sich selbst bey aller ihrer Anmuth an Verdiensten? Von der geringen
Hoch-

Hochachtung dieser Eltern gegen ihre Informatoren. Sie achteten an diesen die Wissenschaften nicht hoch; sie nannten sie Pedanten, weil sie nicht wußten, was sie gelernt hatten; sie begegneten ihnen mit dem zuversichtlichsten Stolz, als wenn sie die Wissenschaften, und ihre Liebhaber weit übersehen. Ihre Kinder waren jung, aber sie hatten schon so viel Verstand, daß sie aus allem diese Schlüsse ziehen konnten, die ihrer Trägheit schmeichelten. Sie machten diese Folge daraus: Wir müssen die Wissenschaften nicht erlernen, weil sie verächtlich machen; ein Gelehrter ist ein Pedant; wer reich oder vornehm ist, kann die Gelehrten weit übersehen; reich und vornehm aber kann man ohne Wissenschaften werden; denn unsere Eltern sind beides, und haben wenig gelernt, wie sie oft erzählt haben. Wir dürfen also auch nichts lernen. Sie haben nach diesen Schlüssen auch ihre Handlungen eingerichtet.

Nich deuchte, alles, was ich gesagt, sey so richtig, daß den Eltern nichts zu ihrer Entschuldigung übrig bleibe, als zu sagen, wir wollten diejenigen, denen wir den Unterricht unsrer Kinder übergeben haben, gern hochachten; allein sie sind unsrer Hochachtung nicht werth. Sie werden diese Entschuldigung nicht vorbringen, weil die Antwort darauf gar zu leicht ist, als daß sie dieselbe nicht vorher sehen sollten. Warum wenden sie auf die Wahl ihrer Kinderlehrer nicht mehr Vorsichtigkeit und Sorgfalt? Hier muß ich also einige Fehler, die dabey begangen werden, aufdecken.

Gemeinlich werden die Informatoren nicht von der Ueberlegung der Eltern, von ihrer Liebe zu ihren Kindern, von ihrem Gefallen an den Wissenschaften, und von ihrer Begierde, tugendhafte Männer zu Aufsehern ihrer Kinder zu machen, sondern von ihrem Eigennutze, von ihrem Stolz, von ihrer Hoffart und Wollust, mit einem Worte, von ihren verschiedenen Leidenschaften gewählt.

Der Geizige vertraut demjenigen den Unterricht seiner Kinder am meisten an, der mit dem wenigsten zufrieden ist.

Gierbe

Giebt er ihm so viel, als er braucht, wenn er nicht verhungern soll, so glaubt er, seine Arbeit überflüssig bezahlt zu haben. Nimmt er einen Informator an, so redet er von den Kosten, die er auf die Erziehung wendet, so viel, daß man denken sollte, er wende sein halbes Vermögen daran. Er handelt so genau mit ihm, als wenn er einen Wechselbrief kaufte.

Der Hochmüthige hat unter 100 Personen zu wählen, da er einen Informator braucht. Ein rechtschaffner Mann, der die Wissenschaften so gefaßt hat, daß er sie andern wieder vortragen kann, bietet ihm seine Dienste an; sein Anerbieten ist höflich, aber nicht demüthig, und seine Complimente sagen nicht zu ihm: Ich weiß es, ich bin weit unter ihnen; sie erzeigen mir eine Gnade, wenn sie mir ihre Kinder übergeben: Ein Unwissender, (kein lasterhafter Mann soll er auch nicht seyn, damit man ihm nicht alles Gute nehme) kommt vor den Hochmüthigen; er bückt sich auf die Erde vor ihm; er verspricht, es als die größte Wohlthat anzusehen, wenn er ihm die Gnade erzeigen und ihm seine Kinder anvertrauen wolle; er ist sein unterthänigster Knecht, da jener vielleicht nur sein ergebenster Diener war. Der Hochmüthige wählt: Jener, sagt er, soll etwas gelernt haben; man hat ihn gerühmt; aber er weiß nicht zu leben; hat er mir doch ein Compliment gemacht, als ob er so vornehm, als ich wäre; dieser ist doch artig, und demüthig, wenn er gleich nicht in allen Wissenschaften ein Meister ist. Wie glücklich sind nicht die Kinder, die einen demüthigen Informator bekommen, wenn er gleich unwissend ist.

Dem Hoffärtigen kann einen ein Kleid zur Würde eines Informators erheben. Der Schnitt desselben bestimmt seinen Entschluß, und niemand kann sein Informator werden, an dem er eine alldäerische Mode sieht.

Der Wollüstige sucht sich für seine Kinder einen Mann aus, der einen Character hat, welcher dem seinigen ähnlich ist. Wenn ein solcher die Kunst versteht, eine Tafel aufgeräumter Gaste durch seine Schwänke noch aufgeräumter zu machen,

wenn

wenn er ein Glas Wein mit einer angenehmen Art auszutrinken weiß, wenn er durch kein ernsthaftes und gesetztes Wesen die Aufführung desjenigen tadelt, der ihm seine Kinder übergeben will, so versteht er für einen Informator genug. Ein solcher würde einen Scapin dazu erwählen, wenn er sich nicht für den Neben der Welt scheute.

Ein andrer Fehler, den viele Eltern bey der Wahl der Informatoren begehen, ist dieser, daß sie bloß mit fremden, und nicht auch mit eignen Augen sehen. Die Eltern machen ihrem Verstande Ehre, wenn sie sich von verständigen, rechtschaffnen und unpartheyischen Männern Lehrer für ihre Kinder vorschlagen lassen. Es ist solches auch ihre Pflicht; allein wie wenige wenden sich an Leute, die die angezeigten Eigenschaften besitzen! Einige wenden sich an ihre Freunde, die es darum sind, weil sie ihren leidenschaften schmeicheln; andre an ihre Gönner und Patronen; andre an ihre Schuldner, und nicht wenige an ihre Lakaien, und ich weiß nicht, an wen noch mehr.

Man weiß, daß man sehr vielen Reichen wegen ihrer überflüssigen Klugheit keine Vorwürfe machen darf. Diese Reichen wenden sich wegen der Wahl ihrer Informatoren, an diejenigen, welche sie für die Klügsten halten. Sehr oft trägt es sich zu, daß sie diejenigen für die Verständigsten und Gelehrtesten schätzen, welche noch weniger Verstand und Gelehrsamkeit besitzen, als sie. Man kann nun leicht urtheilen, wie wenig Verstand und Wissenschaft derjenige haben werde, den ihnen ihre klügsten Freunde vorschlagen; denn so viel Ehrgeiz besitzen sie wohl, daß sie keinen zu ihrem Klienten machen, der verständiger ist, als sie.

Weil ich diese Betrachtungen zu schließen noch nicht gesonnen bin, so ersuche ich alle, denen einige Aufsicht über Kinder anvertraut ist, mir ihre Klagen und Beschwerden über die Eltern derselben zu melden. Vielleicht kann ich eine Ursache werden, daß ihren Beschwerden abgeholfen wird.

Der Schutzgeist.

Neun und zwanzigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 24 November 1746.



o edel und vortreflich die Bemühungen derjenigen sind, welche die Menschen so weit zu bringen suchen, daß sie ihre Pflichten darum erfüllen mögen, weil ihnen die Vernunft und die Religion dieselben gebietet, so verwerflich sind diejenigen Sittenlehrer, welche sich der Unwissenheit, der Dummheit, und des Aberglaubens bedienen, die Menschen zu dem Tugenden anzutreiben. Diese Wahrheit hat keines langen Verweises nöthig; man braucht nur zu wissen, daß alle tugendhaften Handlungen nicht an sich selbst tugendhaft und löblich sind, sondern durch ihre Absichten, Bewegungsgründe und Ursachen das Wesen wahrer Tugenden erhalten. Unser heiligste Religion fodert von uns die Pflicht, uns zu bestreben, daß unser Gottesdienst ein vernünftiger Gottesdienst seyn möge. Dieser Ursache halber sagt sie uns so oft, daß ein Gebet, welches durch eine ungegründete Furcht erzeugt worden ist, kein wahres Gebet sey, das dem vollkommensten Wesen gefallen könne. In diesem Stücke unterscheidet sich die Religion der Christen von allen andern Religionen.

Man wird daraus abnehmen, daß ich die Tugenden, welche durch den Aberglauben erzeugt werden, für keine Tugenden erkenne. Es fehlt ihnen das wahre Wesen löblicher Handlungen, welche aus einer gründlichen und vernünftigen

Kenntniß seiner Pflichten, nicht aber aus einer Unwissenheit und Blödigkeit des Verstandes ihren Ursprung nehmen müssen. Für denjenigen, welcher aus einer abergläubischen Furcht seine Pflichten erfüllt, ist es fast eben so viel, als wenn er sie nicht erfüllt hätte, ob ich gleich einräume, daß es für das gemeine Wesen nicht gleichgültig ist, ob ein Mensch die Ausübung tugendhafter Handlungen gar unterläßt, oder ob er sie darum ausübt, weil er abergläubisch ist.

Ich bin immer ein abgesagter Feind des Aberglaubens gewesen. Es ist für denjenigen, welcher eine Deute desselben ist, beynahe gleich gefährlich, ob er abergläubisch, oder ungläubig ist. Ich habe in einem meiner Blätter gesagt, daß ein Freigeist durch Krankheiten, oder durch gleiche Unglücksfälle so abergläubisch werden kann, als ein Quacker oder Hetzenhüter. Allein ein Abergläubischer ist auch in der Gefahr, ein Freigeist zu werden. So groß die immerwährende Furcht ist, von welcher das Leben eines Abergläubischen erfüllt seyn muß, wenn er in seiner Unwissenheit bleibt, so groß und schädlich kann seine Sicherheit und Verwägenseit werden, wenn er die Eitelkeit und Nichtigkeit seiner Furcht einsehen lernt, die ihn vorher angetrieben hatte tugendhaft zu seyn. Denn die Menschen sind gar zu geneigt, entweder alles, oder nichts zu glauben.

Die Dummheit ist die Religion der Abergläubischen und der Freigeister. Es ist nur dieser Unterschied dabei zu merken, daß der Freigeist dumm wird, weil er sich vernünftig zu seyn einbildet, da hingegen der Abergläubische thöricht ist, weil er nicht vernünftig seyn mag. Jener ist lächerlich, dieser bedauernswürdig. Jener wird oft abscheulich, weil ihn seine Dummheit verführt, lasterhaft zu seyn; dieser verdient die meiste Zeit zwar keine Hochachtung, aber doch Liebe, weil ihn seine Dummheit veranlaßt, Handlungen auszuüben, die dem gemeinen Wesen nützlich sind. Dem ohngeachtet fehlt dem Abergläubischen die herrlichste Eigenschaft, die ihn von

allen andern belebten Geschöpfen unterscheiden sollte, des Vernunft.

Nichts ist lustiger, als daß sich viele Menschen auf ihren Aberglauben noch etwas einbilden; denn nichts sollte den menschlichen Stolz mehr demüthigen, als der Aberglaube. Den trostigsten Menschen, welcher abergläubisch ist, kann ein ungesähes Poltern, ein Blatt, und eine Stimme im Finstern, von der er nicht weiß, wo sie herkömmt, niederschlagen und verzagt machen.

Man wird die Schande, die der Aberglaube der menschlichen Natur macht, noch besser empfinden, wenn man erwägt, in welchen Jahren er seine Herrschaft in den Gemüthern der Menschen veststellt. Es wird sich der Fall selten zuragen, daß ein Mensch abergläubisch wird, der von Jugend auf gewöhnt worden ist, vernünftig zu denken und zu handeln. Der Aberglaube bemächtigt sich der Seelen zu der Zeit, wenn der Verstand entweder noch in seiner Kindheit ist, oder wieder in die Kindheit verfällt. Die meisten Abergläubischen wird man unter den Kindern, und unter den Alten antreffen. Es ist wahr, daß sehr viele in den männlichen Jahren ihres Verstandes abergläubisch sind; aber diese sind auch ihr ganzes Leben hindurch Kinder.

Der Aberglaube wird dadurch noch verächtlicher, daß er das Licht scheuet. Der Furchtsamste glaubt am Tage sicher und ausser aller Gefahr zu seyn. Er wird sich um den Mittag an die bedenklichsten Dertter, wo er seiner Meinung nach am meisten zu befürchten hat, wagen, ob gleich solches nicht ganz ohne Zittern abgeht. Aber die Nacht erfüllt seine Seele mit Schrecken. Mit dem Anbruche des Abends sängt sich die Herrschaft des Aberglaubens an; der Anbruch des Tages macht dieser Herrschaft wiederum ein Ende. Der Aberglaube ist mächtiger, nachdem die Nächte finster oder heiter sind. Die Feinde, die sich eine abergläubische Phantasie erschafft, gleichen den Maulwürfen; sie können das Lichte nicht

nicht ertragen; die Sonne tödtet sie, und die Finsterniß giebt ihnen ihr Leben wieder.

Der Aberglaube hat sich aus der Ursache die Zeiten zu seiner Herrschaft erwählt, in welchen auf unsrer Welt die Finsterniß am mächtigsten ist. Im Frühlinge und im Sommer wird man wenig von Gespenstern hören. Sie kommen mit dem Winter; je mehr die Tage abnehmen, je mehr nimmt die Herrschaft des Aberglaubens zu, und in den kürzesten Tagen ist sie am größten.

Wenn man nach der Ursache davon fragt, so wird man auf diese Frage keine andre Antwort geben können, als daß abergläubische Eltern abergläubische Kinder erziehen. Die Eindrücke, die der menschliche Verstand in seiner Kindheit annimmt, dauern gemeiniglich durch das ganze Leben hindurch. Die Vorstellungen von der Finsterniß und Nacht, und den darinnen zu besorgenden Gefahren, vereinigen sich in unsern ersten Jahren. Die Seele wird ihrer so sehr gewohnt, daß sie durch alle vernünftigen Vorstellungen und Ueberlegungen schwer wieder getrennet werden können. Ich kenne unerschrockne Leute, die von der Eitelkeit ihrer Furcht zur Nachtzeit durch die Vernunft völlig überführt worden sind, und doch in der Mitternacht Stunde bei einem jähligen Geräusche auffahren und erschrecken, so wenig können sie sich der schon zur Natur gewordenen Furcht erwehren, über die sie lachen, wenn sie vorbey ist.

Diese Betrachtungen sind schon sehr oft angestellt worden, und dennoch giebt es noch Eltern genug, welche ihre Kinder frühzeitig zum Aberglauben gewöhnen. Ich bin durch eine kleine Begebenheit davon überführt worden, die ich meinen Lesern erzählen will.

Ich las neulich kurz vor dem Martinsfeste die moralischen Schriften eines Philosophen, der in einem großen Rufe ist. Er handelte in denselben von den Verderbnissen des Verstandes, und stellte vortreffliche Betrachtungen über

den Aberglauben, und dessen gefährliche Folgen an. Er gab sehr schöne Lehren, wie Eltern ihre Kinder vor demselben in ihren frühen Jahren bewahren sollten. Die Erziehung der Kinder dieses Mannes muß vortrefflich eingerichtet seyn, sagte ich zu mir selbst. Ich will sie doch beobachten, damit ich sie andern zum Beispiele vorstellen kann. Weil sein Aufenthalt von unsrer Stadt entfernt ist, so bediente ich mich des Geheimnisses meines Schunggeistes, vermöge dessen ich mich an einen Ort begeben kann, an welchen ich will. Es war eben das Martinsfest, als ich mich unsichtbar in seine Wohnung begab. Mein Schunggeist hatte mich begleitet. Es war Abend, und ziemlich finster. Ich wollte mich gleich in das Studierzimmer dieses Gelehrten begeben, als ich im ersten Stockwerke ein Geräusche, und das Gemurmel einer hohen und verstellten Stimme hörte. Ich näherte mich dem Orte, woher die Stimme gekommen war, unsichtbar, und sah einen Menschen, welcher sein Gesicht schwarz gefärbt, und sich mit einem rauchen Pelze behangen hatte. Er postierte vor einer Stube, in welche die Mama mit ihren Kindern war. Wer ist da, rief die Mama? Ich bin Knecht Ruprecht, wurde mit einer verstellten groben Stimme geantwortet. Was wollt ihr, rief in der Stube die Mama wieder. Ich bin der böse Mann, der alle böse Kinder fressen kann. Ich will die Kinder mitnehmen, die nicht fromm gewesen sind. Dieses Gespräch von innen und aussen wurde in einem gleichen Tone eine Zeitlang fortgesetzt. Der Knecht Ruprecht, welcher ein Besüßner der Wissenschaften und der Gottesgelahrtheit war, drohte, und tröstete, wie er es für dienlich befand, und fragte endlich, ob die Kinder auch beten könnten. Die Kinder fingen sogleich mit einer zitternden und leisen Stimme zu beten an. Nachdem das Gebet vorbei war, so sagte die Mama: Knecht Ruprecht komm herein, wenn du Herz hast? Sie hatte diese Ausforderung kaum

gethan,

gethan, als die Kinder entsetzlich zu schreien, und sich zu verbergen anfangen. Die verständige Mama tröstete ihre Kinder, und sagte zu ihnen: sie müßten nur fromm seyn, so dürfte ihnen dieser böse Mann nichts thun. Nichts mehr gefiel mir, als die Antwort dieses Knechtes auf eine nochmalige Ausforderung der Mama, die sie an ihn ergehen ließ: Ich will sie auch mitnehmen, ich will sie auch mitnehmen, weil sie den Knecht Ruprecht ausspotten. Die Comödie ward mit Aepfeln und Nüssen beschossen, welche die Belohnung dafür war, daß die Kinder so schön beten konnten.

Ich verließ das Haus mit dem größten Unwillen: Wo soll man denn den Verstand, und eine kluge Erziehung der Kinder finden, wenn man sie in solchen Häusern nicht findet, als dieses ist, rief ich ganz erkömt aus! Du bist doch schon so oft durch die Erfahrung belehrt worden, sagte Amiel, daß der Schein betrügt. Der Verstand und die Tugend haben sich in Häuser, wo sie vor der Verfolgung der Thorheit und der Laster wegen des unscheinbaren Ansehens derselben frey sind, in Sicherheit begeben.

Aber sollte denn dieser Gelehrte um diese ungereimte Comödie wissen, fragte ich meinen Schutzgeist? Was ich gesehen habe, stimmt mit seinen Lehren ja im geringsten nicht überein. Diejenigen, antwortete Amiel, die am eifrigsten wider den Geiz eifern, sind oft selbst die Geizigsten; das ist nur ein ähnliches Exempel; diejenigen, welche oft die besten Vorschriften zur guten Erziehung ihrer Kinder geben, folgen ihnen am wenigsten. Warum sollte dieser Gelehrte nicht um das wissen, was in seinem Hause vorgeht? Ich weiß es so gar genau nicht: Vielleicht aber läßt er es zu, um seine Kinder noch einiger maßen in der Furcht zu erhalten. Seine Kinder scheuen sich nicht vor seinem väterlichen Ansehen. Ich habe ihn selbst seinen Kindern und sich das herrlichste Lob geben hören: Meine Kinder,
 sie

sie sind noch nicht groß, sie sind nicht über fünf Jahre, machen sich nichts daraus, wenn ich ihnen was befehle, oder verbiete; wenn ich sie schlagen will, so lachen sie mich aus.

Man ist gezwungen über diese Geschichte verschiedene traurige Betrachtungen anzustellen. Ist bey dieser Comödie nicht ein rechtes Gespötte mit dem Gebete getrieben worden? Der kleine Verstand dieser Kinder macht aus solchen Begierheiten den gefährlichen Schluß, daß man nicht eher beten müsse, bis man in Gefahr sey. Kann wohl ein solches abergläubisches Gebet, zu welchem die Kinder gewöhnt werden, eine Tugend seyn? Die Mama dieser Kinder macht es nicht anders, als eine Frau in unser Stadt, deren Kinder nicht eher beten wollen, bis sie ihnen Zuckerwerke zeigt. Welch eine herrliche Frömmigkeit ist nicht die Andacht solcher Kinder!

Die Frau dieses Gelehrten ist jung, und ihr Gesicht hat viele Reizungen. Allein seitdem ich weiß, daß sie diese Comödie mit gespielt hat, kommt mir ihr Gesicht ben nahe häßlich vor. Ich halte das Gesicht, das ich zeitlich für sitzsam und bescheiden gehalten habe, nunmehr für ein bloßes und einfältiges Gesicht.

Wie wenig Hochachtung müssen die Eltern verdienen, die sich selbst bey ihren Kindern, denen sie schon durch die Natur ehrwürdig vorkommen sollten, durch nichts, als durch den Knecht Kupprecht Ehrsucht und Gehorsam zuwege bringen können!

Das Ende dieses Jahres ist nicht mehr weit; man pflegt nach einem alten Gebrauche, der an sich weder zu tadeln noch zu loben ist, den Kindern einige Geschenke zu machen. Werden auch diese Betrachtungen und die angeführte Geschichte einen solchen Eindruck bey meinen Lesern machen, daß sie die abergläubischen Umstände bey diesen Weihnachtsgeschenken weglassen werden?

Ich bin in einer Familie bekannt, in welcher die Eltern wegen ihres Verstandes, und wegen der löblichen Erziehung ihrer Kinder die Hochachtung und Liebe aller Tugendhaften verdienen. Die Eltern folgten wie andre, dem so alten Gebrauche, die Kinder um diese Zeit zu beschenken. Allein sie sagten es ihnen offenherzig, von wem diese Geschenke kämen. Der Vater führte oft seine Kinder viele Tage vorher in die Stube, in welcher die Geschenke lagen, die ihnen bestimmt waren. Die Kinder hatten über die Vertraulichkeit ihres Vaters eine weit größere Freude, als wenn sie dieselben unvermuthet erhalten hätten. Er lehrte sie zu gleicher Zeit die Verschwiegenheit, indem er es ihnen ernstlich anbefahl, niemanden etwas zu sagen, daß er ihnen ihre Weihnachtsgeschenke gewiesen habe, weil sie sonst durch ihre Schwachhaftigkeit alles dieses, worüber sie sich so freuten, verlieren würden. Ich werde noch oft Gelegenheit haben, aus dieser Familie Beispiele von einer löblichen Erziehung der Kinder herzunehmen. Ich muß zur Ehre dieser Familie sagen, daß Iris, von welcher meine Leser in diesen Blättern verschiedne Aufsätze gesehen haben, in diese Familie gehört.

Wenn ich die Menschen genug kenne, so werden meiner Betrachtungen ohngeachtet gegen das Ende dieses Jahres genug Thorheiten vorgenommen werden. Ich warne meine Mitbürger dafür; denn ich werde aufmerksam seyn; ich sammle gewiß alle ungereimten Cerimonien auf, welche man vornehmen wird, und gebe sie hernach dem öffentlichen Spotts Preis.



Der Schußgeist.

Dreißigstes Stück.

Hamburg, Donnerstage, den 1 December 1746.



an hat schon so viele Betrachtungen über die Vergänglichkeit und Eitelkeit der äußerlichen Güter und Ergötzlichkeiten angestellt, und die Vorstellungen, daß man durch die Reichthümer, durch die Ehre, und durch

sinnliche Vergnügungen nicht vollkommen zufrieden gemacht werden könne, kommen den Menschen so alt, und so oft gesagt vor, daß man daraus schliessen sollte: Alle Welt kenne ihren wahren Werth, und richtete ihre Handlungen nach den richtigen Begriffen davon ein. Man braucht aber auf das Zeigen der Menschen nicht eben gar sehr aufmerksam zu seyn, um zu sehen, daß man sich in solchen Gedanken von der Welt sehr irren würde. Wenn die Menschen in dem Besitze und Genusse dieser Güter sind, die ihre Seele nicht befriedigen können, weil sie nicht unendlich sind, so denken sie an ihre Eitelkeit zu wenig, und wenn ihnen entweder ihr Genuß ganz gewöhnlich wird, oder wenn sie dieselben ganz und gar verlieren, so denken sie allzu sehr daran. Die Betrachtungen über ihre Nichtigkeit sollten ihnen ihren Verlust erleidlich machen, und sie bringen sie zu den ungestümsten Klagen darüber. Die Menschen wissen es, daß es die Natur solcher Güter nicht zuläßt, unvergänglich zu seyn, und dem ohngeachtet sind sie über ihre Einbuße untröstbar, und bey aller ihrer Wissenschaft

schaft bilden sie sich noch ein, daß keine Klagen und Beschwerden gerechter seyn könnten, als die ihrigen.

Die Ursache von diesem Fehler der Menschen ist ihnen so bekannt, als die Vergänglichkeit dessen, was ausser ihnen ist. Wir würden nicht in denselben verfallen, wenn wir unsre Sinne beherrschen lernten. Allein die Herrschaft der Sinne ist uns im Anfange so angenehm, so unangenehm und verdrießlich die Folgen und Wirkungen derselben sind.

Ich bin geschickt genug, von den Folgen der Tyrannen, welche die Sinne über unsre Seele ausüben, zu reden. Ich bin im Besitze der meisten Güter gewesen, deren Verlust den Menschen so sehr empfindlich ist. Ich hatte vordem auch Reichthümer und Zinsen zu überzählen; und anzulegen; vor meinem Zimmer warteten auch Klienten, um sich zu bücken, und zu freuen, wenn ich sie meiner Blicke würdigte, und daraus, daß ich ihr gar keinen Freund habe, da ich ihrer vordem so viele hatte, wird man schließen können, daß ich meinen Tisch mit köstlichen Speisen und Weinen besetzen können. In diesen vormaligen Umständen ließ ich meinen Sinnen eine strenge Gewalt über mich. Nichts kann uns die Herrschaft über dieselben so leicht und geschwind wieder geben, als der Verlust der Güter des Glückes. Man wird endlich des Glückes und des Unglückes gewohnt. Gleichwohl kann nicht leugnen, daß ich die Folgen von der Tyrannen der Sinne noch zuweilen fühle, so viel Mühe sich auch mein Schutzgeist giebt, mich zu einem unumschränkten Beherrscher über sie zu machen. Rebellen bleiben Rebellen, wenn ihnen gleich die Macht benommen ist, ihren Aufruhr ausbrechen zu lassen.

Ich befinde mich in demjenigen Zustande, dessen Abbildung schon Seneca in seinem Werke von der Zufriedenheit des Gemüthes gemacht hat. Ich bin nicht krank, aber auch nicht

nicht völlig gesund. Ich bedaure mich nicht, daß meine Kleider keine Verehrer haben, weil sie nicht prächtig und kostbar sind. Sie gefallen mir, ob sie gleich nicht sorgfältig aufgehoben und geschonet werden dürfen. Meine Speisen werden nicht von ganzen Familien zubereitet und neugierig angesehen; sie werden nicht viele Tage vorher zugerichtet, ehe sie auf meinen Tisch kommen; sie werden nicht von vielen Händen aufgetragen; sie kommen nicht aus fremden Ländern; sie sind überall zu haben; sie sind weder meinem Körper noch meinem Vermögen zur Last. Meine Speisen schmecken mir. Mein ungepusteter und williger Diener gefällt mir; ich bin mit meinen silbernen Gefäßen zufrieden, so altväterisch sie auch sind; in meinem Zimmer stehen keine prächtigen Marmortische; die als uralte Erbstücke vieler reichen Vorfahren der Stadt bekannt sind; ich gräme mich darüber nicht. Meine Tafeln reizen durch keine Pracht die Gäste weder zum Vergnügen noch zum Meide. Allein meine Seele wird doch aufmerksam gemacht, und in eine gewisse Bewegung gesetzt, die nicht deutlich beschreiben kann, wenn ich einen Mann, auf dessen Kleidern die Einkünfte von ganzen Landgütern schimmern, und einen Hausen glänzender Knechte sehe. Ich wünsche dieser prächtige Mann nicht zu seyn, so viel ihm auch verguldete Lakaien nachtreten. Denn ich weiß es, daß er bey aller seiner Pracht elend und unzufrieden seyn muß, weil er keine Verdienste besitzt. Ich komme in ein stolzes Haus, in welchem die Reichthümer durch alle Winkel zerstreut sind, dessen auffre Pracht die inwendige Kostbarkeit und Verschwendung verkündigt, und sehe vor demselben den neugierigen Pöbel, den Begleiter und Zuschauer untergehender Erbgüter. Ich sehe die Gastmahle, die ihres prächtigen Schauplatzes werth sind. Die Schwelgerey und Wollust umgiebt mich von allen Seiten mit einem blendenden Glanze, und tönt und lärmt um mich herum. Meine Augen zit-

tern

tern beynahe vor dieser Pracht, und ich getraue mich nicht genug, meine Blicke dagegen aufzuheben, ob ich sie gleich in meiner Seele ohne Scheu betrachte. Ich gehe aus diesem Hause nicht unglücklicher, aber tiefsinniger heraus; ich beneide den Besitzer nicht; mein Herz fragt sich aber doch in dem Augenblicke halb zweifelhaft, ob ich in diesen prächtigen und stolzen Zimmern nicht zufriedner, als in meiner unscheinbaren Wohnung seyn würde. Nichts von allem diesen bringt eine Veränderung und Umkehrung meines zufriednen Zustandes hervor; alles verursacht aber einige Erschütterung desselben. So beschreibt größtentheils Seneca die Verfassung seines Gemüthes gegen die äußerlichen Güter des Glückes; zu gleicher Zeit ist diese Beschreibung eine getreue Abbildung meines Zustandes.

Ob gleich der Anblick der Güter, des Glückes und der Einbildung (denn wie viele Kleinigkeiten hat nicht die Gewohnheit, das Vorurtheil und die Einbildung in Güter verwandelt?) meine Zufriedenheit ein wenig bewegt, so hält doch diese kleine Erschütterung nicht an, sondern verliert sich nach und nach in den Betrachtungen der Vergänglichkeit derselben wieder. So bald diese Güter mit ihren heftigen Eindrücken meine Sinnen nicht mehr so sehr rühren, so vermißt mein Herz auch nichts mehr. Die Gedanken von der Endlichkeit und Nichtigkeit aller derjenigen Dinge, in welchen wir unser Glück suchen, wenn wir durch die Sinne unser Vergnügen bestimmen und anordnen lassen, müssen die Zufriedenheit meines Herzens bestärken, und die Munterkeit meines Gemüthes vermehren und erhöhen.

Auf diese Weise sollten sich alle Menschen gegen die wandelbaren Güter des Glückes verhalten, und sich selbst daraus, daß sie nur eine Zeitlang unser Vergnügen seyn können,

können, ein Vergnügen ziehen lernen. Wie glücklich würden sie seyn, wenn sie in diesem Stücke die glückliche Gemüthsverfassung der Kinder nachzuahmen suchten. Alle Reichthümer und Ergötzlichkeiten derselben bestehen in ihren Puppen und Spielwerken. Eine neue Puppe ist ein neues Vergnügen für sie. Sie werden mit ihren Spielwerken bekannt, ihre Reizungen sind ihnen in kurzer Zeit gewöhnlich und alt; sie verlieren sie, sie werden ihnen weggenommen, oder sie schenken dieselben wol selbst weg; allein ihr Verlust ist ihnen ganz gleichgültig. Sie denken so wenig an denselben, als ob sie sich an den Besitz ihrer Spielwerke nicht mehr erinnerten. Reichthümer, prächtige Gebäude, Ehrenstellen, Lustbarkeiten, und alle Geschenke des Glückes sind die Spielwerke der Erwachsenen. Allein diese Puppen und Spielwerke sind ihnen gar zu lieb, und ihr Verlust macht sie untröstbar. Ich leugne nicht, daß sich viele Kinder bey der Einbuße ihrer Tändeleien sehr ungeberdig anstellen, und so sehr darüber weinen und klagen, als Erwachsene. Allein ich habe zugleich angemerkt, daß der erwachsenen und alten Kinder von der Art weit mehr, als der unerzogenen und kleinen sind.

Wenn man von den Menschen fodert, daß sie bloß in sich, in der Tugend, in der Ausübung ihrer Pflichten, und in allen denen Gütern, welche ewig und unvergänglich sind, ihr Vergnügen finden sollen, so treibt man die Sittenlehre zu hoch, und vergift, daß wir Menschen sind. Zu dieser Vollkommenheit werden wir so lange nicht gelangen, so lange sich die Seele in der irdigen engen Verknüpfung mit dem Körper befindet. Wir können uns also freuen, daß wir reich sind, daß uns unsre Ämter angesehen machen, daß wir unsre Tafeln mit leckern Gerichten besetzen können. Alles was die strengste Sittenlehre von uns verlangen kann, ist dieses, - daß wir uns über den Genuß und Besitz aller dieser

Vortheile des Zufalls nicht allzu sehr freuen sollen, damit wir nicht unglücklich werden mögen, wenn wir ihrer entbehren müssen.

Es giebt eine Art unempfindlicher Menschen, denen alle Umstände einerley zu seyn scheinen. Der Zustand, in welchem sie sich eben befinden, ist ihnen der beste. Man wird niemals eine allzu lebhaftre Freude an ihnen bemerken, aber auch niemals Klagen und Seufzer von ihnen hören. In diesem Zustande befinden sie sich freylich nicht darum, weil sie sich an die Vergänglichkeit und Eitelkeit der äußerlichen Güter so fleißig erinnerten; vielleicht denken sie niemals daran. Die Ursache von dieser glücklichen Gleichheit ihres Gemüthes ist in ihrem Temperamente zu suchen. Ihre Sinne sind zu träge zu den Empfindungen; ihr Blut, und ihre Lebensgeister können durch äußerliche Eindrücke nicht gar leicht in Bewegung und Hitze gebracht werden. Eben daher kommt es, daß sie fast gar keine Leidenschaften zu haben scheinen. Sie können sich also aus der Verfassung ihres Gemüthes kein Verdienst machen. Unterdessen wünsche ich meinen Lesern die Begierde ihnen ähnlich zu werden. Wie glücklich würden wir seyn, wenn wir dasjenige durch Vernunft und Ueberzeugung würden, was jene durch ihr Temperament sind.

Ich will meinen Lesern eine Betrachtung angeben, die, wenn sie dieselbe in aller ihrer Stärke empfinden, ihnen den Verlust der äußerlichen Güter und Vortheile erst erträglich, und hernach gleichgültig machen kann. Selbst zu der Zeit, wenn wir im Besitze und Genuße alles dessen sind, was die Sinne und regelmäßige Begierden nur verlangen können, hören wir nach und nach schon auf, dasselbe zu besitzen und zu genießen. Man sieht leicht, daß ich unter dem Besitze und Genuße desselben das Vergnü-

gen

gen daraus meyne. Glauben wir wohl, daß die Menschen, die von ihrer zartesten Jugend an in Pallästen gelebt haben, darum glücklicher sind, als diejenigen, deren beständige Wohnung eine Hütte gewesen ist? Wissen wir es nicht aus unsrer eignen Erfahrung, daß wir bey den Ehrenbezeugungen, die uns ein Amt zulehrt, mit der Zeit das Vergnügen nicht empfinden, das sie uns in den ersten Jahren unsrer Ehre erweckten? Wir wissen alle die Wahrheit, daß wir durch den öftern Genuß der wollüstigen und leckerhaftesten Speisen endlich den Geschmack verlieren. Man muß zu dieser Anmerkung noch eine andre hinzusetzen. Der Besitz und Genuß vieler äußerlichen Güter wird uns endlich gar zur Last, und zum Verdrusse. Dieses ist die Ursache, warum so viele Hofleute sich endlich aus dem Geräusche, und aus der Pracht des Hofes, die ihnen im Anfange so groß und beneidenswerth schien, heraus, und in die Einsamkeit wünschen, und alles ihr Ansehen mit dem Glücke eines niedrigen Standes zu vertauschen begehren. Dieses macht, daß wir uns bey dem Besitze der äußerlichen Ergötzlichkeiten dieselben zuweilen entziehen, damit sie uns nicht eckelhaft werden sollen. Wenn uns also der Genuß der Vortheile des Glücks endlich gleichgültig; und oft gar unangenehm wird; warum lassen wir uns den Verlust derselben unsre Zufriedenheit und Munterkeit rauben? Warum halten wir uns für unglückliche Geschöpfe, wenn sie uns mangeln, da wir wissen, daß sie bald aufhören würden, ein Vergnügen für uns zu seyn, wenn wir sie auch besitzen und genießen könnten?

Viele von den äußerlichen Gütern sind so beschaffen, daß wir das Vergnügen, welches sie erwecken können, auch ohne den wirklichen Besitz derselben haben können. Es macht uns oft nicht sowohl der Besitz, als der Anblick

einer Sache vergnügt. Wie vieler Vergnügungen können wir uns nicht durch unsre Augen bemächtigen!

Noch eine Betrachtung macht mir den Mangel der Vortheile des Glücks erträglich und gleichgültig, welche aber nicht für alle Menschen seyn wird. Unsre Eigenliebe verlangt den Besitz derselben gern als eine Belohnung der Vollkommenheiten, die sie zu besitzen glaubt. Warum beklagen wir uns über den Mangel der Ehre und des Ansehens, als darum, weil wir Verdienste zu haben meynen, die so groß sind, daß sie einiges Aufsehen machen sollten. Wenn wir nicht von allen Verdiensten entblößt sind, so kann uns unsre Eigenliebe selbst eine Ursache unsrer Verurtheilung werden. Was haben wir, wenn uns auch das Glück mit allen seinen Geschenken überhäuft, vor den verdienstlosen Menschen, vor den Narren, und oft gar vor Bösen zum voraus? Können uns dieselben, wenn wir sie von dieser Seite ansehen, noch so groß und schätzbar vorkommen, daß wir sie mit ihnen in Gesellschaft besitzen wollen?

Alle diese Betrachtungen sollten so viele Bewegungsgründe seyn, uns zu freuen, wenn sich das Glück gewogen gegen uns beweist, und, wenn es sich grausam anstellt, dasselbe mit unsrer Zufriedenheit zu trösten, und uns durch edle Handlungen eine Quelle von Vergnügungen zu verschaffen, die niemals versiegen kann. Diese lehren sollten wir als vernünftige Geschöpfe ausüben; was sollten wir nicht als Christen thun?



Der Schußgeist.

Ein und dreyßigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 8 Decemder 1746.



Ich habe von dem Secretaire meines Schußgeistes seit einiger Zeit verschiedne Auszüge aus Briefen, und auch elnige ganze Briefe erhalten. Ich will heute meinen Lesern diejenigen vorlegen, welche mir die merkwürdigsten zu seyn scheinen, und im nächsten Blatte damit fortfahren.

Mein Herr!

Ich bin eine junge Frau, und habe keine solche Erziehung von meinen Eltern genossen, daß ich viel gelernt, oder meinen Verstand sehr auszubessern Gelegenheit gehabt hätte. Was soll ich dieses leugnen? Ich sehe es ein, daß ich keinen sonderlichen Verstand habe, und weil ich meinen Mann eben für keinen Lügner halte, so glaube ich es ihm auf sein Wort, daß ich einfältig bin. Meine Einfalt ist Ursache, daß ich nichts nach seinem Sinne machen kann. Hören sie nur, mein lieber Herr, er macht mich mit seinen ewigen Vorwürfen meines schlechten Verstandes ganz verdrießlich. Denn er muß entweder entseßlich klug seyn, oder so wenig Verstand haben als ich, daß er mich alle Stunden närrisch, dumm, einfältig, und unsinnig nennt. Und wahrhaftig, Herr, das letztere bin ich nicht. Er spricht beständig: ich wäre ihm gar nichts nütze; er könnte mich zu keiner Sache gebrauchen; er wüßte gar nicht, warum er mich genommen hätte. Ich weiß es wohl, lieber Herr; aber ich fürchte mich nur vor ihm, und mag ihm

ihm nicht sagen. Da habe ich einen guten Freund gefragt, durch wen ich es ihm wohl sagen lassen sollte, und der hat mir gesagt, daß sie ein Mann wären, der allen Leuten die Wahrheit sagte. Ich versichre sie, mein Herr, daß er gar nicht nach meinem Verstand fragte, als er um mich anhielt. Ich habe meine Eltern seitdem gefragt, ob er sich darnach erkundigt hätte, daß ichs nicht gewußt; sie haben mir aber gesagt: er hätte nur gefragt, wie viel ich Geld und Hausrath mitkriegen sollte. Nun ist das Geld und der Hausrath kein Verstand; das begreife ich wohl. Ich habe auch alle meine Bekannten, die bey der Heyrath etwas zu thun gehabt haben, gefragt, ob sie mich meinem Manne als ein kluges Mägdchen gerühmt hätten. Sie haben aber alle Nein zu mir gesagt. Ich weiß also nicht, was er haben will, daß er ist mehr verlangt, als er vorher gefodert hat. Sagen sie es ihm doch, lieber Herr, daß er sehr ungerecht ist. Hat er mich doch des Verstandes wegen nicht genommen. Lassen sie mir doch auch sagen, ob ich nicht von ihm gehen, und mein Geld und meinen Hausrath wieder mitnehmen kann, weil er doch einmal eine kluge Frau haben will, und ich so dumm seyn soll. Mag sich mein Mann doch eine kluge Frau nehmen, die kein Geld hat. Ich bin nun einmal nicht klüger. Ich bin

Deto betriebte Dienerin,
Bledia.

N. S. Das muß ich ihnen auch noch schreiben lassen, daß ich diesen Brief nicht geschrieben habe, sondern eine Bekanntein von mir hat ihn geschrieben, denn ich kann nicht schreiben. Ich habe ihr nur so meine Gedanken gesagt.

Ich bedaure diese Frau von Herzen. Sie hätte sehr verständig werden können, weil sie doch nicht so einfältig ist, daß sie sich einbildet, viel Verstand zu besitzen. Ich getraue mich nicht zu bestimmen, ob der Verstand ihres Mannes, oder der ihrige mehr Hochachtung verdient. Er ist dieser Frau bey aller ihrer Einfalt nicht werth, da es ihm bey seiner Heyrath

nur

nur um ein reiches, und nicht um ein verständiges Weib zu thun gewesen. Ich rathe ihm also, ihr so viel zu essen und zu trinken zu geben, als sie verlangt, und wenn er eine kluge Frau haben will, sie unterrichten zu lassen.

Mein Herr!

Weil sie doch zu allen Leuten kommen können. So sagen sie es. Sannien, Belisen, Hypochondrien, ob sie glauben, daß sie wieder jung werden könnten, wenn sie sich wie Mägdchen von achtzehn Jahren kleideten. Ich, der ich gern nach jungen Frauenzimmern sehe, bin oft schändlicher Weise betrogen worden. Ich war gestern noch in der Bohnstrasse gewesen, und sah von fernem in der neuen Burg ein rosinfarbnes Kleid schimmern. O! dachte ich, eine solche Schönheit muß ich mir nicht entgehen lassen. Ich lief mich bald aus dem Athem, um sie einzuholen. Stellen sie sich mein Erschrecken vor, als ich in die neueste Mode eine alte Frau erblickte, die weit abscheulicher, als eine egyptische Mumie aussah. Ich wäre bald des Todes gewesen, wenn ich nicht eine hübsche Jungemagd, aber in sehr unansehnlichen Kleidern, neben ihr gesehen hätte. Die Madame, fing ich ganz laut an, hat gewiß ihre Kleider umgetauscht. Halten sie mir diese Nacht nicht zu gut? Ich bin

Mein Herr!

ihr Verwunderer,

Jugendlieb.

N. S. Wenn die alten Matronen fein billig werden, und eine feine traurige Farbe zu ihren Kleidern nehmen, die sie an ihren nahen Tod erinnert, so verspreche ich, in meinem funfzigsten Jahre ganz schwarz zu gehen, daß ihrer Töchter Töchter mich für keinen jungen Herrn sollen halten können.

Mein Herr!

Ich bin ein junges Frauenzimmer, und in meinem sieben-
zehnten Jahre. Meine Eltern sind nicht in den besten, und
nicht in den schlimmsten Umständen. Ich lese ihre Blätter
im

im verstoßnen. Meine Eltern sagen immer: ein Frauenzimmer, das auf die Verbesserung ihres Verstandes viel Zeit wendete, bliebe einmal ihrem Manne nicht getreu. Benachrichtigen sie mich doch in ihren Blättern, ob man das vierte Gebot übertritt, wenn man nicht immer näht, sondern zuweilen im Zuschauer und in andern solchen Schriften liest. Wenn es eine Sünde seyn sollte, so kann ich nicht leugnen, daß ich sehr oft in die Versuchung gerathen würde, diese Sünde zu begehen.

Amelia.

Mein Herr!

Meine Eltern haben mir ein ziemliches Vermögen nachgelassen. Ich muß wegen meines Vormundes nur heimlich schreiben lernen. Ich habe ihn zuweilen gebeten, daß er mich sollte schreiben lehren lassen. Er hat mir immer die Lehre gegeben, daß ein Frauenzimmer weiter nichts verstehen mußte, als nähen, stricken und kochen. Sie wäre schon in Gefahr wegen ihrer Unschuld, wenn sie einen Waschzettel richtig schreiben könnte. Sie können alles wissen, melden sie mir doch, ob es eine nothwendige Folge ist, daß ein Frauenzimmer verbotne Liebesbriefe schreiben muß, wenn sie schreiben kann, oder ob es ein Verbrechen ist, wenn künftig einmal eine Braut auf die Briefe ihres Bräutigams selbst zu antworten im Stande ist. Ich bin

Ihre fleißige Leserin,
Theodora.

Mein Herr!

Vielleicht fehlt es Ihnen zuweilen an Anlaß zu Ihren Blättern, und meine Umstände geben Ihnen eine Materie an die Hand, die sie zugleich angenehm und nützlich machen können. Ich bin ein Mann ohne Ehrgeiz, von einer stillen Gemüthsart, und einer guten Gesundheit: Ich liebe die Freude, und mein Umgang ist nicht unangenehm, wie meine Freunde sagen. Ich besitze ein größeres Vermögen, als ich brauche,

um

um nach meiner Bequemlichkeit leben zu können, und meinen Kindern ein ziemliches Erbgut zu hinterlassen.

Sie werden nunmehr deswegen glauben, daß ich glücklich bin. Ach nein, mein lieber Herr, ich habe eine Frau, die alles verderbt, und die mir alle Vortheile meines Glückes, meines Temperamentes, und meiner Gemüthsart nimmt. Ich bin traurig, trotz meiner lustigen Gemüthsart; ich lebe in Armuth, trotz meines Vermögens, und ich habe doch so große Lust, dasselbe zu genießen, und ich bin immer unpäßlich, trotz der besten Gesundheit von der Welt.

Unterdessen sieht meine Frau, diese unglückliche Frau, durch die mir alle Mittel glücklich zu seyn in meinen Händen verloren gehen, liebenswürdig aus; sie liebt mich zärtlich, und ich liebe sie von ganzem Herzen.

Sie ist vielleicht eifersüchtig, werden sie sagen: Nein, es ist ihr niemals der geringste Dunst von Eifersucht in den Kopf gestiegen. Wenn das ihre Krankheit wäre, so wollte ich sie bald davon befreien. Ich lasse die Frau eines andern in Ruhe; die meinige gefällt mir, wie ich ihnen gesagt habe, und ich bin allzu bequem, daß ich mir die Mühe geben sollte, verhuht zu seyn. Woher kommt es also, daß sie mein Unglück ist? Daher, daß sie geizig ist, und so ausschweifend geizig, daß sie für den größten Geizhals mehr ein Gegenstand der Bewunderung, als ein nachahmliches Beispiel seyn würde. Um den ganzen Fleiß ihres Geizes getreu zu beschreiben, unterdrücke ich eine vollkommene umständliche Erzählung desselben aus Liebe zu den Geizigen, die ich noch als meine Nächsten ansehe, ob ihnen gleich viele Personen diese Eigenschaft streitig machen. Diese armen Leute könnten sich vielleicht bey dem Anblicke von vielen tausend kleinen Ausgaben hängen, die sie seit langer Zeit haben, und für unumgänglich notwendig halten, und die meine Frau, welche geschickter als sie ist, zu ersparen das Geheimniß erfunden hat.

Ueberdies bin ich ein allzugetreuer Unterthan des Königs. Wenn ich alles genau erzählen wollte, so müßten viele Dinge

Dinge vorkommen, die seinen Nutzen beleidigten, und einen grossen Theil der hiesigen Kaufleute beträfen; ja ich kenne Ursache seyn, daß viele Banquerut machen müßten.

Meine Frau schreibt zum Exempel keine Briefe, und empfängt auch niemals Briefe. Zu einem Briefe gehört ein Bogen Papier. Wenn man Briefe erhält, so muß man Porto bezahlen. O, sie werden, wenn es ihnen gefällt, wohl sehen, wie schlimm es mit dem Papierhandel und mit den Einkünften der Post stehen würde, wenn alle Geizige wie meine Frau dächten.

Das ist noch der geringste von den Artikeln, die ich anführen könnte. Alle Tage erfindet sie neue Arten zu sparen, die, wenn sie in Aufnehmen kommen sollten, die Köche, die Künstler und die Handwerker zu Grunde richten, alle Waaren den Wärmern zur Beute überliefern, zwei Dritttheile von den Katrofen abbanken, die Mannfacturen aufhören lassen, und der Republik Holland den Untergang zuwege bringen würden, weil sie ihre Eswaaren nicht mehr würde verkaufen können. Die Schifffahrt würde zu Grunde gehen, weil der Handel ganz unnütz wäre.

Ich und meine Kinder hatten einmal zu Wittage eine grosse Lust zum Essen: man setzte uns eine so mächtige Mahizeit auf, daß ich noch einen Braten an den Spieß stecken ließ. Meine Frau erblaßte, als sie diesen verdamnten Braten sah; sie dachte sogleich nach, diese Ausgabe einzubringen, und durch einen Streich ihrer Sparsamkeit den Schaden zu ersetzen, den unsre Unmäßigkeit mit Willen verursachte.

Die Stunde zum Abendessen erschien; zwei hungrige Gratus lauten würden gewiß an demjenigen, was man auf den Tisch setzte, nicht zu viel gehabt haben. Wahrhaftig, ich und meine Kinder veränderten nunmehr unser Scits die Gesichtsfarbe auch. Aber meine Frau, sagte ich zu ihr, es ist nichts zu essen da. Sie irren sich, sagte sie; denn ich werde nicht zu Abend essen. Ihr Magen ist sehr glücklich beschaffen, scherzte ich mit einem gezwungenen Gesichte; allein ich sage es ihnen, daß der meinige sich nicht so gut behelfen kann. Hiernach als ich einen Dissen, weil ich Mangels wegen nicht zweien essen konnte, ich hätte sie denn einem andern stehen müssen. Hiernach auf begeh ich mich hinweg. Zwei Stunden darauf fiel meine Frau in Ohnmacht, bloß deswegen, weil sie nüchtern war. Ich gieng zu ihr, ich bat sie, daß sie essen möchte; allein sie war nicht dazu zu bringen. Lassen sie mich gehen, sagte sie, der Braten, den ich nicht habe verbauen können, ist Schuld daran. Ich hätte für seine Unschuld wetten wollen, denn sie hatte ihn nicht einmal gekostet.

Sie

Sie begreifen wohl, mein Herr, daß diese fast ewige Enthaltensart ein mattes Wesen auf allen Gesichtern meines Hauses ausbreiten muß; ich glaube auch, wenn ich einmal wieder nach Hause kehre, in eine Wästen zu kommen, denn es herrscht eine so traurige Ruhe daselbst; die Küche ist so kalt; meine Kinder sehen so finstern und ernsthaft aus; ihr Blut hat allem Ansehen nach so wenige Lebensgeister; ich selbst bleibe bey dem Anblicke alles dessen so niedergeschlagen und bekümmert, daß mich igt, indem ich solch, erzähle, eine Schwermuth, und ein Schaudern über den ganzen Leib überfällt, ob ich gleich von Hause abwesend bin.

Sie werden nicht ermangeln, mir zu sagen, daß ich Herr bin, und daß ich mich an meine Gesälligkeit halten mag, wenn ich dabey leide. Es ist wahr, ich habe mich Zeither noch nicht entschließen können, mit einem standhaften Tone zu meiner Frau zu sagen: Ich will. Ich bin der schwächste und bequinst Mann von der Welt, und der größte Feind vom Lermen, zumal bey Leuten, die ich ein wenig liebe, und ich sehe solches wohl. Das macht, daß meine Frau nach ihrem Gefallen mager wird, daß ich beständige Kopfschmerzen habe, und daß meine Kinder weder fett noch gekleidet werden; ich sage nicht gekleidet, denn im Sommer erstickt sie, und im Winter jammern sie, weil meine Frau keine Jahreszeiten kennt. Was die Kleidungen anbetrifft, so war sie das legtemal, als sie einige kaufte, so verdrießlich und böse darüber, daß ich sie in ihrem Zimmer überraschte, wo sie ernsthaft nachdachte, ein Mittel ausfindig zu machen, damit sie derselben gar entbehren könnte. Ich erwartete, daß sie ehester Tages das gesuchte Mittel erfunden haben wird.

Wissen sie, mein Herr, wie ich mich verhalte, wenn mir die Eitelkeit einmal ausreißen will? Ich halte meinen Zorn zurück, gehe geschwind aus meinem Hause, und eyle auf der Stelle fort, um ein ganz neues Kleid für sie anzunehmen. Dießs Kleid ist mehr oder weniger prächtig, nachdem mein Zorn größer oder kleiner ist. Vor zween Monaten war ich so aufgebracht, daß ich ihr ein Kleid vom goldnem Stoffe ausnahm. Sie fiel im Ohnmache, als sie dasselbe sah, und ich hatte sechs Monate lang Ruhe. Hieraus fing sie von neuem an, und spielte mir die vergangenen Tage einen so wirtschaftlichen Streich, daß ich sogleich hinlief, und ihr eine prächtige und kostbare Flügelhaube kaufte. Dießs brachte sie zurechte; sie wurde auf einige Zeit gleichgültig, und versprach es mir, daß sie sich bessern wollte. Allein aufrichtig zu reden, diese Züchtigungen werden mir beschwerlich. Weil sie ihre Blätter liest, die ich ihr leih, so wünschte ich, daß sie in einem ihrer Blätter es versuchten, mich durch Betrachtungen aufzurichten, die sie über ihren Geiz erröthen machten, und mir den Einkauf der Ruthen, womit ich sie Zeither gezüchtigt habe, ersparten.

Wenn sie nichts ausrichten können, so ist mein Entschluß ge-

faßt, ihrer los zu werden, nicht, als ob ich Eisen oder Gifte zum tödtlichsten wider sie brauchen wollte; das will ich nicht sagen. Ich habe, sie zu tödten, unschuldigere Mittel, die alle gerichtliche Untersuchung auslachen, und wie mich dünkt, mein Gewissen nicht beleidigen. Ich will sie nicht umbringen, ich will nur Ursache an ihrem Tode seyn, und zwar eine ganz entfernte. Ich will ihr das Leben durch einen spaßhaften Streich nehmen, und wahrhaftig der Spass ist nicht verboten, wenn er artig ist. Sie sollen davon urtheilen.

Es sind schon zehn oder zwölf Jahre, daß, wenn ich mich lustig machen, meine Freunde besuchen, und sie bewirthet will, ich sie in ein kleines Haus bitte, welches ich gemiethet habe, ohne daß meine Frau es weiß. Ueberdies mache ich mir zuweilen auf dem Lande eine Freude; ich führe Frauzimmer in die Schauspiele; ich spiele, und von Zeit zu Zeiten verliere ich. Meine Frau weiß nichts von alledem, und ich habe aus einer geheimen Abndung, daß sie es einmal gar zu arg machen würde, und ich unmöglich länger mit ihr möchte leben können, die Vorsicht gehabt, ein Verzeichniß von meinem Verluste, und von allen meinen andern Ausgaben zu halten. Ach das ist das Verzeichniß, womit ich sie umbringen will, mein Herr; das ist mein Dolch; er ist im guten Stande; er wird sie nicht verfehlen; die Zahl der darauf geschriebenen Summen beläuft sich auf zwanzig tausend Franken; ich halte ihn immer bereit. Gestern hatte ich meine Waffen schon aus meinem Schreibpulte gelangt; ich wollte meinen Streich vollstrecken; meine Gemüthsart war niemals noch so sehr mörderisch gewesen; kurz, meine Frau hatte nur noch einen Augenblick zu leben. Ich gieng in ihr Zimmer; sie war an ihrem Nachttische; sie hat die schönsten Haare von der Welt; sie hingen um sie herum; das gab ihr eine so freundliche Bildung, und sie lächelte so munter, als sie mich sah, daß sie mich entwaффnete. Ich hatte das Vermögen nicht, mein Papier aufzuwickeln, und es ihren Augen zu zeigen; kurz, meine Zärtlichkeit gab ihr Quartier. Allein, mein Herr, ich merke wohl, daß ihr Tod nur aufgeschoben ist. Ich kann es nicht länger ausstehen; ich bitte sie, erretten sie ihr das Leben; predigen sie, so gut sie können, und bewahren sie dieselbe vor einem jähligen Tode, den ich ihr zuzubereiten immer in Versuchung gerathe. Ich erwarte diese Gvogenheit mit der größten Ungedult von ihnen, und bin u. s. w.

N. S. Eigentlich habe ich diesen Brief nicht selbst geschrieben, sondern nur übersetzt. Ich wollte ihnen meine Noth klagen, und da fand ich den Brief eines Mannes von meiner Art im Zuhauer des Herrn Martvaux. Ich befinde mich in ähnlichen, obgleich weit wahrscheinlicheren Umständen. Ich habe einen Dolch, der fast eben so gut, wo nicht noch besser ist, weil ich die Ausgaben, von denen meine Frau nichts weiß, noch nicht bezahlt habe.

Der Schutzgeist.

Zwey und dreyßigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 15 December 1746.

Mein Herr!

Ich gehöre unter diejenigen Unglücklichen, die ihre Noth in der Stille ertragen; und sich dieselbe auf keine andere Weise erleichtern können, als wenn sie ihr Unglück Freunden erzählen, welche, wenn sie gleich nicht helfen können, doch Mitleiden mit ihnen haben. Ich trage mein Unglück schon dreyßig Jahre, und habe meine Thränen darüber nur unter den Augen meiner vertrauesten Freunde vergossen; ich kenne sie, mein Herr; sie haben in ihren Blättern so viele Empfindungen eines Menschenfreundes geäußert, daß ich mir die Erlaubnis nehme, sie unter die Zahl meiner vertrauesten Freunde zu rechnen. Ich bin in meinem siebenzigsten Jahre, und mein Unglück ist meine Frau.

Stellen sie sich einen Mann vor, welcher schon zweyen lebenswürdige Frauen gehabt hat, die ihren Willen den seinigen seyn lassen, wie sein Wille der ihrige gewesen, über die er nur einmal klagen mußte, der sich niemals mit ihnen verfühnen dürfen, mit einem Worte, einen Mann, welcher auf die vollkommenste Weise von ihnen geliebt worden ist. Die Umstände seines Hauses nöthigen ihn, nach dem Tode seiner ersten beiden Frauen, eine dritte Gehülfinn aufzusuchen. Er will ein tugendhaftes Frauenzimmer lieben; er kennt ein Haus, wo die Töchter sehr eingezogen leben müssen; die älteste von dem Hause gefällt ihm wegen ihres stillen und sittsamen Wesens; sie hat ausserdem viele äußerliche Reizungen; sie besitzt einiges Vermögen; er liebt sie, und erhält ihr Wort, daß sie ihn wieder lieben will. Dieses stille und sitzame Frauen-

zimmer ist kaum einige Wochen seine Frau, als sie sich in ein eigensinniges, herrschsüchtiges, troßiges und zänkisches Weib verwandelt. Alle Vorstellungen, alle Beweise der aufrichtigsten Zärtlichkeit, aller Gebrauch der Herrschaft des Mannes können sie nicht bessern. Mit ihren Jahren nehmen ihre Fehler zu, und die guten Eigenschaften verringern sich. Das Unglück dieses Mannes wird täglich grösser. Dieser unglückliche Mann, mein Herr, bin ich.

Mein Haus ist ein immerwährender Aufenthalt der Seufzer, der Klagen, der Unruhe, der Sorgen, und des Streites. Die vornehmsten Leidenschaften meiner Frau sind die Herrschsucht und der Eigensinn. Vor vielen Jahren war sie geizig, weil sie eigensinnig war, ist wird sie geizig, weil sie alt wird. Ich kann nicht sagen, mein Herr, ob meine Frau irgend eine wirklich gute Handlung verrichtet, weil ich nicht weiß, wenn sie etwas löbliches thut, ob ihr Eigensinn, oder ihr Ehrgeiz Ursache daran ist. Zu gewissen Zeiten sollten sie dieselbe für die vernünftigste und liebenswürdigste Frau halten; das ist nur das Unglück, daß sie es so selten ist; zu andern Zeiten würde sie ihnen als eine Furie vorkommen. Sie sollten sie zuweilen Armen Almosen geben sehen, und sie sollten denken, daß sie mein ganzes Vermögen mit Wohlthaten lange schon verschwendet haben müßte. Sie sollten sie zu andern Zeiten wieder sehen, so würden sie dieselbe für die unbarmherzigste Frau halten. Kurz, sie ist leutselig, sie ist mürrisch, sie ist geizig, sie ist freygebig, sie ist zärtlich, sie ist unempfindlich, sie ist zänkisch, sie ist verträglich, weil sie eigensinnig und nunmehr auch alt ist; niemals aber ist sie gehorsam und demüthig; denn sie ist herrschsüchtig.

Ich höre zuweilen unten in meinem Hause einen entseßlichen Lärm; ich sitze oben in meiner Stube, und habe mit den Geschäften meines Berufes zu thun; ich eile hinunter. Meine Frau lermt; sie klagt mir die Ohren von der Halsstarrigkeit und von dem Ungehorsame meiner Bedienten voll. Ich frage, was es ist. Meine Bedienten haben gethan, was ihnen

ihnen meine Frau gestern befohlen hatte, sie hatte ihren gegebenen Befehl vergessen, und weil ihr niemand widersprach, widersprach sie sich selbst. Das ist ein seltnes Glück, wenn ein Bedienter sechs volle Wochen bey uns auswartet.

Sie versteht die Kunst, die Begierden derjenigen, über welche sie zu gebieten hat, vollkommen zu zwingen, und nach ihren Willen einzurichten. Meine Töchter sollen neue Kleider bekommen; sie fragt sie, welche Farbe ihnen gefällt, oder misfällt. So bald sie ihr Urtheil gesagt haben, so läßt sie ihnen Kleider von der Farbe machen, die ihnen nicht gefällt. Dieses ist zwar nur eine Kleinigkeit, allein in Sachen von größrer Wichtigkeit verfährt sie eben so. Man muß immer etwas unbilliges begehren, damit ein billiges Verlangen erfüllt werden möge. Doch dieser unschuldige Betrug muß mit vieler Kunst eingerichtet werden, wenn er glücken soll; widrigenfalls ist man in Gefahr, immer ein Betrüger von ihr gescholten zu werden.

Wenn ich haben will, daß von meinen Bedienten diese oder jene Befehle ausgerichtet werden sollen, so muß ich solche geben, welche meinem eigentlichen Willen gerade entgegen sind. Denn ich weiß aus einer langen traurigen Erfahrung, daß meine Frau, um ihr Ansehen zu zeigen, immer das Gegentheil von meinen Befehlen gebietet.

Sie ist eine grosse Freundin von Verwirrungen und Unordnungen in Familien. Ich habe fünf Kinder, zwey Töchter von ihr, und drey Söhne aus meiner andern Ehe. Meine größte Freude ist diese, daß diese Geschwister einander sämmtlich auf das herzlichste lieben. Meine Frau suchte diese Eintracht gern zu stören, wenn es ihr möglich wäre. Sie verklagt ihre Stiefkinder immer bey ihren leiblichen Kindern. Welch ein Glück für die Welt, daß sie nicht vornehmer ist. Sie sollte eine Königin seyn; in Europa würde niemals Friede.

Sie ist arm oder reich, nachdem es ihrem Eigensinne gefällt. Sie geht in der Stadt hin und her, und beklagt sich

sich so sehr, als ob sie die unglücklichste Frau von der Welt wäre, die nur noch auf vier Wochen auskommen könnte, und hernach genöthigt seyn würde, von der Gnade andrer Menschen zu leben. Wenn sie in der Verfassung zu klagen ist, so geht es allen andern Menschen wohl, und ihr allein übel, so ist der Himmel ungerecht, so lasse ich zu viel aufgehen, so kostet die Haushaltung zu viel, so sind schwere Zeiten, so entziehe ich ihren Kindern alles, so wird die Welt von Tage zu Tage schlimmer, so ist alles gottlos, so betet niemand mehr, so leben die Menschen wie die Henden, so wird es noch ärger in der Welt werden.

Sie ist sparsam, sie hält alles wohl zu rathe, sie läßt nichts umkommen, und sie verschwendet mit aller ihrer Wirthschaft, Häußlichkeit und Sparsamkeit mehr, als mir eine Frau kosten würde, die alle Französischen Moden mitmachen wollte.

Was mein Unglück noch größer macht, ist dieses, daß mich niemand für unglücklich halten will. Man soll nicht wünschen, daß sich jemand unvernünftig aufführen möge; aber mein Unglück würde erleichtert werden, wenn meine Frau bey andern sich so unvernünftig, als zu Hause auführte. Sie wird fast von allen, die nicht tägliche und persönliche Zeugen meines Unglückes sind, für die vernünftigste und lebenswürdigste Frau gehalten. Sie hat sich meines hohen Alters so wohl zu Ruhe zu machen gewußt, daß man nicht mich, sondern sie bedauert. Sie hat die allgemeinen Lehrsätze, daß die Alten verdrießlich sind, daß man ihnen nichts nach Gefallen machen kann, daß sie sich immer über alles beschweren, so geschickt auf mich angewendet, daß ich für den unbequemsten und beschwerlichsten Mann von der Welt angesehen werde. Die arme Frau, sagt man, mag bey ihrem alten Manne wohl recht viel auszustehen haben.

Ich werde zu gefällig gegen meine Frau seyn, werden sie, mein Herr, vielleicht sagen; ich werde die Rechte, die ein Mann in den Händen hat, nicht gebrauchen. Was soll ich
ansan-

anfangen? Ich habe ihr die ernsthaftesten Vorstellungen von der Welt gethan; ich habe Bitten und Verweise zu ihrer Besserung gebraucht; aber es ist alles vergebens. Wenn ich es auf einige Augenblicke zuweilen vergesse, daß ich sie liebe, und daran gedacht habe, daß ich Mann und Herr bin, so habe ich mein Elend nur grösser gemacht. Sie besüßt das Geheimniß, mich auf das empfindlichste zu kränken. Sie macht alsdann die vortheilhaftesten Abbildungen von meinen ersten Frauen, die sie sonst so abschilbert, daß man denken sollte, sie wäre eifersüchtig auf sie, und hernach sagt sie mir mit einem Tone, der voller Vorwürfe ist, daß diese lebenswürdigen Frauen sehr frühzeitig gestorben wären, und sie setzt die bosshafte Frage hinzu, ob ich gern noch einmal heyrathen wollte, und ob sie schon zu lange für mich gelebt hätte? Darauf schweige ich, mein Herr, und begeben mich hinweg, sie meine Thränen nicht sehen zu lassen.

Mein Unglück muß am längsten gedauert haben. Der Kummer wird so mächtig, als die Zeit seyn, und meine traurigen Tage bald endigen. Ich sehe dem Ende derselben gelassen entgegen, ich würde sogar freudig auf dasselbe warten, wenn ich nicht die Unruhen und Zwistigkeiten voraus sähe, die meine Frau erregen wird, wenn sie mich die Wirkungen ihres Eigensinnes und ihrer Herrschsucht nicht mehr wird empfinden lassen können. Ich bedaure alle meine Kinder!

Ihre Blätter, mein Herr, werden von vielen gelesen. Sollte meine Frau nicht eine vernünftigere und bessere Frau seyn, wenn sie eine bessere Erziehung gehabt hätte? Stellen sie es allen Eltern vor, daß sie es mit zu verantworten haben, wenn ihre Töchter rechtschaffne Männer unglücklich machen. Ich bin

Mein Herr,

Hamburg,
den 10 December.

Ihr trauriger Freund,
Alceß.

Wie

Wie sehr ist dieser ehrwürdige Greis nicht zu bedauern! Er kann sein langes Daseyn auf der Welt mit vielen Verdiensten, und mit unzähligen edlen Handlungen erweisen, und dieser Greis, der aller Zärtlichkeit einer Frau vollkommen werth wäre, muß von einem Weibe gequält werden. Wer kann ihn von seiner Qual befreien? Alcest muß sich damit aufrichten, daß er durch seine Frau seine Gedult, seine Großmuth und seine Standhaftigkeit verherrlichen können. Wie wenig Männer würden dieses Trostes fähig seyn; allein Alcest ist auch über die meisten Männer erhaben. Dieses will ich nur damit beweisen, daß er mit den igeigen Zeiten nicht unzufrieden ist. Man hat ihn noch niemals klagen gehört, daß die Zeiten schlimmer geworden wären, da sie sich doch in seinem Hause so merklich verschlimmert haben.

Seine Frau besitzt verschiedne gute Eigenschaften; dieses beweist ihre natürliche Fähigkeit zum Guten; sie ist eigensinnig und herrschsüchtig; dieses beweist ihre schlechte und verzärtelte Erziehung. Sehr viele Eltern haben die größte Freude, wenn sie nur Kinder haben; die Kinder mögen der Freude würdig werden oder nicht. Sie vernachlässigen sehr oft die Erziehung der Töchter. Auf die Söhne wird noch eher Sorgfalt und Fleiß gewendet; allein mit den Töchtern ist man zufrieden, wenn sie nähen, stricken, spinnen und kochen, und so lange sie noch unverheyrathet sind, die Augen niederschlagen, und zuweilen roth werden können. Bey der Erziehung der Töchter sollte vornämlich darauf gesehen werden, daß man ihnen die Pflichten bezubringen suchte, die sie dereinst im Ehestande gegen ihre Männer zu beobachten haben. Allein wie viele sind nicht, welche eine Sünde wider die Unschuld ihrer Töchter zu begehen glaubten; wenn sie ihnen davon einen weitläufigen Unterricht geben ließen. Diese Materie, die von wenig Sittenlehrern ausführlich abgehandelt worden, erfordert mehr Raum zu einer ordentlichen Ausführung, als mir noch übrig ist. Ich will mir vorher die nöthigen Nachrichten dazu durch meinen Schutzgeist sammeln lassen.

Ich

Ich will noch einige Auszüge aus Briefen an mich, nebst den Antworten, welche der Secretair meines Schutzeiſtes darauf gegeben hat, meinen Leſern mittheilen.

Auszug aus dem Schreiben eines Philosophen.
Ob ich gleich die Erklärung, was der Eheſtand *ist*, in vielen Sittenlehren gefunden habe, ſo iſt mir doch der gewöhnliche Begriff davon nicht zureichend vorgekommen. Alle Erklärungen ſollen nach dem Sprachgebrauche eingerichtet ſeyn, und gleichwohl iſt die gewöhnliche Erklärung in vielen Fällen in der Anwendung nicht brauchbar. Ich habe auf eine neue Erklärung geſonnen, welche allgemeiner ſeyn ſollte; allein ich habe immer viele Einwendungen dagegen gefunden. Die Erklärung wird niemand beſſer geben können, als derjenige, welcher Gelegenheit hat alle Ehen kennen zu lernen, und dieſer iſt der Vertraute ſeines Schutzeiſtes.

Antwort.

Mein Herr!

Wenn ſie wiſſen wollen, was die Dinge ſind, und nicht, was ſie ſeyn ſollen, ſo wird man ſich genöthigt ſehen, die meiſten Begriffe in der Philoſophie umzuſchmelzen. Die Erklärungen von einem Helden, von einem Richter, von einem groſſen Geiſte, von einem Fürſten, von einem Geiſtlichen, von einem ehrlichen Manne, und eben alſo auch von Eheleuten, werden, wenn man nach der Erfahrung, und nach denen Perſonen, die dieſe Namen führen, nicht ſelten falſch befunden werden. Ich habe ſonſt geglaubt, daß man nach dem Zuſtande der meiſten Eheleute „den Eheſtand durch den Zwang, nach welchem zwei Perſonen, ſo lange ſie leben, bey einander wohnen müſſen, am beſten erklären könnte;“ allein ich habe geſehen, daß Perſonen in ganz verſchiednen Häuſern wohnen, und doch Eheleute heißen können.

Der Secretair des Schutzeiſtes.

Ausg

Auszug aus dem Schreiben der Frau Delila. Hat ein Mann wohl Ursache seine Frau für ungetreu zu halten, wenn sie nicht alle Stunden zu Hause sitzen bleibt, und gegen die Personen vom andern Geschlechte nicht unhöflich ist?

Antwort.

Madame!

Zuweilen.

Der Secretair des Schurkegeistes.

Auszug aus dem Schreiben des Thomas Jung. Ich bin noch nicht lange in der Welt gewesen. Meine Eltern haben mich angehalten, bey allzu freyen Neben, und bey Gesprächen, die viele Leute für munter halten, so gottlos sie auch sind, roth zu werden, oder zu erschrecken. Wenn ich das erste gethan habe, so hat man mir imhinein zugeredet: ich sollte nicht so ehrbar und züchtig, wie eine Jungfer, sondern sein galant seyn; bin ich über Gotteslästerungen erschrocken, so hat man mir zugesprochen: ich sollte nicht so blöde seyn, sondern frey und aufgeweckt werden. Erklären sie mir doch diese Sprache, die mir ganz fremd vorkommt.

Antwort.

Mein Herr!

Die Sprachen verändern sich mit den Zeiten. Vordem, da Jungfrauen über allzu freye Scherze und Zweydeutigkeiten zum wenigsten doch noch hinter dem Spiegel lachten, hatten die Weiber züchtig, ehrbar, jungfräulich und andre mehr noch eine gute Bedeutung. Aber seitdem die Leute, die mit aller möglichen Bequemlichkeit und mit allen erlaubten Ergötzlichkeiten, zu welchen ihnen das Glück keine Vortheile geschenkt hat, tugendhaft seyn könnten, am Laster eine größte Freude haben, werden die Zucht, die Ehrbarkeit und die Jungfräulichkeit unter die Fehler gerechnet, und heißen bey den Leuten, die man für klug hält, weil sie vornehm sind, Einfalt und Mangel der Lebensart. Bey demjenigen, welcher über Gotteslästerungen, als über sinnreiche Einfälle lacht, werden die Vernünftigen, welche darüber erschrecken, für Narren gehalten, weil sie noch keine sind.

Der Secretair des Schurkegeistes.

Der Schußgeist.

Drey und drenzigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 23 Decem-ber 1746.



Die Gesellschaften haben in Ansehung ihres Werthes, und der Vortheile, die sie uns verschaffen, viele Aehnlichkeit mit den Büchern; keine Schrift ist so elend, aus welcher wir nicht einigen Nutzen erpressen können, und keine Gesellschaft ist so schlimm, die uns nicht auf eine oder die andre Weise vorthellhaft seyn kann; der größte Unterschied zwischen ihnen besteht darinnen, daß man jene nicht lesen darf, oder daß, wenn man in die Noth kömmt, sie in die Hände zu bekommen, oder durch ein äußerliches verführerisches Ansehen von ihnen auf einige Augenblicke hintergangen zu werden, es uns frey steht, sie gleich wieder wegzulegen und zu vergessen, da man hingegen oft genöthigt ist, einen beträchtlichen Theil seiner Zeit in elenden Gesellschaften zuzubringen. Ich habe zuweilen das Unglück darinnen zu seyn; allein immer so viel Gewalt über mich, daß sie mich nicht verdrießlich machen, und ausserdem, daß ich in schlimmen Gesellschaften so stumm, als der Zuschauer bin, so überlasse ich meinen Geist solchen Betrachtungen, welche durch die Gelegenheit veranlaßt werden, und sowohl mir, als andern nicht ganz unnütz seyn können. Ich will heute meinen Lesern eine Probe davon geben.

Ich that neulich eine Reise nach Lübeck; auf der Post befanden sich ausser mir ein Kaufmann, ein Frauenzimmer, und ein Mensch, von dem man dem ersten Anblicke nach mei-

ter keinen Character haben konnte, als daß er nicht übel gebildet war, und ein reiches Reisefleid trug. Die Charactere dieser Personen werden meine Leser leicht aus der Folge der Geschichte kennen lernen, und ich will mich also nur, ehe ich weiter erzähle, eine kleine Abbildung von dem äußerlichen Ansehen des Frauenzimmers, das bey uns war, machen. Eine Person, welche ihr sechszehntes oder siebenzehntes Jahr noch nicht überlebt haben konnte, von einer artigen Gesichtsbildung, deren Jugend schon zu altern schien, und einer Blume gleich, welche zwar nicht lange aufgeblüht ist, aber doch unter den frischen Blättern schon viele verwelkte zeigt, eine Person, deren Augen zwar feurig und lebhaft gewesen seyn mußten, ist aber schon zu sterben anfangen, die man in Ansehung ihrer Kleidungen nicht einmal bis zur Hälfte ihres Körpers betrachten durfte, indem sie, was den Kopfschmuck anbelangte, vornehm war, die übrigen Kleidungen aber als Zeugen des Elendes und der Dürftigkeit an sich trug, eine Person, deren Hände zwar nicht durch viel Arbeit rauh und hart gemacht, durch den Hunger aber der vornehmsten Reizungen beraubt worden waren, eine solche Person war unser reisendes Frauenzimmer, nach dem Bilde, das uns die Augen von ihr machten. Eine allgemeine und tiefsinnige Stille herrschte anfangs unter dieser kleinen Gesellschaft, allein ich glaubte, daß diese Stille nur eine Vorbereitung zu den Gesprächen wäre, welche bald vorfallen würden. Ich suchte also durch die Hilfe meines Schutzgeistes, den ich zu einem beständigen Begleiter bey mir habe, die Gedanken dieser Personen kennen zu lernen. Ich näherte mich zuerst der Seele dieses Frauenzimmers. So viel konnte ich deutlich wahrnehmen, daß ihre Seele sehr viel mit sich selbst redete, allein sie redete so leise, daß ich sie nicht ganz verstehen konnte. Sie glich denen Personen in Gesellschaften, welche zwar etwas sprechen, aber solches, nach dem gemeinen Ausdrücke, nur in den Bart hineinmurmeln, daß man von ihren Reden kaum die ersten und letz-

ten Worte verstehen kann. Ich könnte so viel hören, daß das Gewissen immer zu reden anfang, durch die andern Neigungen und Leidenschaften aber, welche sich so sehr in die hintersten Hölen ihrer Seele versteckten, daß ich sie nicht völlig sehen konnte, immer in seinen Reden unterbrochen und gestört wurde. Ich sah wohl, daß ihre Seele von Einwürfen, Fragen und Widerlegungen voll war, welches ich daraus schloß, daß ich immer ja und nein, und wie soll es aber werden? und wie aber; und doch, und nein nein, und dennoch in ihrem Gemüthe vernahm. Vielleicht möchte sich die Seele dieses Frauensimmers nicht getrauen, mit sich selbst laut zu reden, oder sich ihrer Reden bewußt zu seyn.

Meine Seele begab sich darauf zur Seele des jungen Herrn, der bey uns war. Wie laut und vernehmlich redete diese nicht! Es war nicht anders anzuhören, als wenn viele Personen in einem Zimmer auf einmal zugleich geredet hätten. Alle Begierden und Leidenschaften waren recht groffe Plauderer; das Gewissen aber saß in einem Winkel ganz einsam und verachtet; und es schien, als ob ihm ein Schloß an dem Mund gelegt worden wäre, das es zu zerbrechen sich bearbeitete, aber nicht damit zu Stande kommen konnte. Nach und nach schien es müde zu werden und einzuschlafen. Zuerst redete seine Schmähsucht lange von denen Personen, welche in seiner Gesellschaft waren. Ihre ersten Reden betrafen mich. Er sah mit einem Auge, das voll Verachtung war, meinen Körper an, welcher fast ohne alle Bewegung war, weil ich ihn gewöhnt, die meiste Zeit wenig Bewegungen zu machen, und weil er ißt, da sich meine Seele aus ihm entfernte hatte, zu schlafen schien. Was muß der vierzig jährige Murrtopf für ein Kerl seyn, sagte die Schmähsucht. Es ist gar kein Leben an ihm. Wie einfältig sieht er nicht aus. Was sein Kleid einfach und altdäterisch ist! Er mag wohl ein armer Teufel seyn! Hier fiel der Schmähsucht die Eigenliebe ins Wort. Ich sehe ganz anders aus, sagte sie. Alles lebt an mir.

Das

Das ist nur mein Reiselcid, und ist so schön; wie sollten diese Leute grosse und erstaunte Augen machen, wenn sie mich in meinem völligen Glanze sähen. Indem sie dieses sagte, bewegte sich sein ganzer Körper auf eine, seinem Bedünken nach, muntre Art, und seine Augen schweiften von unsern Kleidern auf die seinigen, und stellten eine sehr critische und ihm vortheilhafte Vergleichung zwischen ihnen an. Die Schmähsucht fuhr fort und sagte ganz verächtlich: Ha, das ist ein Kaufmann. Mehr braucht man nicht von ihm zu sagen. Welch ein bürgerliches Geschöpf! Die Ungerechtigkeit und der Leichtsinn unterbrachen sie und sagten: Wenn wir ihm doch etwas schuldig wären; unsre Freude wollten wir daran haben, wenn er mich mahnte, und ich ihn nicht bezahlte. Die Schmähsucht fuhr wieder fort, und sagte: Ja ja, das ist ein Frauenzimmer, welches reist. Wenn sie das noch nicht ist, was ich denke, so wird sie es wohl noch werden. Das Mägdchen sieht toll genug aus; aber ihre Unschuld, wenn sie dieselbe ja noch besitzt, wird sie nicht hartnäckig beschämen. Wichtig gedacht, fing die Eigenliebe an; habe ich doch wohl eher Frauenzimmer in Adriennen überrunden, und wie manche Männer wurden über mich seufzen, oder fluchen, wenn sie meine Begebenheit mit ihren Frauen wüßten. Die unordentliche Begierde, welche schon lange mit Ungedult gewartet hatte, bis sie an das Reden kommen würde, hieß alle andern Leidenschaften schweigen, und trug ihre Anschläge auf dieses Frauenzimmer vor. Sie machte Ausrechnungen, was es kosten sollte, und es wurde von ihr festgestellt, was sie für Waffen gebrauchen wollte. Die längste Zeit redete sie von dem Vergnügen, das sie sich aus ihren Unternehmungen, die ihr nothwendig glücken mußten, versprach. Ich hatte nicht Lust, länger zuzuhören.

Ich begab mich nunmehr zur Seele des Kaufmannes. Ich mußte, ehe ich dahin gelangte, wie sie dachte, durch eine erstaunliche Menge von Zahlen, die sich in verschiedene Summen,

men, als in so viele Ordnungen theilten, und durch eine Menge Bilder von Wechselbriefen, Bücher, Rechnungen und Waaren. Er rechnete, und überzählte das Geld, um dessen Einfoderung er diese Reise unternommen hatte, und die Zinsen und Vortheile, die sie ihm in den künftigen Jahren einbringen sollten. Als er mit dieser Rechnung fertig war, so dachte er an das besitzende Frauenzimmer, und die erste Eigenschaft, die ihm von demselben befiel, war ihre Dürstigkeit. Sie mag auch wenig haben, das ist wohl ihr ganzes Vermögen, was sie an sich trägt. Seine Augen zählten sogleich die Stücke ihrer Kleidung zusammen, und die Seele machte einen Uberschlag, was alles kosten möchte. Wenn ich, was der dünne halbseidne Zeug zum Corsete, und der kalemantne Unterrock kostet, nach dem Preise rechne, um den ich diese Zeuge lasse, und ich werfe doch meine Waaren nicht weg, so kann sich alles nicht hoch belaufen. Das Kopfzeug macht noch das meiste aus. Wie unglücklich muß ein Mensch nicht seyn, wenn er so wenig hat! Ich denke zwar, daß es ein Frauenzimmer ist, das sich was verdienen kann, aber so ein Verdienst kann doch keinen Segen haben. Da lobe ich mir hier diesen Herrn; der mag erstaunlich viel Geld haben. Das Kleid, das er trägt, ist sehr kostbar. Wenn er doch unter meinen Kunden wäre. Wie viel sollte ich Profit gehabt haben, wenn er diesen reichen Zeug zur Weste, und das Gold, womit sein Kleid besetzt ist, bey mir ausgenommen hätte? Ich glaube, daß ich schon halb cent pro cent damit gewonnen haben würde. Ich muß doch sehen, ob ich so weit mit ihm bekannt werden kann, daß er künftig mein Gewölbe besucht. Diese jungen Herren achten das Geld gemeiniglich nicht. Da könnte ich an hundertten etwas verdienen.

An mich getraute er sich nicht recht zu denken, weil es schien, als ob er befürchtete, daß ich wohl auch ein Kaufmann seyn könnte. Er unterbrach die Stille zuerst, indem er sich mit dem Frauenzimmer in ein Gespräch einzulassen suchte.

Es friert sie wohl recht, sing er mit einem Besicht an, das

er so sehr ins Mitleidige einzurichten suchte, als sein Kaufmännisches Gesicht mitleidig werden kann; der Zeug zu ihren Kleidern ist sehr dünn. Der Kaufmann, wo sie ihn genommen haben, hat sie auch nicht recht gut bewahrt; ich habe ihn besser. Sie sind gewiß bey einer vornehmen Frau ein Kammermägdehen gewesen, und haben daselbst nicht viel Lohn bekommen, daß sie vielleicht wieder von ihr gehen? Oder haben sie vielleicht mit einem Bedienten etwas versehen, was das liebe Frauenzimmer gern versieht? Dieses sagte der Kaufmann mit Augen, die uns sehr Geheimniß-voll ansahen, indem er glauben mochte, daß er uns mit den lehrtern Worten recht viel zu errathen gäbe.

Was den Teufel, sing der junge wohlgekleidete Mensch an, reden sie da von diesem Frauenzimmer? Was soll sie bey einer vornehmen Frau gewesen seyn; sie hätte ihr ja ihren Mann untreu gemacht. Wenn sie was versehen wollte, so würde sie doch mit Bedienten nichts versehen; sie könnte wohl vornehmere Anbeter haben. Reden sie doch ehrerbietiger von einem solchen artigen Mägdehen. Nicht wahr, mein schönes Engelkind, mit mir, zum Exempel, möchten sie schon eher etwas versehen. Ha ha ha zum Teufel, was das für ein Gesicht ist, und damit faßte er sie mit beyden Händen bey den Backen, und sagte: sehen sie mich doch einmal an, meine Puppe; parbleu das sind Augen!

Das Frauenzimmer widerstand seinen plötzlichen und vielbes deutenden Galanterien, allein mit einer Art, daß es schien, als ob sie noch ganz widersprechende und widerwärtige Dinge mit einander vereinigen wollte. Es war, als suchte sie uns, auf die sie gar keine Hofnung gesetzt hatte, seinen mißlichen und ihr nachtheiligen Begriff bezubringen, und doch zugleich diesen jungen Unbesonnenen durch ihren Widerstand nicht zu beleidigen, noch ganz abzuscheuchen. Sie schlug die Augen nieder, allein ich ertappte einige von ihren Blicken auf dem schönen Kleide desselben, welches sie sehr zu loben schienen.

Der Kaufmann sah mittlerweile, daß dieser Anbeter keine Hände sprechen ließ, mit einer dummen Verwunderung zu, und lachte über alle Zweideutigkeiten, die derselbe sagte, als über die sinnreichsten Scherze. Seine Seele, die ich unterdessen betrachtete, verfaß sich

alle Augenblicke, daß sein Gesellschafter dem Frauenzimmer etwas schenkte, und wartete nur zu wissen, wie viel es denn würde. Weil der junge Herr mit seinen Einfällen ein wenig ruhete um neue zu sammeln, so fragte der Kaufmann das Frauenzimmer: Ob sie Eltern hätte? Nein: Wo sie in Hamburg gewohnt? Das wüßte sie nicht, wie das Haus hieß: Wo sie in Lübeck hin wollte? Zu einer guten Freundin, die sie verschrieben hätte. Ob man sie, fragte nunmehr der junge Herr, dastibst besuchen dürfte? Ja.

Ich war wohl diejenige Person in der Gesellschaft, der theils die Zeit am längsten, theils die ganze Comödie am meisten zur Last wurde. Ich habe mich gewöhnt, so lange es nur auf irgend eine Weise möglich ist, von einem Frauenzimmer das vortheilhafteste zu hoffen, weil das schwächere Geschlecht der Verbindung sogar sehr ausgesetzt ist. Allein die gute Meinung unsrer Gesährtin, welche ich freiwillig, und ohne daß sie durch dieselbe veranlaßt worden, angenommen, litt gewaltige Erschütterungen. Ich suchte alle möglichen Gründe und Entschuldigungen zusammen, sie zu unterstützen, und ihren Fall zu verhüten; allein endlich wurde sie ganz vernichtet.

Der junge Unbesonnene trieb seine Freyheiten immer höher, und es fehlte so gar viel nicht, daß er sich nicht über die alleräussersten Grenzen hinaus begeben hätte. Er wurde so vertraut mit ihr, daß er ihr schon in die Ohren redete, und man kann daraus schließen, es müsse, was er gesagt, so beschaffen gewesen seyn, daß es diejenigen, welche Freunde der Tugend und Unschuld sind, nicht, ohne zu erröthen, hören können. Endlich that er ihr einen Vorschlag, in welchen sie noch auf der Reise willigen sollte. Auf dem Wege, beantwortete sie diesen Antrag, so heimlich, als er geschehen war, muß man sich dem Wohlstande gemäß und artig aufführen; allein sie können mich in Lübeck besuchen. Ich will ihnen dastibst die Wohnung sagen, wo sich meine Bekannte aufhält.

Nunmehr, glaubte ich, wäre es Zeit die Begierden und Leidenschaften in der Seele dieses Frauenzimmers, welche sich vorher so zu verstecken gesucht hatten, deutlicher zu erkennen. Ich näherte mich derselben, und was sah ich nicht für häßliche Gestalten. Ich fand die Unschuld unter den Eigenschaften dieses Herzens nirgends, sondern an ihrer Statt um die Eigenliebe ein gewisses Gespenst, einen Schatten von Ehrbarkeit herumschweben, mit welchem sich dieselbe befriedigte. Ich sah den Betrug, der am geschäftigsten war, und die Wollust, die aber in dieser Seele nicht einmal bloß an Tischen saß, sondern überall ungestalt, und fast wie der Hunger aussehend. Das Gewissen wurde von diesem Gespenste so sehr erschreckt, daß es vom Eingange der Seele, wo sie sich mit dem Körper vereinigt, tiefer in die Seele hinein floh.

Allein ein Laster, welches sich noch einen Schein der Unschuld und Ehebarkeit giebt, zieht sich darum noch größter Verachtung zu. Kaum hatte sich unsre Gefährtin damit schmücken wollen, als sie selbst von ihrem Unbesonnenen auf das Aeußerste verachtet wurde. Er hielt mit seinen Liebsosungen und Galanterien inne, sah sie mit einem bittern Gesicht an, und erzählte ihre Antwort öffentlich. So wird das Laster selbst vom Laster verachtet!

Auf dem halben Wege verließ uns der Kaufmann, nachdem er den verguldeten Menschen mit aller Demuth eines Kaufmannes, die er annimmt, sobald er etwas dadurch zu verdienen hoffe, ersucht hatte, daß er in sein Gewölbe künstig, wenn er etwas brauchte, einsprechen möchte. Mir ist es gleichviel, antwortete derselbe, wo ich mein Geld ausbebe; es kann geschehen, und seine Seele steht hinzu: Ja ja, das erstemal wirst du bezahlt.

Die Stelle des Kaufmanns wurde durch eine Frau, welche nach Lübeck wollte, wiederum ersetzt. Sie war schon etwas alt, oder wenn sie das vierzigste Jahr noch nicht überschritten hatte, so waren doch ihre meisten Reizungen verblüht. Ihre vornehmsten Schönheiten entstunden durch ihre Kleidungen. Man erwäge nun selbst, was ihre Augen für ein unbarmherziges Urtheil wider unsre erste Reiskefährtin aussprachen. Sie ließ es dieselbe fühlen, daß sie eine Frau war, welche einen Mann hatte, der ihrem Eolze alle verlangten kostbaren Kleidungen verschaffen konnte. Das Frauenzimmer hatte zwei Verbrechen an sich, daß es nämlich jünger und schöner war; es gieng überdies in Kleidungen arm, und reifte; die Frau, die in unsre Gesellschaft kam, zog den Schluß daraus, daß es auch nicht mehr unschuldig seyn könnte. Es mochte dieses wohl seine Richtigkeit haben; aber es folgte nur nicht daraus, woraus es die Augen unsrer neuen Reiskefährtin folgerten. Die Wirthen des jungen Herrn bestätigten sie in ihrer Meinung. Sie war kaum auf die Kutsche, so fing sich das Gespräch von denen unversöhnlichen Feinden an, welche ihre Jugend nicht vertheu digten. Diese Frau machte die bittersten Satiren darauf, und ihre Augen deuteten diese Satire immer auf ihre junge Gefährtin, welche sich solches nicht anfechten ließ, und einschlief. Allein da diese Frau am heftigsten wider die Aufopferung der Ehre eiferte, erdeten schon ihre Blicke mit den Blicken des jungen Herrn vertraulich, als sie thun sollten, und mitten unter ihren Lehren von der Unschuld drückte sie demselben die Hand, mit der er die ihrige hielt. Ich näherte mich ihrer Seele, wo das Gewissen, an dem ich einige Narben zu entdecken glaubte, zur Eigenliebe sagte: sie sollte sich erinnern, wie in ihrer Jugend * * * allein die Eigenliebe ließ dasselbe nicht ausreden, sondern antwortete immer: Aber es ist ja nicht herausgekommen. Wie froh war ich, als ich in Lübeck ankam.

Der Schußgeist.

Vier und dreyßigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 29 Decem. Ser 1746.



o sehr sich die Zeit, die wir seit einigen Tagen zurückgelegt haben, durch das hohe Fest, welches darinnen gefeyert worden, von andern Zeiten unterscheidet, so habe ich doch wenig in derselben bemerkt, was mir höhere Begriffe von den Menschen beybringen könnte, als ich wirklich schon habe. Ihre Handlungen, welche sie darinnen vorgenommen, unterscheiden sich bey den meisten durch nichts, als durch einige Thorheiten und Ungereimtheiten mehr, die sie zu andern Zeiten nicht haben vornehmen können, weil sie zu andern Zeiten nicht Mode sind. Der Aberglaube, und sein Gefährte, der Knecht Ruprecht, ist auch in diesem Jahre von den Personen des mittlern Standes, und von einigen Vornehmen und Reichen, die ich noch unter denselben sehe, noch nicht aus unserer Stadt verwiesen worden, und man hat in diesen Tagen, wie ich durch gewisse Zeugnisse, und durch meine eigne Erfahrung überführt worden bin, nicht weniger, als im vorigen Jahre geklingelt, und gegen das, was uns die größte Ehrsucht beybringen sollte, keine größere Ehrsucht bezeugt.

Man weiß, daß die verflossnen Tage durch die Geschenke merkwürdig werden, welche die Eltern ihren Kindern, die Männer ihren Frauen, die Frauen ihren Männern, und die

Wellieb.

Verliebten einander zu machen pflegen. Diese Tage, welche lange vorher, ehe sie erscheinen, das Verlangen der Stadt beschäftigen, machen sich durch diese allgemeine Gewohnheit, als durch einen besondern Vorzug, vor andern Zeiten angenehm. Da ich durch die Hülfe meiner Geheimnisse in den meisten Familien habe gegenwärtig seyn, und einen aufmerksamen Zuschauer abgeben können, so hat diese Zeit verschiedne einzelne Betrachtungen in mir veranlassen müssen, mit welchen ich heute meine Leser zu unterhalten gedenke.

Die Klagen über die schlechten und nahrungslosen Zeiten, über den allgemeinen Mangel des Geldes, und über den immer mehr und mehr zunehmenden schlechten Verdienst, welche zu andern Zeiten so gewöhnlich sind, haben sich in diesen Tagen verlohren, um der Verschwendung und Eitelkeit ihre Stelle zu räumen. Man hat auf den Einkauf von tausend unnöthigen Kleinigkeiten und Eitelkeiten so viel gewandt, und so viele Gastereien angestellt, als ob alle unsre Einwohner reich wären, als ob sich kein Armer und Nothleidender in unsern Ringmauern befände, dem man in den vorigen Zeiten eine Wohlthat verweigert hätte, und als ob alle Pflichten, zu denen einiger Aufwand erfordert wird, gehörig erfüllt worden wären. Denen, welchen das Herz vor Jammer geblutet hat, wenn sie einer bedrängten Wittwe mit einem kleinen Almosen beistehen sollen, ist der Einkauf von hölzernen Fuhrwagen und geschnitzten Ochsen eine Freude gewesen, und diejenigen, welchen der Aufwand auf eine vernünftige und tugendhafte Erziehung ihrer Kinder so zur Last ist, daß sie diejenigen, denen sie die Sorge dafür überlassen, als Tagelöhner bezahlen, haben sich nicht ein einzigesmal besonnen, viele Thaler für zehn und mehrere kostbare Puppen und andre Spielwerke auszugeben.

Diese Betrachtungen, wird man sagen, sehen sehr misanthropisch aus; man sieht den verdrießlichen und mürrischen Sittenlehrer in seiner völligen Grösse darinnen; wer hätte denken sollen, daß man in einer so unschuldigen Gewohnheit

Anlaß

Anlaß zu Vorurtheilen finden könnte? Das könnte seine Wichtigkeit haben; allein sind diese Anmerkungen nicht wahr?

Ich bin der größte Freund der Freude; allein sie wird mir so bald zum Mißvergnügen, so bald ich einsehen lerne, daß sie schädlich wird. Ich halte es für eine sehr unschuldige Gewohnheit, zu gewissen Zeiten diejenigen, die man liebt, zu beschenken; allein sie muß nicht durch Fehler, die dabey vorgehen, den Familien nachtheilig und ein Mißbrauch werden. Ich weiß wohl, daß es etwas unschuldiges ist, wenn man Kinder mit Puppen und Spielwerken beschenkt, wosern die gehörige Mäßigkeit dabey gebraucht wird; allein ich kann die Spielwerke und Puppen nicht leiden, wenn die unerfahrenen Herzen der Kinder dadurch eitel gemacht werden, wenn man sie so sehr an dergleichen Geschenke gewöhnt, daß sie dieselben auch in erwachsenen Jahren noch verlangen, oder eine Freude darüber empfinden.

Wenn ich dem vernünftigen Theile unsrer Stadt erzähle, daß man in diesen Tagen Frauenzimmern, welche vielleicht in diesem Jahre verlobt oder verheyrathet werden dürften, noch eine große Spielpuppe mit allem dazur gehörigen Puz verehrt hat; wenn ich ihnen sage, daß diese Frauenzimmer eben die Freude dabey bezeugt, die sie als kleine Mädchen über eine Puppe bewiesen, werden sie mich wohl für einen aufrichtigen Geschichtschreiber halten? Und wenn sie meinen Versicherungen, daß ich es bin, glauben, was werden sie von denen Eltern denken, die ihre Töchter so wohl gewöhnt haben, so klein als Kinder zu denken, und sich auf eine eben so kleine Art zu freuen? Was wird das Frauenzimmer nicht für eine allerliebste Mama werden, welche ein Jahr zuvor noch eine Puppe aus, und angekleidet hat? Man wird eben so sehr darüber lachen, als darüber, daß Knaben, welche schon Sonntags anfangen sich des Degens zu bemächtigen, noch mit Schubkarren und kleinen Beilen beschenkt worden sind.

Puppen, Spielwerke, und andere Geschenke von dieser Art sind

sind die Ergötzlichkeiten der Kleinen, welche nach den Befehlen der Lustbarkeiten und Vergnügungen der Erwachsenen eingerichtet werden müssen. Wie man von diesen, ohne ein Zimon zu seyn, nicht verlangen kann, daß sie Stoiker werden, und allen sinnlichen Freuden entsagen sollen, so kann man solches viel weniger von Kindern fordern, deren Sinne noch mehr beschäftigt werden wollen, als die Sinne derer, die schon zu mehreren Jahren gekommen sind. Allein man fordert von Erwachsenen mit Recht, daß in ihren Lustbarkeiten nichts seyn soll, was sie erniedrigen, und ihrer Vernunft allmählig die Herrschaft entziehen kann; man fordert, daß dieselben anständig, und der Würde eines verständigen Wesens gemäß seyn sollen, und der ernsthafte Mann sich so wenig daraus verlieren muß, daß sie so leicht, wenn sie wollen, ernsthaftere und edlere Handlungen vorzunehmen geschickt seyn mögen. Diese Endzwecke können ohne eine kluge und besorgsame Wahl der Lustbarkeiten nicht erhalten werden. Alles dieses kann man auch von den Spielwerken, den Ergötzlichkeiten und Lustbarkeiten der Kleinen fordern. Die Eltern, welche die Aufseher darüber seyn sollen, müssen eine sorgfältige Wahl der Puppen, womit sie ihre Kinder beschenken, zu treffen wissen, damit sie dieselben nicht in die Gefahr bringen, sich in der Freude und den Spielen daran unvermerkt den Pöbelhaften und Niedrigen zu nähern, und ihre Herzen eitel zu machen, um so viel mehr, da die Kinder nicht, wie Erwachsene schon eine Herrschaft der Vernunft haben, sondern erst noch erhalten sollen. In diesem Stücke pflegen es die meisten Eltern zu versehen. Ich überlasse es den Vornehmen und Reichen unsrer Stadt, welche diese meine Blätter lesen, sich selbst zu erinnern, ob ihre Wahl der Weihnachtsgeschenke für ihre Kinder, wenn sie meine Anmerkungen für vernünftig befunden haben, sorgfältig genug gewesen ist. Worinnen haben aber die meisten Spielwerke bestanden? In kleinen Schubkarren, in hölzernen Ochsen, in geschnittenen Lämmern, in

Trag-

Tragbaren, in kleinen Aerten, in Sandmühlen, in kleinen Dickelhäringen, und in andern Schnitzwerken von wunderlichen und ungereimten Figuren. Die meisten von diesen Spielwerken können ihren Nutzen haben, wenn Leute von dem gemeinen oder mittlern Stande, die vielleicht ihren Kindern dadurch einen Geschmack an ihren künftigen Professionen und Künsten beybringen wollen, dieselben damit beehren. Was die Spielwerke, die etwas ungereimtes vorstellen, anbelangt, so können sie, ohne daß man solches denkt, schädlich werden, wenn man ihnen das Ungereimte in den lächerlichen Figuren nicht begreiflich zu machen sucht. Ich will wieder auf die ersten Spielwerke zurück kommen. Wenn Vornehme, die an ihren Kindern dereinst grosse und wichtige Männer zu erleben hoffen, dieselben mit dergleichen Spielsachen beschenken und zu belustigen suchen, so wird freylich wohl durch den Anblick derselben kein sonderlicher Ehrgeiz erregt, sondern sie vielleicht unvermerkt zu dem Niedrigen und Gemeinen gewöhnt werden. Wenn die Ergeßlichkeiten ihrer Kleinen darinnen bestehen sollen, so kommt mir solches nicht anders vor, als wenn die Erwachsenen ihre Lustbarkeiten darinnen suchen wollten, daß sie Fuhrleute oder Träger abgäben, Ochsen trieben, Holz hackten, Schafe weideten, oder Harlekine vorstellten. Wenn diese Anmerkungen zu klein vorkommen, der muß nicht wissen, daß die menschlichen Gemüther in ihrer Kindheit oft von den geringsten und unscheinbarsten Umständen, die in die Sinne fallen, eine ihnen vortheilhafte oder nachtheilige Bildung annehmen; wenn sie aber zu klein scheinen sollten, der wird nicht überlegen, daß oft grosse und wichtige Veränderungen und Erfolge von Kleinigkeiten abhängen.

Ich kann meine Freude nicht bergen, welche mir ein vernünftiger Kaufmann durch die Weihnachts-Geschenke, die er seinem einzigen Sohne gegeben, verursacht hat, und meine Freude

Freude hat vielleicht dem Vergnügen seines Sohnes wenig nachgegeben. Unter diesen befand sich ein artiger Kuchentisch, und ein kleines Gewölbe, welches mit allerlei Waaren angefüllt war; durch diese Geschenke suchte er seinen Sohn nicht allein zu belustigen, sondern auch zur Handlung, zu der er ihn nicht aus einem herrschsüchtigen Eigensinn, sondern aus einer genauen Kenntniß der Neigungen desselben bestimmt hatte, desto mehr vorzubereiten. Diese Geschenke veranlassen seinen Sohn zu Spielen, welche schon eine Handlung und ein Gewerbe im Kleinen vorstellen. Nicht weniger haben mir die Geschenke gefallen, die ein Gelehrter seinem Sohne gemacht, und die außer einigen Büchern in einer Erdsphäre, und in einigen Himmelskugeln, in einem Fernglase, und in einem Vergrößerungsglase bestanden. Die Neugierde desselben mußte durch alles Merkwürdige, was bey diesen Geschenken vorkam, nothwendig gereizt werden, und indem die Sinne des Knaben belustigt wurden, so hatte der Vater Gelegenheit den Verstand desselben zu unterrichten und zu verbessern, indem er die neugierigen Fragen desselben beantwortete, den Vortheil nicht zu gedenken, daß er ihm zugleich die Bücher, welche kleinen Knaben ein so unangenehmer Anblick sind, angenehm machte. Sein kleiner Sohn ist seit einigen Tagen ein größerer Astronomus geworden, als viele der Weltweisheit Besißine nicht sind. Indem ich diese Beispiele anführe; so wird man daraus abnehmen, wie ungefähr die Geschenke für Kinder eingerichtet seyn sollten. Statt, daß man ihnen Spielwerke, die entweder nichts, oder etwas ungereimtes vorstellen, in die Hände giebt, würde man sich verdienter um sie machen, wenn man ihnen solche verehrete, die ihre Einbildung mit edeln Bildern erfüllten. Die Liebe zu ihren Kindern sollte sie in der Erfindung dergleichen Spielsachen sinnreich und schnell machen. Allein so sind viel viele Väter aller ihrer Gelehrsamkeit und Wissen-

Wissenschaft, allen ihren Reichthümern, allen ihren Künsten zur Schande so einfältig, daß sie nicht einsehen können, wie Kinder sogar durch Spielwerke und Puppen tugendhaft und vernünftig gemacht werden können. Der Einkauf solcher Sachen würde sodann nicht eine unnöthige, und zuweilen schädliche Verschwendung, sondern ein nützlicher Aufwand und ein Verdienst seyn. Alle diese Anmerkungen aber werden den Eltern nicht eher vernünftig vorkommen, bis sie das Vorurtheil ablegen, daß die Kinder Geschöpfe sind, die keinen Verstand haben.

Die Spielwerke, welche man den kleinen Frauzimmern als Weihnachtsgeschenke giebt, sind mir immer als diejenigen vorgekommen, in deren Wahl noch die meiste Vernunft, und der beste Geschmack herrscht. Sie bestehen gemeinlich in Kindern, Puppen, und kleinen Küchen. Ich will nicht entscheiden, ob solches daher kommt, daß die Mütter in der Erziehung ihrer Töchter mehr Verstand, als die Väter in der Erziehung ihrer Söhne beweisen. Ich, der ich ein so großer Kinderfreund bin, habe den Lehren einer jätlichen Mutter mit vielen Vergnügen zugehört, die sie ihrer kleinen Tochter gab, daß sie mit ihrem geschenktten Kinde vorsichtig umgehen, dasselbe nicht auf die Erde fallen, sorgfältig pflegen, und sehr hübsch wiegen sollte. Ich habe mir mit eben so großen Vergnügen die Vorstellung gemacht, daß durch die Spiele mit einem kleinen Puppelkinde, durch die Sorgfalt, die das kleine Mädchen für dasselbe trägt, und die Lehren ihrer Mama vielleicht den Grund zu der noch weit entferntesten Ausübung der Pflichten einer jätlichen Mutter gelegt wird, und daß es in den Beschäftigungen mit seiner kleinen Küche sich auf die zukünftige Führung einer Wirthschaft vorbereite. Eben diese Verwandniß hat es mit den Spielpuppen, und der Sorge für ihren Putz. Ich kenne Frauzimmer, welche alle Künste einer Näherin dadurch erlernen haben, daß sie in ihrer Kindheit für ihre Puppen nähen müssen. Auf diese Weise kann man Kindern dasjenige, was sie lernen müssen, zu einer Ergötzlichkeit machen.

Man kann bey den Weihnachtsgeschenken, und bey dem Betragen der Kinder haben, und bey ihrem Spielen noch verschiedne Beobachtungen anstellen, die aber in diesen Tagen in den wenigsten Familien angestellt worden sind. Diese betreffen die Kenntniß der verschiednen

schiednen Neigungen und Leidenschaften der Kinder, welche sich dabei äußern, und nach Beschaffenheit der Umstände entweder verbessert, oder unterhalten und bestärkt werden können. Wenn ich an einem kleinen Mädchen eine allzu große Freude über ein neues Kleid, oder ein Stück des Puges bemerkt und geschlossen habe, daß das Vergnügen daran sehr leicht in eine Eitelkeit ausarten könnte, so hätte ich gewünscht, daß die Eltern dieselbe bemerkt und diese allzu große Freude darüber gemäßiget, und ihm ein Vergnügen an den der Eitelkeit entgegen gesetzten Dingen beizubringen gesucht hätten. Ich habe zwar bey vielen Eltern wahrgenommen, daß sie die Neigungen ihrer Kinder beobachtet haben, allein durch eine unzeitige Liebe und Zärtlichkeit angereizt worden sind, diesen Neigungen noch mehr zu willfahren. Da die Erziehung nach der Beschreibung des Herrn Moncrief in der Kunst besteht, sich des Verstandes der Kinder in seinen verschiedenen Entwicklungen zu bedienen, um ihnen vernünftige und tugendhafte Grundsätze einzuprägen, so kann man auf die Neigungen und Leidenschaften derselben nicht sorgfältig genug Achtung geben, indem die Eitelkeit und die Thörichteit in den unausführlichsten Kleinigkeiten unbemerkte Wege zu den Herzen der Kinder finden.

Ich will dieses Blatt mit dem Lobe eines Vaters beschließen, welcher seinen Kindern keine Weihnachtsgeschenke gab, und sie doch so gewohnt hatte, daß sie den Mangel derselben ohne Misvergnügen ertrugen. Dieß zu erhalten, scheint etwas schweres zu seyn; allein er war aus der Ursache damit zu Stande gekommen, weil er mit seinen Kindern, so bald ihr Verstand einige Strahlen blitzen lassen, als mit vernünftigen Leuten umgegangen. Sein ältester Sohn, ein Knabe von ungefähr fünf Jahren, befand sich in den vorigen Tagen in einer Familie, die Geschenke anzukommen, welche seinen kleinen Bekannten gemacht worden waren. Er sah sie mit sehr gleichgültigen Augen an, als ob er über solche Kleinigkeiten schon lange weg wäre. Ich fragte ihn, ob ihm keine Epichoreen verehrt worden wären? Nein, sagte der kleine Knabe mit einem allfuglen lächelnden Gesichte: Mein Papa hat mir gesagt, daß ich dazu zu alt wäre. Ich that auch eine Frage an ihn: Ob er keine andern Geschenke bekäme? Ach ja, sagte er, immer, wenn ich sie verdienen, und nicht allein zu Weihnachten.

Vielleicht kommen einigen diese Betrachtungen und Anmerkungen nicht sehr wichtig vor, weil sie nicht metaphysisch sind; ich werde mich darüber trösten; denn mein Schutzgeist hat mich versichert, daß sie für eine kluge und sorgfältige Erziehung wichtig seyn könnten.

Der Schußgeist.

Fünf und dreyßigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 5 Januarius 1747.



ie Zufriedenheit der Menschen kann ohne eine aneinander hängende Reihe löblicher Handlungen nicht bestehen. Da ich mich nicht mit weitläufigen Einschränkungen dieses Satzes aufhalten will, so will ich mir die Freiheit neh-

men, diejenigen, deren einzige Glückseligkeit der Müßiggang und eine träge Ruhe ist, und diejenigen Oreise, die von ihrem langen Daseyn und Leben auf der Welt keinen andern Beweis, als ihr Alter haben, aus der Zahl der Menschen herauszusetzen. Ich will zum Beweise der Wahrheit, die ich behaupte, nichts weiter, als das Geständniß der meisten Menschen anführen, welchen, wie sie sagen, gar nicht wohl zu Muth ist, wenn sie nichts zu thun haben. Man wird die Klagen über den Mangel der Geschäfte nicht selten unter den Menschen hören. Aus dieser Ursache will ich, der ich es so eifrig wünsche, daß alle meine Mitbürger und Nebenmenschen zufrieden seyn mögen, einige Ursachen von dieser Ungeschäftigkeit der Menschen angeben.

Man hat recht, wenn man das Leben der meisten Menschen ein seltsames Gewebe von widersprechenden Reden und Handlungen nennt. Eben die Menschen, welche sich oft über den Mangel der Geschäfte beschweren, seufzen zu andern Zeiten über die Vielheit und Last derselben. Wie soll man diese Widersprüche mit einander vereinigen? Sollten sie nicht, wenn sie über den Mangel der Geschäfte klagen, den Mangel

öblicher Handlungen meynen müssen, und sollte man nicht unter der überhäuften Menge ihrer Arbeiten die unnöthigen und unnützen Geschäfte verstehen können, die sie sich selbst ohne Noth machen? So richtig diese Vereinigung ihrer widersprechenden Klagen in den meisten Fällen seyn mag, so kann sie doch ihren Versall nicht finden; denn sie müßten sich sonst ihrer Klagen schämen.

Erist ist ein Sachwalter. Dieser Name erschöpft seinen ganzen Character, und man kann denken, daß er mit unzähligen Geschäften überladen ist. Zween Bürger veruneinigen sich über eine Erbschaft. Erist muß sich der Unterdrückten annehmen, und derjenige, welcher sich zu seinem Clienten angiebt, muß nothwendig eine gerechte Sache haben. Nunmehr häufen sich seine Arbeiten mit einer jeden Stunde. Er muß seinem Clienten dienen, und eine rechtliche Klage für ihn abfassen; der Carpyon wird aufgeschlagen; er überläuft alle Titel; der Strich wird zu rasche gezogen; er ist fast alle Buchstaben in den Registern seiner juristischen Schriften durchgegangen. Nunmehr ist die Klage concipirt; er weiß gewiß, daß er nicht inept libellirt hat. Die Klage wird übergeben; er hat sollicitirt. Nunmehr ist er auf eine Zeitlang mit seiner Arbeit fertig; Erist hat so lange nichts zu thun, bis der anberaumte Termin erschienen ist. Seine Stunden werden ihm zu Monaten; er hat zwar eine Familie, und Kinder; aber für das Haus und die Kinder muß die Frau, die Magd und der Informator sorgen. Ja, wenn er noch auszurechnen hätte, wie lange der Proceß währen sollte; aber diese Arbeit hat er auch schon gethan. Endlich kommt der gewünschte Termin. Glücklicher Termin, der ihn aus seiner verdrüßlichen Ungeschäftigkeit und Schläfrigkeit reißt! Erist hat entschlossen zu thun; er weiß nicht, wo seine Zeit hinkommt. Er erscheint in terminis, er verfährt; er concludirt, aber nicht anders, denn mit Vorbehalt. Denn was würde er nachher zu thun haben, wenn er solches nicht thäte; er müßte

ja müßig gehen. Er läßt sich Abschied und Urtheil publiciren; er leutert; er muß sich wundern; denn alle seine gerichtlichen Sätze fangen sich damit an. Um diese Zeit kommt jemand zu Frist, und findet ihn ganz traurig und niedergeschlagen. Er wird um die Ursache seiner Schwermuth gefragt. Ich habe nichts zu thun, antwortet er; die Zeit wird mir so lang. Der arme Frist! Seine Bürger haben ihm den böshaftern Streich gespielt, und sich in der Güte mit einander vertragen, um ihre Erbschaft nicht mit den Advocaten und Richtern theilen zu dürfen. Welch ein böshafter Streich! Frist würde trostlos seyn; wenn er nicht noch eine Arbeit hätte! Er muß noch liquidiren. Er wird wieder aufgeräumt. Es meldet sich ein neuer Client, in dessen Namen er appelliren und protestiren muß. Er producirt documenta noviter reperta; er fängt den Proceß von vorn an. Aber wie verhänglich ist nicht alles! Sein Client wird müde; er transigirt. Frist hat wieder nichts zu thun!

Wie viele Lücken sind nicht in dem Leben dieses Mannes, welche mit wichtigen Geschäften und edlen Thaten erfüllt werden könnten, und wie leer und öde würde es seyn, wenn er nicht noch zuweilen zu libelliren, zu sollicitiren, zu concludiren, zu leutern, zu transigiren, und, welches das wichtigste Geschäft ist, zu liquidiren Gelegenheit hätte.

Der Kaufmann kommt von der Börse. Er hat seine Wechsel richtig gemacht; er hat verasscurirt, und verasscuriren lassen; er hat Wahren erhalten; er hat sie durchgesehen; er ist seine Bücher durchgegangen; er hat seine Rechnungen geschlossen; er hat Briefe geschrieben. Der Kaufmann ist verdrießlich; er hat die Geschäfte seines Berufes vors erste verrichtet. Er klagt über lange Weile: Hat er nichts mehr zu thun? Nein; denn eben der Mangel der Geschäfte macht ihn verdrießlich. Er hat ja jetzt nichts zu rechnen.

Clelia wacht auf; die Zeit wird ihr im Bette lang; sie steht auf. Sie tritt vor den Spiegel; sie besieht sich dreymal,

mal, und wirft sich in einen Armstuhl. Wie viel ist die Uhr? Neune. Erst neune? Clelia nimmt ein Buch, sie fängt an zu lesen; das verdrüssliche Geberbuch! Sie legt es weg. Sie reibt sich die Augen aus, und läßt den Kopf auf die Seite fallen. Der Caffe kommt; Clelia trinkt. Sie hat getrunken; der Caffe wird weggenommen. Sie bleibt sitzen, halb traurig und halb unwillig; sie seufzt. Es ist bald eilse. Gott sey gedankt! Sie setzt sich zum Nachtrische; sie wird ganz munter; denn sie ordnet ihre Locken mit vieler Nichtigkeit; sie bessert eine halbe Stunde über ihr Toppee, sie pudert es sorgfältig; sie lacht in den Spiegel. Diese Arbeit ist endlich auch vorbei. Sie setzt sich auf ihren Stuhl; sie läuft ungedultig zum Fenster; sie sieht hinaus; sie macht das Fenster zu; sie setzt sich wieder auf ihren Stuhl. Lieber Gott! es währt auch eine ewige Länge, che das Essen kommt. Der Mittag erscheint. Ein Paar Freundinnen lassen sich auf den Nachmittag bey ihr melden. Clelia wird wieder ganz munter; es wird mir eine Ehre und ein Vergnügen seyn, wenn sie mir die grosse Genugthuung erzeigen, und kommen wollen. Clelia setzt sich zu Tische. Was muß die Magd bringen, die in das Zimmer kommt? Die guten Freundinnen lassen ihren Besuch absagen. Die arme Frau wird über diese Botschaft ganz traurig. Wie übel bin ich doch daran! Nun habe ich heute Nachmittag wieder nichts zu thun! Konnte der fremde Vetter nicht morgen anlangen, oder hätte er nicht gestern kommen können. Warum muß er denn gerade zu der Zeit kommen, da er mir einen Besuch verderben kann? Gestern einen leeren Nachmittag; heute wieder einen, und so geht ihres oft. Was ist das für ein Elend, wenn man so müßig seyn soll!

Sind meine Leser bald eingeschlafen? Ich könnte es ihnen nicht verdenken. Ich habe viel Mühe gehabt, mich munter zu erhalten, da ich zween Tage nach einander ihre Handlungen

lungen beobachten wollen. Ich wäre gewiß eingefchlafen, wenn mein Schutzgeiſt nicht bey mir geweſen wäre. Den andern Tag habe ich nicht ganz auswarten können. Unterdeſſen habe ich alle ihre Bewegungen und Reden richtig aufgeſchrieben. Mehr hat ſie nicht geſagt; ich müßte denn gleich geſchlummert haben. Nun mögen meine Leſer rathe, was Clelia für ein Frauenzimmer iſt.

Ohne Zweifel eine vornehme Jungfer, die dazu erzogen worden iſt, daß ſie nichts thun ſoll? Meine Leſer irren ſich.

Nun ſo muß ſie eine Frau ſeyn, die groſſe Reichthümer beſitzt, und überdieß keine Kinder hat, mit denen ſie zum wenigſten ſpielen könnte.

Clelia iſt beydes nicht. Ihr unermüdeter und liebender würdiger Mann arbeitet zwar den ganzen Tag; er brauchte es aber wohl, daß ſeine Gattin die Mühe einigermaßen mit ihm theilte, durch die Sorge für ihr Hausweſen, ihre Familie bey Ehren zu erhalten, und dennoch klagt Clelia, daß es ihr an Zeitvertriebe fehle.

Erſt, ein junger, wohlgekleideter und ſchön gepuſter Menſch, der überall iſt, der alle Welt kennt, und den alle Welt wieder kennt, iſt reich, ſchön, wohlgewachſen, und es fehlt ihm zu ſeinem Glücke weiter nichts, als daß er ſich ſeines Glückes nicht zu bedienen weiß. Er iſt in einer weichlichen Züchloſigkeit erzogen worden, und hat ſeinen Verſtand niemals angeſtrengt; die Erlebsfedern ſeiner Seele ſind nach und nach eingeſtoſet, und ſie iſt zum Wirken unfähig geworden. Kaum lebt Erſt; er denkt nicht. Hat er eine Seele? Oder wird er nicht vielmehr durch einen gewiſſen Antrieb in Bewegung geſetzt, der ihn empfinden läßt, daß er ſich ſelbſt eine unangenehme Geſellſchaft iſt, und daß er Freunde ſuchen muß, bey denen er mit aller Freyheit abgeſchmackt ſeyn kann? Er hat ſich auf eine ſolche Geſellſchaft Rechnung gemacht; er hat ſich entſchloſſen, nach Tiſche dahin zu gehen, und nur am Abend zurück zu kommen; allein dieſe Geſellſchaft wird durch einen

einen unvermutheten verdrießlichen Zufall zerrissen. **Kraft** gerath in Verzweiflung. Wie soll er es nun anfängen, diesen ganzen Tag hinzubringen, der aus so vielen Stunden besteht, die zusammen eine so schreckliche Menge von Minuten ausmachen. Er spaziert allein, und noch dazu im Regen herum; er wird müde, und flüchtet sich auf ein Caffeehaus, wo sich evidently Weise alle Müßiggänger aus der Stadt versammeln. Allein zu seinem größten Unglücke ist niemand da; er geht weg, und kommt zwanzigmal wieder zurück; von da läuft er auf ein andres Caffeehaus. Ein andres Unglück, er findet niemanden, als wackre Leute daselbst, mit denen er artig umgehen müßte; das Billiard aber ist besetzt. Er kann darauf nicht aushalten; der arme **Kraft** kann sich nun weiter nicht helfen. Oper wird nicht gespielt; Comödie auch nicht. Er ist sich selbst, und aller Welt unnütze, was sage ich unnütze, verdrießlich und beschwerlich. Er ist nicht ganz, wenn er allein ist; ihm fehlen seine wesentlichsten Theile, das Spiel, der Schmaus, und ein Pferd; diese Sachen machen ihn vollkommen; er macht mit ihnen ein Ganzes aus. Das Ende des Tages, das er so sehnlich gewünscht hat, bricht herein, er geht ganz ermüdet, daß er nichts zu thun gehabt hat, nach Hause; er wirft sich in einen Lehnstuhl; er schöpft frischen Odem; der Tag ist zu Ende. Welch ein Glück! Nachdem er eine Stunde lang zu Tische gewesen ist, legt er sich mit dem Troste nieder, daß er sich zehn ganze Stunden nach einander nicht zur Last seyn wird.

Das ist ein Holländer, werden einige sagen, den der Herr van Effen in seinem Menschenfeinde abgezeichnet hat. Es ist wahr; aber es giebt auch Hamburger, die diesen Character haben, die aus einem Wein- und Caffeehaus in das andere schweifen.

Man wird aus allen diesen Characteren die Ursachen leicht sehen, warum so viele über den Mangel der Geschäfte klagen. Einige glauben, daß alle Handlungen, die ein Mensch thun kann, in den Geschäften bestehen, zu welchen sie ihr Veruf oder ihr Stand verbindet. Diese denken nur daran, daß sie Advocaten,
Kunst-

Künstler, oder Kaufleute sind; sie ertragen aber niemals, daß sie auch Menschen sind.

Anderer kennen ihre Pflichten nicht einmal, zu deren Ausübung sie die Umstände, in welchen sie sich befinden, nöthigen sollten. Wie kann ihnen die Zeit kurz werden?

Noch andere machen die Ergötzlichkeiten und Vergnügungen zu ihren Geschäften. Wenn ihnen diese einmal fehlen, so klagen sie, daß sie nichts zu thun haben.

Die Menschen halten gemeinlich keine andere Handlungen für wichtige und nöthige Geschäfte, als diejenigen, welche sich vereinteressiren, oder ein großes Geräusch und Aufsehen in der Republik machen. Wenn sie von keinem offenkundigen Nutzen und von keinem Lobeschreye des Volkes in Bewegung gesetzt werden, so sind sie gleichsam todt. Daher kommt es, daß so viele der Republik auf keine andre Art, als in öffentlichen Aemtern dienen können. So bald sie nicht mehr in denselben stehen sollten, so bald würden sie für das gemeine Wesen entweder wie zernichtet, oder doch unnütze und träge Lasten in denselben seyn. Wie mancher Gerichtshalter ist auf seiner Gerichtsstube geschäftig und arbeitssam genug; zu Hause weiß er nicht, wie er die lange Zeit vertreiben soll. Er würde zuweilen gern ganze Nachmittage aus dem Laufe der Zeiten herauswerfen, und seine Zeit in den Vormittag, in einige Stunden zum Essen, und in die Nacht eintheilen; wenn er die Folge der Zeiten zu bestimmen hätte; denn er kennt keine andere Pflichten, als die Pflichten seines Amtes.

Es giebt Menschen, welche allgemeiner zu seyn suchen, und mehr Handlungen vornehmen, als diejenigen, zu welchen sie durch ihr Amt, und durch andere bürgerliche Umstände verbunden werden, und welche doch oft darüber klagen, daß sie nichts zu thun haben. Ihre Klagen aber haben ihren Ursprung daher, daß sie sich aus der großen Anzahl der Pflichten nur einige heraussuchen, die sie zu ihren Schooskungen machen. So bald ihnen die Gelegenheit zu ihrer Ausübung mangelt, und sie genießen einige Freyheit von den Geschäften ihres Berufes, so bald sind sie müßig. Ich kenne einen reichen Mann, dessen Schooskungen Menschenliebe und die Freygebigkeit waren; dieses ist etwas seltnes. Wenn ihm sein Amt einige Ruhe verstattete, so gab ihm immer keine Begierde, freygebig zu seyn, etwas zu schaffen. Bald erkundigte er sich nach verdienstvollen Armen, bald nach Wittwen, bald nach den Armenhäusern; bald theilte er Wohlthaten aus, bald suchte er andre zur Wohlthätigkeit zu bereuen. Er verlor den größten Theil seiner Reichthümer. Weil viele Reiche gern darauf fallen möchten, daß er nicht

arm

arm geworden seyn würde, wenn er nicht mitleidig gewesen wäre; so muß ich erinnern, daß an diesem Verluste seine Freygebigkeit unschuldig war; denn so lange sie eine Tugend ist, wird sie keinen arm machen. Sein Unglück verursachte der Untergang eines reichbeladenen Schiffes, und dieser war zugleich Ursache, daß er nicht so oft mehr freygebig seyn konnte. Nunmehr wurde dem ehrlichen Mann, wenn er keine Berufsgeschäfte hatte, Zeit und Weile lang.

Ein großer und allgemeiner Geist wird niemals über den Mangel der Geschäfte klagen. Sogar seine Ruffe wird von Geschäften erfüllt seyn. Er weiß, daß überall Raum zu edeln Handlungen ist. Er kann der Republik nicht durch öffentliche Geschäfte nützlich seyn; das macht ihn nicht müßig, weil nicht diejenigen der Republik allein nützlich, welche in öffentlichen Einrichtungen eingeflochten sind. Auch derjenige ist ein nützlich Mitglied derselben, der die Jugend, oder seine Mitbürger ermahnt, oder ihnen mit seinem Rathe beisteht, der bey dem igtigen Mangel der Tugenden die Gemüther mit dem Saamen derselben, mit heilsamen Lehren erfüllt, der die Menschen, die mit einem unmäßigen Eifer nach dem Gewinne, oder nach der Wohlust fortstürzen, ergreift, und, wenn er weiter nichts thun kann, zum wenigsten aufhält. Wer diese und andre dergleichen Pflichten erfüllt, verrichtet in seiner Einsamkeit und selbst im Verborgnen öffentliche Geschäfte. Denn leistet wohl derjenige, der die Gerechtigkeit handhabt, und die Unterdrückten beschützt, mehr als derjenige, welcher die Menschen lehrt, was die Gerechtigkeit, die Ehrlichkeit, die Geduld und ein gutes Gewissen sey?

Wenn ein Mensch auch von allen öffentlichen und bürgerlichen Pflichten frey seyn sollte, so wird er noch immer die Pflichten eines Menschen zu erfüllen haben. Wie weit ist der Umfang derselben!

Ich finde, daß ich, nachdem ich die Geschäfte meines Amtes von Lehren, darum nicht weniger zu thun habe. Ich bestrebe mich zu Hause, und in Zusammenkünften, und bey Gastmahlen mich als einen rechtschaffnen Mann, einen vernünftigen Gesellschafter, und als einen muntern Gast aufzuführen. Ich habe keine öffentliche Pflichten eines Bürgers mehr zu erfüllen; ich kenne aber die Pflichten des Menschen. Ich schränke meine Verrichtungen nicht in die Mauern einer Stadt ein, sondern habe die Welt zu meinem Vaterlande gemacht. Wie viel habe ich nicht zu thun!

- Man bittet den geneigten Leser, im 33ten Stücke auf der 268 Seite in der 33 Zeile anstatt wie, wo, und auf der 271 S. in der 14 Zeile statt Verbindung, Verleumdung, und auf eben dieser Seite in der 41 Zeile statt Tücken, Mücken zu lesen.

Der Schußgeist.

Sechs und dreyßigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 12 Januarius 1747.



Der Raum ließ es mir in meinem drey und dreyßigsten Stücke nicht zu, über meine kleine Reisebeschreibung einige allgemeine Betrachtungen anzustellen. Der vornehmste Gegenstand derselben war ein Frauenzimmer, das sich entweder von den Anfällen eines verwegenen Verführers, oder von den boshaften Lockungen derjenigen Weibsbilder, welche, da sie die Lust ihrer Verbrechen nicht mehr empfinden können, und doch durch dieselben der Mittel beraubt worden sind, auf eine rechtschaffne Weise ihr Leben zu erhalten, Beförderinnen der Liederlichkeit werden, verführen, und ihre Tugend rauben lassen, und ihre Unschuld ausgegeben hatte. Dieses Frauenzimmer hatte sich dadurch einer allgemeinen Verachtung freigestellt, denn obgleich der Mangel ihrer Unschuld nicht bedenken, die in ihrer Gesellschaft gewesen, eigentlich dasjenige war, was sie verachteten, so war doch derselbe wenigstens immer der Vorwand dieser Verachtung. Dieses Frauenzimmer war aber dadurch wenig gerührt worden, so gewiß war entweder nach der Flucht der Unschuld nicht das geringste Gefühl der Schande zurück geblieben, oder so sehr wurde dasselbe beraubt, wenn ja dergleichen Empfindungen selbst in den größten Verbrechen nicht ganz vertilgt werden können. So tragisch diese Folgen sind, die man aus einer solchen Begebenheit ziehen muß, so vergüten sie uns doch das ernsthafte und traurige Wesen, worein sie uns bringen, dadurch, daß wir

N n

durch

durch sie den hohen und kostbaren Werth von der Unschuld eines Frauenzimmers lebhaft genug empfinden lernen.

Das schöne Geschlecht kann wider das unstrige die gerechtesten Klagen von der Welt führen. Da die Einrichtung der Gewohnheiten und Gebräuche, und die Austheilung der bürgerlichen Ehre und Schande ein Werk unsres Geschlechtes ist, so sind die Verordnungen desselben in Ansehung seiner gelind, und gegen das Frauenzimmer auf das strengste gerathen. Der Ruhm der Unschuld und Enthaltbarkeit ist eine Ehre, welche beyden Geschlechtern eigen seyn sollte; der Verlust dieses Ruhms ist dem gemeinen Wesen so nachtheilig, daß er, wenn unser Geschlecht nicht allzu viele Nachsicht gegen sich selbst brauchte, beyden Geschlechtern eine gleich groffe Verachtung bey der Welt zuziehen müßte; allein die Erfahrung lehret uns das Gegentheil. Ein Frauenzimmer wird der Gegenstand einer ewigen Schande, so bald es den Versuchungen eines verwägnen Betrügers einen allzuschwachen Widerstand gethan hat. Die Aufopferung ihrer Ehre wird ihr zu einem ewigen Vorwurfe gereichen, wenn sie sich auch alle Mühe gäbe, durch neue Tugenden und Verdienste den Flecken an ihrem Ruhme zu verbergen und unsichtbar zu machen. Die Augen unsers Geschlechtes dringen hindurch, vergessen ihre Reue und die edeln Wirkungen derselben, und sehen nur ihre Schande. Dieser Verlust der Ehre ist bey den Frauenzimmern ein Verbrechen, und an unserm Geschlechte, wenn es sehr billig ist, ein kleiner Fehler. Allein so billig sind noch die wenigsten unter uns, so ungerecht diese kleine Billigkeit immer noch bleibt. In wie vielen Augen ist nicht die Unschuld und Enthaltbarkeit einer Mannsperson so gar lächerlich? Wie manchem, der die Freundschaft mit der Unschuld nicht aufheben will, wird von denen, welche ohne Bedacht sogar aus der Tugend einen Scherz machen, der Betwels gegeben, wenn er sich bey Frauenzimmern den Gesetzen der Tugend gemäß aufführt, daß er zu blöde und jüngerlich sey.

Wenn

Wenn jemand diese Befehle nicht übertreten will, so beschuldigt man ihn, daß er nicht zu leben wisse, und so macht man selbst aus dem Laster eine Tugend. Herr Bruder, sagte jüngst ein junger Narr zu einem, der über seine bey verheyratheten Frauenzimmern gesagten Zweideutigkeiten erröthete, und seiner frechen Zunge Einhalt zu thun suchte, was schämst du dich so sehr; lerne doch einmal galant seyn und sey nicht so züchtig wie eine Jungfer. Welch ein Vorwurf! Auf diese Ungerechtigkeit unsers Geschlechtes gründet sich der Bau eines Französischen Zehnmärchens. Eine Prinzessin, welche von einem alten und unangenehmen Zauberer geliebt wird, läßt sich durch die Liebe und Zärtlichkeit gegen einen jüngern und einnehmendern Prinzen so weit bringen, daß sie von ihrer Aufseherin die Flucht nimmt, und demselben das Glück nicht verweigert, das ein Verliebter gemeinlich verachtet, wenn es ihm zu frühzeitig zu theil geworden ist. Die Zärtlichkeit dieses Prinzen vermindert sich nach dem Genuße, sie verwandelt sich nach und nach in bloße Worte, in Kalksinnigkeit, darauf in einen Schlaf, und endlich verliert er sich von ihr. Was soll die verlassne Prinzessin anfangen? Damit die Welt keinen Argwohn auf die Ursache ihrer Flucht werfen soll, so entschließt sie sich, den Verlust der Tugend mit dem Scheine derselben zu ersetzen. Sie begiebt sich in einen verschloßnen Aufenthalt solcher Frauenzimmer, welche, nachdem sie lange Zeit Buhlerinnen gewesen sind, endlich von der Heiligkeit Profession machen wollen. Aus diesem Aufenthalte konnte kein Frauenzimmer ohne eine besondre und freiwillige Nachsicht ihres Liebhabers heraus, sie mußte vorher durch das Thor der Prüfung gehen. Dieses Thor war nach der Erleichterung von einer Fene also eingerichtet, daß die Gatter mit einem Donner niederfielen, und den Ausgang verschlossen, wenn eine Schöne, die an der Hand ihres Geliebten hindurch geführt werden sollte, ihre Unschuld verloren hatte. Diese Prin-

Prinzessin will aus diesem einem Kloster ähnlichen Aufenthalt; der alte Zauberer führt sie; sie gelangt an den Ausgang. Auf einmal fallen die Gatter des Thores nieder. Der alte Zauberer ergrimmt, in der Meinung, daß die Prinzessin nicht mehr unschuldig sey, als die alte Jene, welche die Aufsicht über das Thor hat, mit einer schrecklichen Stimme zu reden anfängt: Wisse, daß dieses Thor sich auch vor dir verschlossen habe, die Prinzessin aber unschuldig seyn kann, indem es sich auch vor denen Personen deines Geschlechtes verschließt, die noch ihre Unschuld besitzen. Alle Anwesende erheben ein lautes Gelächter; denn freylich ist die Unschuld und Tugend einer Mannsperson in den Augen der Welt etwas sehr lächerliches.*

Die billigen Richter unsers Geschlechtes, welche es sich angelegen seyn lassen, alle Thorheiten der Satire Preis zu geben, haben die Ungerechtigkeit der Liebhaber mit einem allgemeinen Spotte verfolgt. Sie haben Ländel erdichtet, wo sie das schöne Geschlecht in die Umstände unsers Geschlechtes gesetzt. Ein schöner Jüngling, welcher daselbst von einer Schöne zur andern eilt, und allen Liebeserklärungen und Schmeicheleyen vorsagt, ist so lächerlich abgebildet worden, als in unsern Augen eine Eroberin lächerlich ist, die mit ihren Reizungen über alle Herzen triumphiren will. Ein Jüngling, der die Bitten eines Frauenzimmers zu früh erhört, ist daselbst eben der Verachtung und Schande überlassen, welcher sich in unsern Republiken ein Frauenzimmer aussetzt, das von den verliebten Seufzern ihres Anbeters sich ein allzu frühes und thörichtes Mitleiden einflößen läßt.

Man muß gestehen, daß die Schönen selbst gegen ihr Geschlecht wech gerechter und strenger sind, als das unsrige gegen sich selbst ist. Ein überwundnes Frauenzimmer ist in ihren Augen so verächtlich, als es in den unsrigen immer seyn kann,

* Siehe Zulus und Zelmade, ein Jeyenmärchen des Herrn Erbillon.

kann, und noch verächtlicher. Sie entziehen sich aller Gemeinschaft und allem Umgange mit einer Person, die ihre Ehre nicht behauptet hat, gesetzt, daß sie sich desselben durch neue Verdienste wieder würdig zu machen suchte. So gar diejenigen unter dem schönen Geschlechte, welche ihre Tugend so hoch nicht halten, wenn sie dieselbe nur in geheim aufgeben und vor der Welt sogleich wieder annehmen können, verfolgen diejenigen, deren Unglück offenbar ist, auf das eifrigste, und ohne Barmherzigkeit, so sehr sind sie in ihrem Herzen von dem hohen Werthe der Unschuld überzeugt.

Diese Ungerechtigkeit unsers Geschlechtes fällt noch mehr in die Augen, wenn man die Anmerkungen fast aller Naturkündiger erwägt, welche die innere Natur der weiblichen Körper, und die Beschaffenheiten ihres Temperamentes angehen. Sie behaupten, ihr ganzer Bau sey so eingerichtet, wenn man von den meisten rede, daß sie nicht nur fähig sind, eher und begieriger, als wir, sinnliche Empfindungen anzunehmen, sondern dieselben auch länger fortzusetzen, und lebhafter und stärker, als wir, zu fühlen. In dieser Einrichtung liegen tausend Hindernisse, welche dem schönen Geschlechte die Vertheidigung ihrer Tugend schwer und mühsam machen müssen. Ich überlasse es meinen Lesern, diese Hindernisse aus einander zu setzen, und vernünftig zu erwägen. Die Fähigkeit zu mehreren und lebhaftern Begierden, welche die Naturkündiger dem andern Geschlechte zueignen, wird durch die Umstände, in welchen sie leben, mehr vergrößert, als vermindert. Je größer der Zwang ist, dem eine Begierde unterworfen wird, desto leichter kann sie sich auf einmal der ganzen Seele bemächtigen, so bald sie durch irgend eine Gelegenheit nur auf einen Augenblick davon frey wird. Wie viele solche Gelegenheiten aber sind nicht möglich! Man sehe zu dieser Betrachtung noch diese hinzu, daß zur

Herr.

Herrschaft über die Leidenschaften keine geringe Stärke der Vernunft, und keine gemeine Kenntniß des Werthes von denen Dingen erfordert werde, deren Besiz die Begierden so heftig verlangen. Wenn man aber auf die Erziehung der Frauenzimmer Acht hat, so sollte man glauben, es sey von dem männlichen Geschlechte in einer allgemeinen Zusammenkunft irgend einmal abgeredet worden, den Verstand des Frauenzimmers so unwissend zu lassen, als er von Natur ist, und keine Sorge für die Verbesserung und Vollkommenheit desselben zu tragen, damit ihnen dereinst der Triumph ihrer Leidenschaften über die Tugend des Frauenzimmers nicht allzu streitig gemacht werden könne. So wenig sind die meisten Eltern besorgt, ihre Töchter aus ihrer natürlichen Unwissenheit zu reißen, und ihnen eine vernünftige Kenntniß von dem wahren Werthe der Dinge beizubringen. Auf die Väter kommt die größte Schuld, von denen die meisten sich beynähe gar nicht darum bekümmern. Die Mütter müssen noch das Beste thun, und wenn diese nicht die dazu erforderlichen Bemühungen anwenden, welche aber unvollkommen seyn müssen, weil sie nicht unterstützt werden, so würde die Anzahl unschuldiger und tugendhafter Frauenzimmer unanschaulicher seyn, als sie ist.

Wir wollen einmal die Erziehung der Töchter in vielen Familien betrachten. Man verbietet ihnen einen vertraulichen Umgang mit den Personen unsers Geschlechtes; man lehrt sie ihre Augen in ihrer Gewalt zu haben; man lehrt sie, daß es eine besondre Emschrigung eines Frauenzimmers seyn müsse, wenn sie einer Mannsperson ihre Hand giebt, oder sich von ihm lassen läßt. Diese Lehren würden vortreflich seyn, wenn man jungen Frauenzimmern begreifliche Ursachen davon angäbe, und ihnen, wenn ihr Verstand zu reifen anfinge, einen deutlichen Unterricht von denen Umständen beizubringen suchte, in welche sie nach den Anordnungen der Natur einmal kommen sollen. Wie verfähret man aber hierinnen? Man sagt jungen Frauenzimmern, daß sie sich von den Personen unsers

unser Geschlechtes entfernen, und ihnen nicht zu gewogen seyn sollen, und zu eben der Zeit lehret man sie, indem man ihnen einen Mann ohne Unterscheid und Erklärung, als das größte Glück eines Frauenzimmers beschreibe, daß sie sich denselben nähern, und sich ihnen gefällig zu machen suchen müssen. Diese letztern Lehren werden ihnen immer noch eher, als die ersten beygebracht; ein Frauenzimmer ist kaum ein Jahr alt, so stellt man ihm einen eben so kleinen Knaben, als einen Bräutigam, oder als einen Mann vor. Wenn sich die kleinen Töchter ungehorsam aufführen, so drohet man ihnen, an vielen Orten, daß sie keinen Mann bekommen sollen. Die meisten Belohnungen, die man ihnen verspricht, sind ein Mann. Macht man ihnen Spielwerke und Puppen zum Geschenke, so ist es ein Mann. Ein Mann! Was muß nicht, müssen sie nothwendig denken, ein Mann für eine schöne und herrliche Sache seyn! Was für wunderbare und unrichtige Vorstellungen müssen sich diese Kinder in ihrem Verstande von einem Manne bilden, da man ihnen keine richtige Erkenntniß davon bezubringen sucht? Wie fällt noch ein Fehler ein, welchen viele Eltern begehen, wenn sie oft zu ihren kleinen Töchtern sagen, ohne die Ursache davon anzugeben, daß es ihnen in ihren jüngsten Jahren erlaubt sey, mit Personen von unserm Geschlechte auf eine vertrauliche Art umzugehen, und dieselben zu küssen; daß dieses aber ihnen in der Folge mehrerer Jahre untersagt seyn werde. Man wird von der Größe dieses Fehlers noch mehr überzeugt seyn, wenn man die gemeine Erfahrung erwägt, daß die Begierden und Leidenschaften durch verbotne Dinge am meisten gereizt und angefeuert werden. Ich verwundere mich nicht, wenn einige Frauenzimmer ihre Unschuld wider die Stürme, die darauf geschehen, nicht genug vertheidigen; mir ist es ein Wunder, daß die Anzahl derjenigen, welche sie beschützen, noch so groß ist.

Da dem schönen Geschlechte die Behauptung ihrer Unschuld, wie aus allen diesen Anmerkungen erhellet, nichts leichtes seyn kann, so beinträchtigen sich Zorn und Mitleid meiner Seele gleich stark, wenn ich sehe, daß ihnen solche durch die Ungerechtigkeit unsers Geschlechtes noch schwerer und mühsamer gemacht wird. Weil die Personen desselben deswegen nicht der Gegenstand einer allgemeinn Verachtung werden, daß sie nicht Herren ihrer Begierden sind, und sich sogar noch eine Ehre daraus machen, so glauben sie berechtigt zu seyn, der Unschuld des schönen Geschlechtes gefährliche Reize zu stellen. Wie sumereich ist nicht ihr unedelm und schändlicher Witz, Künste auszubedenken, durch welche sie über

die Tugenden triumphiren. Sie nehmen tausend Gestalten an, ihre Absichten zu erreichen. Schmeicheleyen, Seufzer, fröhliche Ausdrufungen, Klagen, zärtliche Versicherungen, eifersüchtige Verweise, Bitten und Schwüre, sind die Heere, welche sie gleichsam wider die Unschuld des Frauenzimmers ins Feld stellen. Es ist kein Betrug, dessen sich ein begieriger und bezauberter Liebhaber nicht bedienen sollte. Er erhebt keine Gebieterin, alles ist ihm reizend und entzückend an ihr; er macht aus ihren Fehlern Vollkommenheiten; er vergöttert sie, um nach der Erfüllung seiner Absichten sie mit Schande und Verachtung zu überhäufen, und ihr mit ihrer Ehre ihre falsche Gottheit wieder zu rauben. Er kauft über die unerbittliche Grausamkeit derselben; er beschreibt sich als das unglücklichste Geschöpfe; er kann nicht eher glücklich seyn, bis sich eine Gebieterin unglücklich macht. Opfert sie sich dem Betrüger auf, so hört dieser, welcher nur ihre Endzwecke verfolgt, sodann auf von seinem Glücke verblendet zu seyn, nachdem er dasselbe empfunden; er spottet über das Opfer, und rückt ihr die Schande vor, welche doch kein Werth ist. Diese Frauenzimmer sind oft desto mehr zu bedauern, wenn sie sich durch eitle Versprechungen und Schwüre, die den Schwüren der Großen gleich sind, verführen lassen, und sich mehr aus einem guten und ehrlichen Herzen, mehr aus Mitleiden, mehr aus Leichtgläubigkeit, als aus Lust, in die Wünsche ihrer Anbeter zu früh ergeben haben. Diese Ungerechtigkeit unsers Geschlechtes, die es nicht nur in den Urtheilen, sondern auch in den Handlungen gegen das schöne Geschlecht äussert, hat mich oft so aufgebracht, daß ich wohl einmal einen von den Verdägnen, die auf den Ruin der Ehren aussen sind, und sich in ihren Erzählungen noch mit dem Verluste ihrer eignen Tugend, und dem Raube fremder Unschuld erheben, und ein Ansehn geben wollen, mit einer Kupplerin zugleich ins Spinnhaus bringen sehen möchte, um so vielmehr, da eine Kupplerin ohne sie nicht möglich ist. Der Ausblick sollte sehr ergötzend seyn.

Ich ersuche also nach allen diesen Betrachtungen das schöne Geschlecht im Namen aller Vernünftigen und Tugendhaften von dem Unsitzen, es als einen gewissen Grundsatz anzunehmen, daß die Aufrichtigkeit so selten bey Liebhabern, als bey Hossenten sey, und die Liebe gemeinlich nur auf den Lippen, der Haß und die Verachtung aber, die von den Liebhabern selbst oft nicht deutlich gekannt werden, in ihren Herzen wohne.

Der Schutzgeist.

Sieben und drenßigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 19 Januarius 1747.



in unschuldiges und tugendhaftes Frauenzimmer hat in meinen Augen eine solche hohe Würde, daß ich die Betrachtungen über die Unschuld mit einem besondern Vergnügen fortsetze. Ich habe in meinem letzten Blatte von den Schwierigkeiten geredet, die einem Frauenzimmer die Behauptung ihrer Ehre mühsam machen müssen. Nicht alle Menschen haben so hohe Begriffe von der Unschuld, als ich, welches daher kommt, daß man sich nur nach dem äußerlichen, was in die Sinne fällt, einen Begriff von der Unschuld bildet, und nicht in das innre Wesen derselben, und in die Beschaffenheiten der Seele, die ein unschuldiges Frauenzimmer besitzen muß, hinein dringet. Diese verschiedenen Vorstellungen theile ich so ab, daß jene den Begriff von der bürgerlichen Unschuld, diese den Begriff von der sittlichen Unschuld hervorbringen. Beide Begriffe sind in einer Republik nöthig, und der erstere wird vornämlich zur Erhaltung der allgemeinen Ruhe und Geselligkeit erfordert, und ein unschuldiges Frauenzimmer ist in dem Verstande desselben dasjenige, dem man den Verlust ihrer Ehre nicht gerichtlich beweisen kann. Allein eben dieser Begriff ist auch nicht vermdgend eine besondere Hochachtung gegen ein unschuldiges Frauenzimmer

hervor zu bringen; denn die Ehrfurcht gegen dasselbe gründet sich auf die Kenntniß der innern Natur der Unschuld. Man kann nach dem erstern Begriffe ein unschuldigcs Frauenzimmer auch dasjenige nennen, bey dessen Aufgebote der Name Jungfrau nicht weggelassen wird, wie im gemeinen Leben derjenige ein ehrlicher Mann ist, gegen den man keinen rechtlichen Beweis führen kann, daß er vom Leben zum Tode gebracht, oder ins Gefängniß geworfen, oder des Landes verwiesen, oder mit andern peinlichen oder schimpflichen Strafen belegt werden müsse.

Florentine ist eine junge und bezaubernde Schönheit. Ich will mich nicht in eine weitläufige Beschreibung aller ihrer Reizungen einlassen; die Copie würde doch nicht so viel Bewunderer finden, als das Original, wenn sie auch so schön als dasselbe wäre, und dieses beleidigte die Eigenliebe, die einem Autor so natürlich, als einem Frauenzimmer ist. Genug, daß sie keine gemeine Schönheit seyn muß, weil sie angebetet zu werden verlangt, und wirklich von vielen Jünglingen angebetet wird. Ihre ganze Leidenschaft ist die Begierde eine Hofstaat von Anbetern zu haben, und dieselbe von Tage zu Tage zu vergrößern. Alle Herzen unsers Geschlechtes sollen ihr unterwürfig seyn. Jede von ihren Reizungen soll ihr einen Liebhaber gelten, und wo ist ein Frauenzimmer, welches sich nicht einbildet, viele Reizungen zu besitzen, wofern es nur nicht häßlich ist? Es ist also in allen Gesellschaften, die sie besucht, keine Person unsers Geschlechtes, auf die sie nicht Anspruch machen zu können glaubte. Alles, was sie darinnen thut, ist ein Anfall auf ein Herz. Damit befriedigt sie sich nicht, daß man sie für schön hält, und sie bewundert. Die Bewunderung kann noch mit der Freyheit bestehen, und die Freyheit ist ihr an andern unerleidlích.

Ihr Herz, das seine Kunst für unentzieflich achtet,
 Glaubet, daß die ganze Stadt nach ihrer Gunst bald schmachtet,
 Und des Triumphs gewiß, sorgt sie schon kummervoll,
 Wo sie für ihren Sieg dann Herzen finden soll.
 Sie seufzt, wie jener Held, der Sieg auf Siege häufte,
 Stets glücklich im Triumph die halbe Welt durchstreifte,
 Und eh noch seine Macht ganz Persien bezwang,
 In den Gedanken schon zum fernen Ganges drang;
 Und dessen Geiz nach Ruhm die stolzen Sorgen quälten,
 Daß seinem Sieg vielleicht zuletzt noch Welten fehlten.

A. Beyer.

Florentine will durchaus, daß man sich in sie verlieben soll. Doch damit ist sie nicht zufrieden, wenn ihr ihre Siege glücken, daß man sie liebt. Sie will, daß man schmachten, und seufzen, und vor Liebe närrisch werden soll. Jener trauerte, wenn ein Tag vergangen war, an welchem niemand durch ihn glücklich geworden war, und sie möchte aus ihrer Zeit den Tag für Kummer austreichen, an welchem sie keinen von ihren Liebhabern so weit gebracht hat, daß er sich als den Unglücklichsten beklagt. Sie nimmt tausend Gestalten an, um neue Eroberungen zu machen. Den Berwägnen macht sie verzagt, den Furchtsamen muthig, den Niedergeschlagenen gerührt, den Sichern eifersüchtig. Ein leichtsinniger und Unbesonnener kann ihr nicht entgehen; denn sie wird ihn durch ihren Leichtsin und durch ihre Unbesonnenheit fesseln. Bey dem Bescheidnen, der sich nicht getraut, sie anzusehen, schlägt sie die Augen nieder und erröthet, damit er kühner wird, und seine Blicke auf ihr herumschweifen läßt, und wenn sie einen von unsrem Geschlechte nicht eher gewinnen könnte, bis sie einen Beschmack an Zwendeutigkeiten zeigte, so würde sie darüber lächeln, ihn mit dem Fächer schlagen, und einen losen muntern Gast nennen. Was sind aber Florentinens Absichten? Ist es nicht einerley, täglich einen neuen Anbeter zu fesseln suchen, und täglich einen neuen Feind der Unschuld und Ehre haben wollen? Sie will, ihre Anbeter

Anbeter sollen sie nicht allein bewundern, sondern klagen, seufzen, eifersüchtig werden, und sich so lange für unglücklich schätzen, bis sie ihre letzte Gunstbezeugung erhalten haben; will sie nicht in der That, daß sich ihre Anbeter alle Mühe geben sollen, ihr ihre Ehre zu rauben? Ist sie gewiß sicher, daß keinem seine Mühe glücken wird? Denkt sie an die Gefahr, in welche sie sich begiebt? Die Liebhaber, welche völlig gefesselt sind, sind so sinnreich in Erfindungen, ihre äußersten Absichten zu erhalten, als irgend ein Frauenzimmer in Künsten erfindsam seyn kann, Anbeter zu erwerben. Florentine ist nach dem bürgerlichen Begriffe von der Unschuld unschuldig; man würde vor Gericht nicht fortkommen, wenn man in seinen Urtheilen ihr den Besitz ihrer Tugend zweifelhaft machen, oder leugnen wollte.

Von Corinnen bin ich gewiß, daß sie nicht unter die Spröden gehört, die ihre Anbeter nach der kleinsten Gunstbezeugung ewig seufzen lassen, und so eitel ist sie nicht, daß sie auf ihre Reizungen einen unendlichen Werth legen sollte. Es liegt ihr wenig daran, ob sie viel oder wenig Anbeter hat, wenn sie nur einen hat, und ihre Gunstbezeugungen sind ihr so kostbar nicht, daß sie nicht mit ihren Liebhabern zufrieden wäre. Sie fodert nicht viel von ihnen, und sie ist so gar geizig auf die Verdienste nicht. Sie bekümmert sich wenig, wenn sie von einem Liebhaber verlassen wird, wenn dessen Stelle nur ein neuer ersetzt. Sie verlangt keine feinen und ausgesuchten Schmeichelen und Liebkosungen; sie gefallen ihr, wenn es nur Liebkosungen sind. Sie ist ziemlich willig, und sie hat noch keinen Liebhaber zu einer völligen Verzweiflung gebracht, ob sich gleich auch niemand einer völligen Erhöhung seiner Wünsche mit Grunde der Wahrheit rühmen kann. Ich habe keine Augen gekannt, welche wollüstiger gewesen wären, als die ihrigen; alle ihre Gesichtszüge sind schmachtend. Sie erzürnt sich über die Vermägenheit derer nicht, die ihre Hand küssen, und ihre Hand belohnt gewiß diese

diese

diese Vernachlässigung. Sie liebäugelt auf die zärtlichste Art. Sie behauptet die Unschuld ihrer Lippen nicht mit dem äussersten Widerstande, und sie beschützt sie nur darum einige Zeit, um aus dem Wohlstande ihrer Weigerung desto mehr Vergnügen zu genießen. So bald sich ein Liebhaber über diesen Wohlstand erhoben hat, so darf er mit einer guten Art dreister und verwägner werden. Es giebt viele Frauen, die sie ihm nur darum versagt, daß er sich ihrer mit einem desto größern Muthe bemächtigen soll. In solchen Umständen ist ihr ganzes Gesicht, wie ihr Herz von Freude trunken. Ich habe wohl eher Liebhaber gekannt, welche gegen ihre guten Freunde, die alle Menschen sind, alle Schönheiten ihres Knies mit solchen Entzückungen beschrieben haben, daß man in ihre Erzählung, so wenig man dergleichen Erzählungen glauben muß, kein Mißtrauen setzen können. Wenn aber ein Liebhaber von ihr darüber verzweifeln will, daß er ihre äusserste Gewogenheit nicht erhalten kann, so nahe er ihre Tugend zum Untergange bringt, so haben gewiß alle ihre Liebhaber verzweifeln müssen. Das Vergnügen daraus hätte sie sich gern vergönnt. Ich habe sie durch die Hülfe meiner Geheimnisse zuweilen träumen sehen. Sie hat im Traume dem Wilde ihres Liebhabers die zärtlichsten und feurigsten Umräumungen gestattet; sie hat gefeufzt, sie hat sich der ganzen Macht der Liebe und allen ihren Entzückungen überlassen; sie hat immer schneller und schneller Obem geholt, und sie ist voll Empfindung und Lust gewesen. Plötzlich ist sie erwacht aus Furcht, daß sie sich vielleicht wirklich in dem Zustande befinden möchte, der ihr im Traume so angenehm ist. Nachdem sie sich alle mögliche Gewißheit und Ueberzeugung verschafft, daß sie sich allein befände, so ist sie voll Sehnsucht wieder eingeschlafen, alle eingebildeten Entzückungen zu wiederholen, und sie hat ihre lieben Leidenschaften völlig wieder über sich herrschen lassen. Wenn sie also ihre Tugend zurück hält, die oft schon zu fliehen anfangen will, so geschieht fol-

ches nicht aus der Kenntniß vom Werthe derselben, und aus Pflicht, sondern aus einer weit eingewurzelten Furcht, daß sie, wenn sie dieselbe von einer ordentlichen Flucht nicht zurück hielte, möchte verzeihen müssen, oder ohne Aufgebot Mama genannt werden könnte.

Ein unschuldiges Frauenzimmer darf eine Mannsperson nicht ansehen, sagt Thecla; ein Mädchen ist schon in Gefahr ihre Unschuld zu verlieren, wenn es auf das, was unser Geschlecht zu ihm sagt, mehr als ja oder nein, oder schämen sie sich doch, zur Antwort giebt. Sie muß sich über dieß hüten, daß sie zu ihren Antworten ja nicht freundlich aussieht. Die Mannspersonen sind alle Betrüger; sie streben dem Untergange unsrer Ehre unaufhörlich nach. Thecla fürchtet sich vor den lieben Mannspersonen gewaltig. Sie setzt ein immerwährendes Mißtrauen in ihre eigne Tugend. Ich glaube, sie schälte einen schon einen Ehrenräuber, wenn man sich nur an ihre Hand wagte, und ich halte dafür, daß sie nach der Wache schickte, wenn man sie küssen wollte. Unterdeß reißt sie doch vor den Mannspersonen nicht aus, vor deren Anfallen sie wegen ihrer Gestalt ziemlich sicher ist. Es nähert sich ihr niemand, und sie ist doch so sehr auf ihrer Hut, als wenn sie das ganze männliche Geschlecht um sich hätte. Sie ist in Gesellschaften, wo man sich aus Zweideutigkeiten und allzufreien Scherzen wenig macht. Sie erröthet, aber vor Vergnügen, oder lacht auch wohl, wenn die Scherze fein sinnlich sind, aber, welches wohl zu merken, hinter dem Fächer. Ich habe sie wohl eher angestritten, daß sie im Canape* mit vielem Vergnügen gelesen hat; aber sie war allein.

Florentine, Corinna, Thecla, und noch mehrere Frauenzimmer, die ihrer Gesellschaft werth wären, und deren Namen mir ist nicht befallen, sind nach den bürgerlichen Befehlen als unschuldige Frauenzimmer anzusehen. Sie haben

* Diese Schrift ist ein sehr wolüstiges Feenmärchen.

haben sich niemals aus den Augen der Welt verlohren; sie sind nicht krank geworden, oder wenn sie eine Unpäßlichkeit überfallen hat, so hat man die wahren Ursachen derselben sagen dürfen; sie können ihre Spielgelder ganz allein auf das Spiel wenden, und haben keine andern geheimen Ausgaben davon zu bestreiten. Man mag ihnen noch so viel in der Stadt nachreden, so ist doch das Aergste, was man ihnen nachsagt, gewiß eine Verleumdung. Ich sogar, der ich doch durch meinen Schutzgeist, oder durch meine Geheimnisse, alles wissen kann, behaupte solches.

Allein sind sie auch nach den Gesetzen der Sittenlehre unschuldig? Das ist eine andere Frage, die meine Leser entscheiden mögen, wenn ich die Beschreibung der sittlichen Unschuld gemacht habe.

Die Natur dieser Unschuld ist vornämlich in der Herrschaft zu suchen, welche das Frauenzimmer über ihre Neigungen und Leidenschaften gegen unser Geschlecht durch Vernunft und Religion zu behaupten suchen muß. Diese Leidenschaften und Neigungen theilen sich hauptsächlich in zwei Begierden ein, deren jede wiederum andere in sich enthält, nämlich in die Begierde unserm Geschlechte zu gefallen, und in die Begierde von dieser oder jenen absonderlichen Person unsers Geschlechts geliebt zu werden. Diese beyden Begierden sind einem jeden Frauenzimmer natürlich, und der grosse Endzweck ihres Daseyns, die Ausbreitung und Erhaltung des menschlichen Geschlechts erfordert, daß sie diese Triebe nicht ersticken, sondern nur beherrschen. Wiewohl es hat mit dem erstern keine Noth, indem es mehr ein sinnreicher Einfall, als eine Wahrheit ist, wenn man von einem eiden Frauenzimmer sagt, daß es keinen Menschen, ausser sich, liebe, weil sie gewiß vor ihrer Eitelkeit gefallen, und ihre Begierde, geliebt zu werden, befriedigt hat. Keine von diesen Begierden muß die Seele eines Frauenzimmers, welches auf den Besitz der sittlichen Unschuld Anspruch machen will, ganz allein einnehmen. Diese Herrschaft ist es, die uns zur Hochachtung gegen das schöne Geschlecht bringt, da es ohne dieselbe nur unsrer Sinne bezaubert, hingegen unsern Verstand und unser Herz, wenn der Verstand edel denkt, und das Herz mit den Schönheiten der Tugenden bekannt ist, ungerührt und ohne Einwirkung läßt. Sie macht es, daß ein Frauenzimmer, das durch
keine

keine äußerlichen Reizungen einen Eindruck in die Sinne macht, immer umste Hochachtung erwirbt, oft gefällt, und oft geliebt, und weit größern Schönheiten vorgezogen wird; denn die Schönheit allein kann zwar gefallen, und oft Liebe, niemals aber Hochachtung erwecken. Diese Unschuld begreift unzählige Pflichten in sich, die ich aber hier wegen Mangel des Raumes nicht gehörig auseinander setzen kann. Ich habe zu dieser Unschuld Verstand und Religion erfordert, und aus dieser billigen Forderung kann man schon deutlich abnehmen, daß die sietliche Unschuld allezeit eine nothwendige Ursache der bürgerlichen; diese aber nicht nothwendig und allemal mit jener vereinigt seyn mußte. Denn so viel Gutes ich auch vom schönen Geschlechte zu sagen geneigt bin, so muß ich doch bekennen, daß ich eben nicht mehr vernünftige Frauenzimmer, als vernünftige Mannspersonen jemals gefunden habe.

Gertrud ist dem Gesichte nach ein artiges Frauenzimmer, das aber keine Erziehung, und folglich keine Gelegenheit gehabt hat, sehr verständig zu werden. Denn viele Eltern sind der Meinung, daß der Verstand und die Keuschheit sich gar nicht mit einander vertragen. Sie ist unschuldig, weil sie einfältig ist. Ihre Unschuld ist durch ihr kaltes und schläfriges Temperament vor aller Gefahre noch mehr gesichert. Sie kann denen Verdägnen, welchen, so bald sie nur Frauenzimmer sehen, Thorheiten einfallen, leicht widerstehen; denn sie darf nur nicht unbeweglich seyn. Sie mag den Kopf oder die Hand bewegen, sie mag verdriesslich oder freundlich aussehn, sie mag reden oder lachen, so werden die kühnsten Waghälse keine Tugend bestreiten mögen, die ihnen nicht widersteht, alle Anschläge auf sie fahren lassen, und mit ihrer Einfalt Witzeiden haben. Wenn sie gleich eine Scheinheilige oder ein Freigeist wäre, so könnte sie nicht dämmer seyn, mit dem Unterschiede, daß sie nicht wie jene boshaft ist. Man heißt sie auch nur das gute ehrliche einfältige Mädchen. Wie sie doch unschuldig ist. Man darf keine übeln Gedanken von ihr haben, wenn man sie bey den offenbarsten Freydeutigkeiten, die die unbesonnenen Jünglinge vorbringen, nicht roth werden sieht, oder wenn sie dabei lacht. Denn so viel ist gewiß, daß sie sie nicht versteht, und daß sie, wenn sie ja lacht, solches darum thut, weil sie andre lachen sieht.

Ich habe nicht nöthig eine weitläufige Erklärung zu geben, zu welcher Classe der Unschuld die Tugend dieses Frauenzimmers zu rechnen sey. Können aber die Töchter dafür, daß ihre Unschuld nicht mehr Hochachtung verdient, wenn ihre Eltern nicht unschuldiger gewesen sind.

Der Schußgeist.

Acht und drenzigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 26 Januarius 1747.



ie Menschen sind fähig, so lächerliche und ungereimte Handlungen vorzunehmen, daß man sich dieselben, wie man zu sagen pflegt, nicht ungeräumter von ihnen träumen lassen kann. Man erzählt von vielen Leuten Ge-

schichte, die einem ganz unwahrscheinlich, und als Erdichtungen vorkommen, und doch wirklich wahr sind. Ich kenne einige, die sich dadurch, daß sie auf die seltsamen, außerordentlichen und lächerlichen Handlungen und Reden anderer Menschen Achtung gegeben, und sie nacherzählt haben, in den Ruf gesetzt, daß sie wißige Köpfe, und sinnreiche Spötter wären. Man hat sich vor ihrer satyrischen Zunge gefürchtet, und diese guten Leute würden in eine grosse Verwirrung gerathen sehn, wenn man etwa einmal über sie zu scherzen angefangen hätte, um sie zu Gegenscherzen zu zwingen. Ich habe oft mit der größten Hitze die Parthey eines Menschen genommen, von dem ich doch wußte, daß er nicht ausser der Gefahr wäre, Thorheiten zu begehen, wenn man ihm etwas Ungereimtes nachsagte, das ins Außerordentliche und Unglaubliche fiel. In dieser Hitze verfolgte ein Ausruf den andern, und eine Frage die andre: Wie ein Mensch so was lächerliches vornehmen könnte, wie so etwas möglich wäre. Ich bin zuweilen so weit gegangen, daß ich aus Menschenliebe, und aus Begierde gerecht zu sehn, gegen den Erzähler ungerecht

P p

gewor-

geworden bin, und ihn in meinem Herzen einer Schmähsucht, zum wenigsten einiger Partthenlichkeit wider die Person, von der er etwas erzählte, beschuldigt habe. Allein die Erfahrung hat mir diese allzugroße Menschenliebe abgewöhnt. Ich habe mir nunmehr das Befehl gemacht, daß ich zwar nicht alles lächerliche und Nürrische, was man von den Menschen erzählt, glauben, aber auch darum nichts leugnen will, weil es außerordentlich ungereimt ist. Ich will immer in Zweifel und Ungewißheit bleiben, bis ich selbst die Wahrheit oder Unwahrheit einer Geschichte untersucht und erfahren habe.

Diesen Eingang habe ich für die kleine Geschichte, die ich gleich erzählen werde, für nöthig gehalten.

Vor einigen Wochen war ich auf dem Milano, und las die Zeitungen. Unter andern fiel mir dasjenige Stück der leidner Zeitungen in die Hände, in welcher die Rede des Abtes de la Bille befindlich ist, die er bey seiner Aufnahme in die Französische Academie gehalten hat. Dieser Anfang enthält nichts sonderbares, und scheint vielleicht eine langwierige Geschichte zu verkündigen. Man darf sich nicht fürchten. Dieses Blatt machte mich gleich bey dem ersten Anblicke aufmerksam. Fast alle Zeilen dieser Rede des Abtes de la Bille waren mit Rötel unterstrichen, und am Rande stunden Anmerkungen hinzugeschrieben. Als ich auf die Stelle in der Rede kam, wo der Abt von den siegreichen Waffen seines Königes in den Niederlanden redet, so fand ich am Rande folgende Anmerkung: Wie gieng es aber denn den Franzosen vor einigen Jahren in Böhmen und in Bayern? Was machen sie doch für Rühmens? Wie lange ist es denn, daß sie Cap Breton in America verlohren haben? Ich las einige Zeilen weiter, wo der Redner die Begierden seines Königes zu dem Frieden erhebt; an dem Rande stand: Ja eine unersättliche Herrschsucht, und eine Begierde nach der Universalmonarchie mag er haben; er wird sich dieselbe

dieſelbe ſchon vergehen laſſen müſſen. Der Abt de la Ville macht ferner eine prächtige Abbildung aller groſſen Eigenſchaften ſeines Königes, die er mit allen Farben der Beredsamkeit und der Einbildungskraft ausmahlte. Bey dieſer Stelle hatte ſich unſer deutſcher Patriot nicht länger halten können. Im Zorne hatte er die ganze Beſchreibung durchſtrichen, und am Rande ſtunden folgende Ausdrücke ſeines Zornes: Es iſt alles nicht wahr; ich kann die franzöſiſchen Pralereyen nicht weiter leſen. Dieſe Worte waren vor allen andern ſehr flüchtig geſchrieben, welches ein deutlicher Beweis war, daß der Zorn dieſe Worte recht auf das Papier hingejagt hatte.

Ich konnte einige Zeit darauf die Begierde, dieſen deutſchen Eiſerer kennen zu lernen, welcher für die Ehre ſeines Vaterlandes ſo ängſtlich beſorgt geweſen, daß er die Vertheidigung derſelben ſogar auf ein öffentliches Zeitungsblatt ſchreiben müſſen, gegen meinen Schungeiſt nicht bergen. Amiel war ſeiner Art nach gefällig, und brachte mich auf die Studierſtube eines Gelehrten, und zeigte mir in ihm dieſen hitzigen Fürſprecher der Deutſchen. Ich erkannte ihn für einen Arzt, den ich damals, als die Rede des Abtes de la Ville in den Zeitungen geſtanden, ſehr ungeſtüm und beleidigt vom Milano weggehen ſah. Alle Anweſende hatten ſich über ſeinen Verdruß, welchen er bey ſeinem Weggehen blicken laſſen, verwundert, weil ſie die Urſache deſſelben nicht ertatzen können, die mir aber izt bekannt genug ward. Man hatte gleich zu der Zeit, als ich mich unſichtbar auf ſeiner Stube befand, die Nachricht von der in den Niederlanden für die Alliirten unglücklich ausgefallenen Schlacht erhalten. Die Gedanken meines Arztes waren izt damit beſchäftigt. Er konnte nicht begreifen, wie die Franzoſen hätten ſiegen können. Dieſe Nachricht, ſagte er zu ſich ſelbſt, iſt zu frühzeitig; ganz gewiß wird ſie mit der nächſten Poſt wiederrufen werden. Städte können die Franzoſen wohl einnehmen, die ſich nicht

nicht vertheidigen. Aber im Felde . . . Mein, sie können nicht gesiegt haben. Doch gefest, daß sie auch das Feld behauptet, so wird ihnen gewiß kein Ruhm daraus erwachsen. Wir wollten doch sehen, was sie diesen Sommer würden angefangen haben, wenn sie keinen deutschen Feldherrn hätten. Wie ist es ihnen denn in Italien ergangen? Ja da werden sie von keinem Deutschen angeführt. Hier hielt er in seinen Gedanken eine lange und hitzige Rede wider die Deutschen, die ihr tapfres Blut verleugneten, und ihrem Vaterlande untreu würden. Meine Seele hatte keine Lust, diese Strafrede anzuhören, und ich sah mich in seiner Bibliothek um, weil man in allein, was um einen seltsamen und außerordentlichen Mann ist, und ihm zugehört, Spuren und Ausdrücke seines Characters finden kann. Die Bücher, die ich fand, betrafen alle die verschiednen Theile der Arzneywissenschaft. Die Werke der Deutschen fielen einem sogleich in die Augen; die Schriften der Ausländer, und vornämlich der Franzosen, waren hin und wieder an solche Stellen versteckt, daß man sie lange Zeit nicht finden konnte. Ich bemerkte noch einen andern Unterschied unter den Französischen und Deutschen Büchern. Die Deutschen waren sämmtlich in prächtge und kostbare Bände gebunden, sie mochten gut oder schlecht seyn; denn alle Bücher verdienten eine Stelle in seiner Bibliothek, welche Deutsch waren. Die Französischen Schriften hatten alle schlechte Bände; diejenigen, welche sich durch ihren innern Werth vor den Deutschen ausnahmen, waren gar nur in Pappe gebunden, und diejenigen, welche Streichschriften wider Deutsche enthielten, waren bloß geheftet. Ich fand auch hier und da Bildnisse grosser Aerzte. Die Bildnisse der Deutschen waren mit Glas überzogen, in goldne Rähnen eingefast, und sehr rein; die Französischen aber ohne alle Einfassung, bloß mit kleinen Nägeln bevestigt, und voll Staub. Ich unterredete mich hierauf mit meinem Schutzgeiste von dem Character dieses Mannes. Es ist nicht zu glauben,

glauben, sagte Amiel, wie heftig dieser Arzt wider die Franzosen eingenommen ist. Seine meiste Beschäftigung besteht in der Vergleichung der Deutschen mit den Franzosen. Du kannst leicht urtheilen, wer den Vorzug hat. Er eifert ohne Aufhören wider den Stolz und die Aufgeblasenheit der Französischen Nation. Er setzt immer entgegen. Wenn du dich mit ihm in ein Gespräch einlassen, und ihm einen berühmten Französischen Arzt nennen wolltest, so würde er dir zehn Deutsche dagegen nennen. Darum bekümmert er sich nicht, vortrefflichen Franzosen vortreffliche Deutsche entgegen zu setzen. Wenn man sagt: Um diese Zeit lebte dieser oder jener Französische Arzt, so antwortet er: Um diese Zeit hatten wir diese oder jene Deutschen, die sich auch durch ihre Arzneywissenschaft bekannt machten. Er ärgert sich aber der Fall, daß er wider die Franzosen keine Deutschen ausbringen kann, oder daß jener Verdienste viel zu groß sind, als daß er sie, wie er wohl wollte, in Zweifel ziehen könnte, so weiß er gleich eine andre Ausflucht, sich zu beruhigen. Es ist wahr, sagt er, sie haben Verdienste, ich bin unpartheyisch, ich will ihnen ihren Ruhm nicht absprechen. Aber von wem stammen denn die Franzosen ab? Kommen sie nicht vom Deutschen Blute her? Sind sie nicht Abkömmlinge der Franken? Und sind die Franken nicht Deutsche? Sehn Daß gegen diese Ausländer hat in alle seine Handlungen, so klein sie scheinen mögen, einen Einfluß. Er wird von keiner Speise essen, die einen Französischen Namen hat. Du kannst es schon an seinem altväterischen und ungeheißten Kleide sehen, daß er ein rechtschaffner Deutscher ist, wie er sich selbst dieses Zeugniß giebt. Man sagt ja, unterbrach ich meinen Schutzgeist, daß er eine sehr artige und verständige Frau habe, und daß sie in keine Gesellschaften kommen dürfe, sondern immer um ihn bleiben müsse. Die Ursache, die man davon angiebt, soll seine allzu eifersüchtige und misstrauische Liebe seyn. Man giebe, antwortete

Amiel,

Amiel, eine ganz unrichtige Ursache davon an. Sein Haß gegen die Franzosen macht sie zu einer Gefangnen. Du wunderst dich, wie das zugehe? Sie soll keine Französische Kleider tragen, sondern solche, welche nach dem Muster der alten Deutschen Frauenzimmerkleidungen zugeschnitten sind. Die gute Frau muß sich nach dem Eigensinne ihres Mannes richten, um durch seinen patriotischen Eifer nicht unglücklich zu werden. Sie kommt also, da sie keine Französische Moden tragen darf, in keine Gesellschaften, um selbst nicht lächerlich zu werden, und ihren Mann nicht noch lächerlicher zu machen, als er schon ist. Er ist im Anfange sterblich in sie verliebt gewesen. Allein die gute Frau, die damals mit seiner Liebe zu seinem Vaterlande nicht so bekannt war, als ist, verging sich in einer Gesellschaft in seiner Gegenwart, und sagte, daß sie allen Verstand, und Geschmack, den sie besaß, dem Lesen Französischer Bücher zu danken hätte. Dieses Bekenntniß hat ihn aufgebracht, und seine Liebe in eine unüberwindliche Kalksinnigkeit verwandelt; er hat dasselbe als einen Hochmuth angesehen, und ihr befohlen, die Französischen Moden abzulegen, damit sie durch dieselben nicht noch eitler werden möchte. So viel erzählte mir Amiel von seinem Character. Das ist ein Glück, daß er kein Kenner der schönen Wissenschaften, und kein Schriftsteller ist, und folglich nicht weiß, was *Bouhours* von den Deutschen Böses gesagt. Er würde schreiben: vielleicht weiß man aus gedruckten Schriften wie Eitler schreiben. Es würde viele Mühe kosten, ihn von andern patriotischen Schriftstellern zu unterscheiden.

Ich zweifle gar nicht, daß meine Leser diese Geschichte und diesen Character nicht für unwahrscheinlich und unglaublich halten werden. Ich stelle ihnen solches frey, ob mir gleich mein Gewissen das Zeugniß giebt, daß ich dieses Bild nach der Natur gearbeitet und abgebildet habe, wenn

fern sie nur daraus abnehmen lernen, wie lächerlich eine allzu übertriebene Liebe zu seinem Vaterlande sey. Sie muß uns niemals, wenn man von den Vorzügen unsers Vaterlandes und anderer Länder reden muß, in einen solchen Eifer bringen, daß es aussieht, als ob einem das ganze heilige Römische Reich einmüthig seine Vertheiligung aufgetragen, und zu seinem Sprecher erwählt habe. Vielweniger muß uns diese Liebe zu Ungerechtigkeiten verleiten, daß wir, aus einem ungereimten Neide, den Ausländern ihre Vollkommenheiten und Vorzüge absprechen, oder uns gar in die Thorheit stürzen, daß wir das Gute an den Ausländern nicht nachahmen mögen, weil es ausländisch ist.

Ich könnte verschiednes von der Liebe zum Vaterlande reden, und zum Besten meiner Mitbürger die Grenzen bestimmen, in welche sie eingeschlossen bleiben muß. Weil diese Materie aber zum Theil schon von andern ausgeführt worden, und ich zu ihrer Ausführung nicht Raum genug habe, so will ich meinen Lesern einen Brief mittheilen, der einige Verwandtschaft damit hat.

Mein Herr!

Sie werden mir keinen geringen Gefallen erweisen, wenn Sie diesen Brief drucken lassen, damit er dreyen von meinen Bekannten in die Hände kommen möge, die ihn verursacht haben. Ich bin gezwungen, sehr oft in ihre Gesellschaft zu kommen. Diese würde mir ungemein angenehm seyn, weil sie viel lebenswürdige Eigenschaften und Verdienste besitzen; allein ein einziger Fehler an ihnen zwingt mich sehr oft wider meinen Willen, alle ihre Vollkommenheiten eine Zeitlang zu vergessen. Dieser Fehler besteht darinnen, daß sie zu oft und zu gern von ihrer Vaterstadt reden. Der eine ist aus Danzig, der andre aus Nürnberg, und der dritte aus Erfurt. Der eine hat mir den Bau aller Kirchen in Danzig in mehr als hundert Erzählungen abgezeichnet; die Hamburgischen Kirchen sind gegen die Danziger nichts, gar nichts; ohngeachtet ihre Pracht und ihre Bauart alle Fremde bewundern; ich weiß, wie viel jede Fenster hat; ich weiß, wie oft und wie prächtig Candel und Altar bescheidet werden können; ich weiß die Ordnung der Stühle und Emporkirchen. Es ist keine Rathsherren Rutsche in Danzig, die er

mit

mir nicht zehnmal beschrieben hat. Ich habe mich, um diese Nachrichten nicht immer zu hören, im Anfange recht gelehrig angestellt; aber es ist, als ob er glaubt, daß ich nichts fassen kann, weil er alles so unzähligemale wiederholt. Ich habe auch ein richtiges Verzeichniß aller Bomben, die von den Russen hienäher geworfen worden; ich bin auf dem Danziger Kirchhofe besetzt, als auf einem Hamburgischen bekannet, so oft hat dieser gute Freund meine Gedanken auf demselben herum geführt. Der andre ist aus Nürnberg. Der Verstand dieses Menschen ist in dem Lobe seiner Vaterstadt vollends unerlöschlich. Sie dürfen nur Hübners Geographie und Berckmeyers curiosen Antiquarium von dieser Stadt nachlesen, so werden sie sehen, daß er eine etliche Materie hat. Sehen sie hinzu, daß er mit mir dieses wichtige Stück aus der Erdbeschreibung alle Monat gern einige male wiederholt, so werden sie leicht glauben, daß er fast von nichts, als von Nürnberg mit mir redet. Ich wollte lieber, daß er von sich selbst spräche; die Eigenschaften seines Verstandes und Herzens würden ihm einen weit fruchtbareren und zugleich angenehmeren Stoff darbieten. Vom Erfurter habe ich nunmehr alle Namen und Charaktere durchgehört, die auf der großen Glocke stehen. Das erstemal habe ich ihnen noch gern zugehört, weil es mir lieb war, einige Kenntniß dieser Städte zu erhalten; allein das andremal wurden mir ihre Erzählungen und Lobreden verdrüsslich, und nunmehr sind sie mir unerträglich. Das verdrüsslichste ist, daß sie jede andre Stadt verachten, die nicht, Danzig, Erfurt oder Nürnberg, ist. Sie erniedrigen eine jede Stadt, die ibrigen zu erheben. In ihrer Stadt sind bald größere Häuser, bald vornehmere, bald reichere Leute, als in andern Städten. Sie kernen nicht schweigen, wenn ich gleich zuweilen frage, ob auch ihre Einwohner verständiger und bescheidener, als die Einwohner anderer Dörfer sind? Ob auch ihre Handlung durch alle Theile der Welt gehet, und sie mit dem Ueberflusse ihrer Waaren andere Städte und Staaten reichlich versorgen können? Wenn sie nur überlegten, daß sie nicht die einzigen sind, die ihre Vaterstadt lieben, und daß andre beleidigt werden müssen, wenn man ohne Aufhören von den Vorzügen seines Geburtsortes vor andern Städten redet. Ich empfehle diese Materie ihrer Betrachtung, mein Herr; sie können vielleicht diese allzu große Liebe zu seiner Vaterstadt auf den rechten Grad herunter setzen. Ich bin,

Mein Herr,

Von Hauck,
den 23 Jan. 1747.

Ihre ergebener Diener
A. M.

Der Schutzgeist.

Neun und dreyßigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 2 Februaris 1747.



Da mir mein Schutzgeist seit einigen Tagen ausgeblieben, so will ich statt dessen, was er mir vielleicht geoffenbaret hätte, meinen Lesern einen Aufsatz von der Ehrfurcht gegen das Alter, aus dem Französischen des sinnreichen Herrn Lffen* vorlegen.

Man sieht aus der Erfahrung, daß durch die ganze Welt gewisse Gebräuche ausgebreitet sind, die nicht von der Vernunft hergeleitet werden können, und doch auch durch keine allgemeine Einwilligung der Völker eingeführt worden sind. Man würde wegen des Ursprunges dieser Gebräuche immer in einer völligen Unwissenheit bleiben, wenn man nicht annehmen wollte, daß sie die mündliche Sage von einer einzigen Familie auf alle Nationen der Welt, die von derselben nur verschiedne Zweige sind, fortgepflanzt habe.

Die Opfer sind zum Exempel unter allen Völkern im Gebrauche gewesen, ob sie gleich von der geoffenbarten Gottesgefahrtheit nichts gewußt haben. Alle Abgötter, die in ihrem Götzendienste so sehr von einander unterschieden

D q

den

* Aus seinem Menschenfeinde, aus dem andern Theile, auf der 279 Seite.

den sind, kommen doch darinnen überein, daß sie ihren Götzen gewisse Opfer bringen. Die Vernunft ist nicht allein nicht der Ursprung dieser Gewohnheit, weil es klar ist, daß das Blut der Thiere und der Zorn der Götter kein Verhältniß gegen einander haben, sondern man kann auch nicht einmal begreifen, wie der Einfall, den Göttern Opfer abzuschlachten, den Menschen in den Sinn kommen können.

Das einzige Mittel, aus der Verwirrung in diesem Stücke herauszukommen, das uns übrig bleibt, ist dieses, daß man glaube: Der erste Stifter, der ein großes Ansehen gehabt, müsse diesen Gebrauch zu opfern bei einer Nation angeordnet haben, von welcher die andern alle herkommen. Hat gleich diese Meinung keine überzeugende Deutlichkeit, so ist doch die Glaubwürdigkeit derselben so groß, daß sie einer Demonstration sehr nahe kommt. Sie führt uns sehr natürlich auf ein erstes Wesen, und auf einen ersten Menschen zurück.

Ich behaupte auch, daß die in der ganzen Welt hergebrachte Gewohnheit, die Alten mehr, als andre zu verehren, von eben der Art sey, als der Gebrauch zu opfern, weil man in der Vernunft keine Quelle entdeckt, aus welcher sie herfließen könnte.

Es ist gewiß, daß nach dem Rechte der Natur und Vernunft, der einzige Bewegungsgrund, einen zu verehren, die vorzügliche Grösse seiner Verdienste seyn kann. Man wird nicht darthun können, daß das Alter seiner Natur nach schon einiger Ehrfurcht werth sey.

Es bleibe uns also die Untersuchung übrig, ob sich diese vorzügliche Grösse der Verdienste mehr im Alter, als
in

in den andern Lebenszeiten des Menschen finde, und das ist es eben, woran man vernünftiger Weise zweifeln kann. Wenn man seine Meinungen auf die Vernunft allein gründen will, so ist man gezwungen zu glauben, daß in dem männlichen Alter vornämlich sich das Verdienst in seinem völligen Glanze zeige, und daß das Alter um die Jugend beynahe gleich weit von diesem Grade der Vollkommenheit entfernt sey.

Die Jugend ist lebhaft, ungestüm, immer ein Raub der Ausschweifungen, und ihren hitzigen Leidenschaften überlassen. Man kann sagen, daß sie eine beständige Trunkenheit, oder mit dem Herrn Rochefoucault zu reden, das Fieber der Vernunft sey. Selten sieht man, daß junge Leute sich Mühe geben, die Kräfte ihres Verstandes, und vornämlich die Vernunft anzubauen. Ihre gemeinste Beschäftigung ist das Vergnügen, und das Studiren nur ein Zeitvertreib und Nebenwerk. Allein wenn sie auch einmal anfangen, vernünftige Ueberlegungen anzustellen, so befreien sie sich sehr leicht von ihren Vorurtheilen, die nicht Zeit gehabt haben, tiefe Wurzeln in ihrem Herzen zu schlagen. Da sie auf gewisse Weise sich gegen die Meinungen gleichgültig verhalten, so können sie durch die natürliche Richtigkeit der gesunden Vernunft leicht solche Grundsätze annehmen, die der Wahrheit am gemähesten sind.

Die Alten haben diese lebhaften und stürmischen Leidenschaften nicht, die dem Geiste die Freiheit, sich thätig zu erweisen, nehmen. Allein die Stärke ihrer Vernunft müßt sich eben so wohl, als die Lebhaftigkeit der Leidenschaften ab, und eben die Schlassucht, in welche ihre Begierden verfallen, erstreckt sich auch über ihre Vernunft.

Wenn

Wenn überdies Leute von einem hohen Alter in ihrer Jugend sich eine schlimme Methode zu schliessen angewöhnt haben, so sind sie durch die lange Reihe der Jahre so sehr darinnen bestärkt worden, daß sie sich unmöglich davon losreißen können. Je mehr man Gedanken an einen falschen Grundsatz bevestigt, desto weiter entfernt man sich von der Wahrheit. Man gleicht darinnen Leuten, die sich vom rechten Wege verirren, und auf desto gefährlichere Abwege gerathen, je weiter sie auf der unrechten Strasse fortgehen. Die Meinung, mit welcher sich die Alten bekannt gemacht haben, mag noch so irrig, und die Beweise dawider mögen noch so überzeugend seyn, so werden dieselben nicht Gewalt genug besitzen, ihnen die Augen zu öffnen. Die Hartnäckigkeit ist ihr herrschender Fehler, und gemeiniglich machen sie ihr Alter zu einem allgemeinen Beweise, durch welchen sie alles zu Boden zu schlagen meinen, was ihnen diejenigen entgegen setzen, welche das Glück haben, daß sie noch nicht so lange auf der Welt gelebt, als diese Greise. Könnte sich ein Alter wohl entschliessen, seine Art zu denken zu verändern, um in einem Augenblicke die Früchte alles seines Studirens zu verlieren, und von neuem Schüler zu werden? Ein solches Opfer wird er von seiner Eigenliebe nicht erhalten können. Er setzt lieber einmal für allemal zum voraus, daß die jungen Leute keinen Menschenverstand haben, und daß nichts ausschweifender ist, als dieß, mehr als seine Lehrer wissen zu wollen.

Ich räume es ein, daß die Erfahrung ein grosser Vortheil ist, den die Alten vor jungen Leuten zum voraus haben; allein es ist auch gewiß, daß man, um sich dieselbe einigermaßen zu Nutze zu machen, durch eine durchdringende und lebhafteste Einsicht, und durch eine richtige und
grosse

grosse Urtheilskraft, diese Erfahrung zu brauchen, und ihr ihren rechten Werth zu geben wissen müsse.

Wenn man über die Erfolge des Lebens verkehrt urtheilt, so erwirbt man sich nicht nur keine Geschicklichkeit, sondern man verfällt auch in eine hochmüthige Unwissenheit, die darum, weil sie stolz ist, unseelisch noch mehr verdient, als die Unwissenheit der Jugend, die gemeiniglich doch von einiger Belehrigkeit begleitet wird.

Was die Tugend betrifft, so hat ein hohes Alter vor der Jugend keinen so grossen Vorzug, als man sich insgemein einbildet.

Es geschieht nur allzuoft, daß die Alten ihr Unvermögen, lasterhaft zu seyn, für Tugend halten. Sie haben keine Begierden mehr zu bestreiten, und sie sehen diese Unthätigkeit für nichts geringers, als für den ruhmvollsten Sieg an, den man über ein unordentliches Herz und über ein unglückliches Temperament davon getragen.

Oft behält man im Alter unvermögende Begierden, und man verzweifelt fast darüber, daß man ihnen nicht genug thun kann. Oft ist der Unwille eines Alten wider die Unordnungen der Jugend nichts weniger als ein Kennzeichen seiner Tugend, sondern vielmehr ein niederträchtiger Neid, der in seinem Herzen die Vorstellungen der Lust erweckt, die er nicht mehr schmecken kann. Ueberdies ist es wahr, daß das Alter lasterhaft, von denen es vor andern angesteckt ist. Der Veiz ist zum Exempel ihre Schoosünde. Er ist immer ein lächerlicher Fehler; allein vornämlich ist er eine unbegreifliche Ausschweifung bey denen, welche die Reichtümer der Reichtümer wegen selbst lieben, und die eine heftige Begierde nach demjenigen Gute haben,

haben, dessen sie sich nicht mehr bedienen können, und dessen Besitz ihnen der Tod bald rauben wird.

Wir wollen hinzusetzen, daß die Eigenliebe der jungen Leute nicht so heftig ist, als die Eigenliebe der Alten. Diese ist ihre einzige Leidenschaft. Alle ihre andern Begierden verlieren sich als in einem Abgrunde in derselben. Die Neigungen eines jungen Menschen breiten sich über unzählige Gegenstände aus; die Begierden der Alten sind in ihnen selbst concentrirt. Je mehr sie zu ihrem Untergange fertig sind, je kostbarer werden sie sich, und desto mehr Sorge tragen sie für ihre Vortheile und Bequemlichkeiten. Sie hassen sie die ganze Welt, um sich selbst desto mehr zu lieben, und gemeiniglich ist nichts härter und unempfindlicher, als das Herz einer alten Person. Ein Alter denkt nur an sich selbst; er redet nur von sich selbst; er hält alle Augenblicke für verloren, in welchen er sich nicht mit sich selbst beschäftigt. Er verlangt überdies, andern auch so werth und kostbar zu seyn, als er sich selbst ist; er sagt ihnen, was er ist, was er seyn wird, und vornämlich, was er gewesen ist. Sein Husten, sein Schnupfen, seine Schwachheit, alles scheint ihm wichtig genug zu seyn, die Aufmerksamkeit derjenigen zu beschäftigen; mit denen er redet.

Aus dieser wunderbaren Liebe und Bärtlichkeit gegen sich selbst entspringen seine Furchtsamkeit, seine Trägheit, sein mürrisches Wesen, das alle Augenblicke durch die geringsten Kleinigkeiten verursacht werden kann, mit einem Worte, seine verhassten Manieren, welche er in sein Haus zu verschließen und für sich zu behalten, sich nicht entschließen kann.

Ich räume ein, daß ein alter vernünftiger und tugendhafter Mann einen unendlichen Werth hat. Man kann
an

an ihm eine lebendige Geschichte seines Jahrhunderts haben. Er weiß besondre Begebenheiten, die er mit sonderbaren Anmerkungen begleitet, die das Alter in seinem Verstand reif gemacht hat. Vornämlich sind seine Vorschriften, die er wegen der äußerlichen Aufführung giebt, Drakelsprüche, die man mit einer tiefen Ehrfurcht annehmen muß. Da er mit seinem Verhalten zufrieden ist, so dauert er das Vergangne nicht; er fürchtet sich vor der Zukunft nicht, und die Ruhe seines Herzens macht seinen Umgang angenehm und einnehmend. Allein die Alten von der Art sind so selten, daß es nicht möglich ist, zu glauben, daß sie den Menschen die Ehrfurcht eingeflößt haben sollten, die man gemeiniglich dem hohen Alter als ein Opfer schuldig zu seyn glaubt. Junge gefestete Leute, und tugendhafte verständige Greise sind in der menschlichen Gesellschaft gleich selten.

Allein die Vernunft äußert sich im männlichen Alter in aller ihrer Stärke. Ihre Leidenschaften sind nicht verloren, aber dafür gelehriger und biegsamer geworden, und sie sind den Verdiensten mehr zuträglich, als schädlich. In dieser Lebenszeit besitzt man alle Klugheit, ein Vorhaben zu überlegen und zu fassen, und alle nöthige Lebhaftigkeit, dasselbe wohl auszuführen. Die Vernunft fodert also, daß wir dieses Alter vor andern wegen der vorzüglichen Würde seiner Verdienste ehren sollen.

Woher geschieht aber überhaupt bey allen Völkern das Gegentheil? Hier ist die einzige Ursache, die ich davon anzugeben weiß. Im Anfange der Welt erlebten die Väter eine sehr zahlreiche Nachkommenschaft, über welche sie nach dem natürlichsten unter allen Rechten unumschränkt regierten. Daher ist auch ohne Zweifel die erste Regierungsform gekommen, welche bey den Menschen Statt gefunden,

funken, die sonst nach dem Rechte der Natur einander alle gleich sind. Man hat also in den ersten Familien der Welt das Ansehen der Alten mit ihrem Alter, und die Ehrfurcht, die man für sie hatte, mit ihrem Ansehen zunehmen gesehen. Die Menschen hatten damals keinen andern Herrn, und keinen andern Richter, als den Obersten ihrer Familie. Nachdem sich darauf die Familien nach und nach über die Erde ausgebreitet, und ganze verschiedene Völker ausgemacht haben, so ist die Vorstellung von der Ehrwürdigkeit der Alten unter dem menschlichen Geschlechte durch eine beständige Sage fortgepflanzt worden, und die Väter haben dieselbe ihren Kindern als eine unstreitige Wahrheit um so viel mehr anbefohlen, da sie ihren Vortheil dabey fanden.

Es sollte mir verdrießlich seyn, wenn meine Meinung alten Greisen verdrösse. Ich fange an, meine Ursachen zu haben, um derentwillen ich ihnen ihre Rechte nicht streitig machen sollte; man wird, wofern meine Betrachtungen nichts taugen sollten, mir ein Vergnügen machen, wenn man mich davon unterrichtet.



Der Schutzgeist.

Vierzigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 9 Februaris 1747.



s ist nicht allein das Schicksal kleiner und unnützer Geister, welche sich durch keine rühmlichen Thaten um das gemeine Wesen verdient gemacht haben, daß ihr Name mit ihrem Tode aufhört, sondern auch ein Unglück, welches nicht selten grosse Männer, so wenig sie dasselbe zu befürchten haben sollten, dennoch betrifft, ob sie gleich wegen ihrer Verdienste der Unsterblichkeit noch so sehr würdig sind. So willig ich durch die Bemühungen meines Schutzgeistes geworden bin, ein Menschenfreund zu seyn, so viel Mühe muß ich anwenden, die aufsteigenden Regungen des Menschenhasses zu unterdrücken, wenn ich an diese ungerechte Undankbarkeit der Menschen gedenke, welche unter den faulen und unnützen Lasten der Erde, und unter denen Bürgern, welche sich mit allem Eifer bestrebt haben, der Republik nützlich zu werden, und sich durch Verdienste vor andern hervorzuthun, einen so geringen Unterscheid macht.

Ich glaube, daß mich diese Betrachtung um so viel mehr zum Zorne wider die Menschen berechtigt, weil mich die Erfahrung lehret, daß sie ihre Undankbarkeit noch höher treiben, und nicht allein den Namen grosser Männer mit ihrem Körper unberuhigt sterben sehen, sondern nicht einmal denen, welche in der Republik durch nichts, als durch den Besitz ihrer Reichthümer und Güter merkwürdig gewesen, ein

gleiches Schicksal wiederfahren lassen. Man gebe einem Manne Verdienste, und lasse ihn ohne Reichthümer sterben, sein Gedächtniß wird bald verschwunden seyn; ein Reicher stirbt, der, wie Heräus sagt, sechs Viehe vor dem Wagen, und viere hinten drauf hatte, als er noch lebte, und man wird noch lange Zeit in Gesellschaften von ihm reden hören.

In diesen traurigen Betrachtungen werde ich vornämlich zu der Zeit unterhalten, wenn ich in unsern Kirchen spaziere, und über Gräber gehe, in welchen, so viel Nachrichten ich davon habe, rechtschaffne Männer begraben liegen, ohne daß sich ihre Gräber von andern unterscheiden, woben ich nothwendig auf die betrübtten Gedanken gerathen muß, daß sogar die Verdienste vor der Vergänglichkeit nicht ganz gesichert sind. Ich werde noch mehr darinnen bestärkt, wenn ich die stolzen Grabmäler solcher Leute sehe, von denen ich gewiß bin, daß sie keine andre Tugend besessen haben, als diese, daß sie nicht arm und niedrig gewesen sind. Man sollte aus der Pracht und Kostbarkeit vieler Begräbnisse schliessen, daß diejenigen, welche darinnen ein Raub der Würmer werden, zum wenigsten Erretter des Vaterlandes gewesen seyn müßten, da ich doch durch meinen Schutzgeist sichere Nachrichten habe, daß vielleicht der Künstler, der mit ihnen nicht weit davon unter einem schlechten aufgeworfnen Haufen von Erde ein gleiches Schicksal erfährt, mehr Verdienste um das gemeine Wesen, als sie gehabt, und sich eine weit grössere Hochachtung, als sie, erworben hat. Ich habe dabey immer einen doppelten Verdruss empfunden, daß man nicht nur das Vergnügen entbehret, die Verdienste nach dem Tode ihrer Besitzer noch zu ehren, weil ihre Gräber nicht bezeichnet sind, sondern auch leicht verführt werden kann, wenn man prächtige Grabmäler sieht, solchen Menschen Tugenden zuzueignen, welche vielleicht bey dem Mangel der Verdienste
noch

noch dazu lasterhafte Bösewichter gewesen sind. Es muß für einen rechtschaffnen Mann zum wenigsten eine Kränkung seyn, wenn er sieht, daß die Reichthümer oder auferlichen Ehren auch sogar nach dem Tode sich den Vorzug über die Verdienste anmaßen, und Leute, die ganz vergessen werden sollten, sich die Unsterblichkeit in 3 Namens erkaufen können, die sie nicht zu verdienen wissen.

Ich habe aus dieser Ursache oft bey mir selbst gewünscht, daß von dem gemeinen Wesen ein öffentlicher Aufseher über die Grabmäler und ihre Aufschriften verordnet werden möchte. Sein Amt müßte dieses seyn, daß er das Leben eines jeden Verstorbenen untersuchen, und nach der Beschaffenheit desselben die Einrichtung seines Grabmales bestimmen müßte, damit sich der Stolz und die Eitelkeit nicht mehr in den Bau der Grabmäler, und in die Verfertigung der Aufschriften mengen könnten. Ich erzürne mich allemal, wenn ich sehe, daß auf dem Leichensteine einer Duhlerin ihr das Lob einer vielbelobten und tugendhaften Jungfrau, und einem Wucherer der Ruhm eines barmherzigen und mildthätigen Mannes bengelegt wird. Ein solcher öffentlicher Aufseher würde die Wahrheit vor unzähligen Beleidigungen schützen können, die ihr sogar auf den Leichensteinen und die Grabschriften angehan werden. Eine Kirche sollte zum wenigsten die geheiligte Stätte seyn, wo sich die Lügen nicht hinwagen dürfen. Man würde sodann auf keinem Grabmale sagen, daß ein Betrüger ein rechtschaffner Mann gewesen, und ein Mann, über dessen Tod Wittwen und Waisen eine Freude gehabt, von Wittwen und Waisen bedauert worden wäre. Die Wahrheit, welche bey Lebzeiten vieler Leute entweder durch die Furcht vor ihnen, oder durch die Hoffnung, oder durch andre Leidenschaften unterdrückt worden, würde sich durch die Gewalt eines solchen öffentlichen Aufsehers nach ihrem Tode ohne Scheu sehen lassen dürfen,

dürfen, und oft würde ein Mensch, den die Schmeicheln vergötterte, als er noch lebte, durch seinen Tod noch weniger als ein Mensch werden. Ein solcher Aufseher würde die Verdienste, welche bey dem Leben ihrer Besitzer entweder durch ihre Bescheidenheit, oder durch die Niedrigkeit verbergen gehalten worden, bekannt, und zu Beyspielen für die Lebendigen machen. Ich weiß wohl, daß mein Wunsch unter die unmöglichen Wünsche gehört, die niemals in Erfüllung kommen; allein man thut schon etwas Gutes, wenn man nur etwas Gutes wünscht, gesetzt, daß sich die Welt dessen nie zu erfreuen haben wird.

Ich hoffe, man wird sich aus meinen Blättern den Character von mir gemacht haben, daß ich alle meine Beschäftigungen diese seyn lasse, ein Freund der Wahrheit und Aufrichtigkeit zu seyn. Aus diesem Grunde glaube ich, daß ich einem solchen öffentlichen Aufseher über die Grabschriften nützliche Dienste leisten könnte, wenn man einem dieses Amt auftragen wollte. Ich will ihr nicht gedenken, daß ich durch meine Geheimnisse im Stande bin, fast von eines jedweden Leben ziemlich zuverlässige Nachrichten zu haben. Mein Schutzgeist, dessen liebste Beschäftigung die Kenntniß der menschlichen Verdienste ist, und der es seine Arbeit seyn läßt, sogar die verborgnen und heimlichen Tugenden oder Fehler der Menschen zu beobachten, würde von den Verstorbnen sichere und wahrhaftere Lebensbeschreibungen liefern, als erfreute oder gebeugte Erben machen können. Die Natur der Grabschriften erfordert es, daß sie kurz seyn, und dennoch die vornehmsten Nachrichten von dem Leben der Abgeschiednen enthalten müssen. Ich glaube nicht, daß es einem öffentlichen Aufseher über die Grabschriften sehr schwer werden sollte, die Lebensbeschreibungen der Verstorbnen ins kurze zu bringen. Mich dünkt, er würde ein sehr bequemes und leichtes Amt haben. Die meisten Grabschriften würden nicht

nicht mehr enthalten dürfen, als die Benennung des Jahres, in welchem der Verstorbne gebohren worden, und die Zahl des Jahres, in welchem er die Welt wiederum verlassen. Sie würden in den wenigen Worten bestehen können: Er ward gebohren, und starb. Der Fall sollte sich so gar oft nicht eräugnen, daß er wegen der grossen Menge der löblichen Handlungen eines Menschen sehr lange Zeit nöthig haben würde, dieselben entweder alle, oder auch nur diejenigen Verdienste, welche zur Bestimmung seines wahren Characters unentbehrlich wären, in seine Grabschrift zu bringen. Da ich auf das Leben der meisten Menschen mich sehr aufmerksam bezeige, so will ich hier einige Beispiele geben, wie sehr viele, wo nicht die meisten Grabschriften aussehn würden. Diejenigen, auf welche ich diese Grabschriften verfertigt, leben zwar noch; allein ich habe keine wahrscheinlichere Gründe, zu vermuthen, daß man nach fünf, zehn, zwanzig oder dreßsig Jahren mehr von ihnen zu sagen haben wird.

Proben einiger Grabschriften.

Laelius, ein Mann, der die Nichtigkeit der Reichthümer und Güther erkannte, theilte dieselben unter die Köche aus, verschenkte sie an die Caffeehäuser und Weinkeller, und starb.

Gertrud Delila war ein junges Frauenzimmer, hatte Anbeter, liebäugelte, und starb.

Lucius, ein ehrllicher Künstler, arbeitete, und starb. Er wurde bey seinem Tode nicht beklagt; denn er war arm.

Armante, ein Frauenzimmer, dem in ihrem zwanzigsten Jahre gesagt worden war, daß sie schön wäre, bildete sich in ihrem fünfzigsten Jahre ein, daß sie sich erst
im

im dreißigsten befände, trat vor dem Spiegel, und nahm die erste wichtige Handlung in ihrem Leben vor, und starb.

Celia nahm einen Mann, gebahr Kinder, schalt auf ihren Mann, und starb.

Julius Schön, ein Jüngling, welcher wohl zu leben wußte, weil er einen vornehmen Vater hatte, kleidete sich schön, trällerte, lachte, und starb.

So wenig die Grabchriften aller dieser Personen enthalten, desto weitläufiger sollten, den Gesetzen der Billigkeit gemäß, die Grabchriften derjenigen Männer seyn, die eine Menge löblicher Handlungen, als so viele Beweise von ihrem Daseyn auf der Welt aufzuzeigen haben. Allein es gereicht den Menschen nicht zur Ehre, daß viele verdienstvolle Männer sterben, deren Namen man in einem nicht viel bessern Andenken erhält, als vielleicht das Andenken der Personen seyn wird, deren Grabchriften ich zum voraus verfertigt habe.

Wenn ich gleich nicht unter denen bin, welche über eine allgemeine Verschlimmerung der Zeiten auf eine mürbische Art seufzen, und behaupten, daß unsre Zeiten alle ihre Fehler hätten, ohne ihre Tugenden zu haben, so lehrt mich doch eine traurige Erfahrung; daß es Jahrhunderte gegeben, in welchen die Verdienste grosser Männer nach ihrem Tode mehr erkannt, und mehr verherrlicht worden, als in unsern Zeiten. Als noch die Griechischen Republiken sich in ihrem blühenden und jugendlichen Zustande befanden, und in Rom die alte Tugend nicht durch die ausländische Weichlichkeit, und in der Folge der Zeiten durch die Tyranney ihrer Kayser vertrieben worden, oder in Verachtung gekommen war, so waren unter den Griechen sowohl, als unter den Römern verschiedne Wege gewöhnlich, den Ruhm grosser Männer nach ihrem Tode noch zu erhal-

erhalten, und fortzupflanzen. Die Geschichtschreiber, die Dichter, die Familien selbst, und die Künstler arbeiteten an der Erhaltung ihres Namens mit gemeinschaftlichen Kräften. Man darf nicht glauben, daß von den Alten unter die grossen Männer nur allein die Erretter des Vaterlandes, die Vertheidiger der Freyheit, die Feldherren, und die Helden gerechnet worden sind. Man baute nicht diesen allein prächtige Grabmäler, und man durfte nur sich in der Erfüllung der bürgerlichen Pflichten als ein Richter, oder als ein getreuer Unterthan, als ein Vater oder als ein Sohn hervorgethan haben, so konnte man schon der Erhaltung seines Namens nach seinem Tode gewiß seyn. Der Geschichtschreiber bildete den Character einer jättlichen und edlen Mutter eben so gern ab, als den Character einer Königin, welche ganze Nationen und Völker in den Streit führte, und beyde Charactere macht er mit einer gleichen Kunst. Allein wo werden in unsern Zeiten den Verdiensten Denkmäler ausgerichtet? Wo werden grosse Männer von Eltern ihren Familien als unsterbliche Beyspiele angepriesen? Wo eysern die Dichter um die Ausbreitung ihres Ruhmes? Und wo haben wir in unsern Zeiten die Geschichtschreiber, welche in ihren Lebensbeschreibungen grosser Männer von ihnen mehr, als das Jahr ihrer Geburt, das Jahr ihrer Verheyrathung, die Jahre, in welchen sie zu ihren Würden gelangt sind, und das Jahr und den Tag ihres Todes angeben? Oder aufrichtiger zu reden, wo sind unter uns die Geschichtschreiber, welche so fähig wären, als die Griechen, oder Römer, den Ruhm verdienstvoller Männer zu erhalten, und unsterblich zu machen?

Auf diese Betrachtungen und Anmerkungen bin ich durch den Verlust eines grossen Mannes unsrer Stadt, des der Unsterblichkeit so sehr würdigen Brookes gebracht worden,

den, welcher so groß ist, daß er alle diejenigen, die noch den Ruhm einiger Empfindung und Kenntniß der Verdienste haben wollen, in eine tief: Traurigkeit setzen müssen. Ich kann meinen Unwillen nicht bergen, den in den vergangenen Tagen diejenigen vornämlich in mir erregt haben, welche durch den Tod unsres Brockes nicht so sehr gerührt worden sind, als es seine mannichfaltigen Verdienste wohl erfordert hätten. Sein Name sollte auf allen Lippen schweben; allein mein Kummer, den ich allemal empfinde, wenn die Welt einen rechtschaffnen Mann mehr verliert, da ihrer vielleicht immer weniger groß gezogen werden, ist dadurch vermehrt worden, daß sehr viele von unsern Bürgern sich nicht sowohl darum bekümmern, was sie an unserm Brockes verloren, als darum, wer seine Stelle wiederum ersetzen würde. Diese Neubegierde würde rühmlich gewesen seyn, wenn sie entweder aus der Traurigkeit ihren Ursprung genommen hätte, oder doch mit einem wahrhaften Kummer über seinen Tod verbunden gewesen wäre. O wie nachtheilige Begriffe von ihrem Geschmacke an den Tugenden haben sie dadurch in rechtschaffnen Gemüthern erweckt, daß sie den Tod eines solchen Menschenfreundes nicht mit mehr als gleichgültigen Augen ansehen können! Denn bey einem solchen Verluste ist eine gemeine und alltägliche Traurigkeit schon eine Schande.

Es ist hier der Ort nicht, daß ich mich über die Verdienste unsers Brockes ausbreiten könnte; allein wie sehr wünschte ich, daß sein Leben von einem Manne, der mit allen Neigungen und Empfindungen seines edeln Herzens bekannt genug gewesen, beschrieben, und seine Menschenliebe, sein Eifer, die Wissenschaften zu befördern, von einem Dichter, der seiner würdig wäre, besungen werden möchte.

Der Schußgeist.

Ein und vierzigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 16 Februarus 1747.



Quintilian untersucht in seinen oratorischen Unterweisungen die Frage: Ob es besser sey, die Kinder in öffentlichen Schulen, oder in seinem Hause unter der Aufsicht eines besondern Lehrers unterrichten zu lassen? Man hat zu seinen Zeiten schon wider den Unterricht in öffentlichen Schulen den Einwurf gemacht, daß die Sitten und Tugenden der Kinder der Gefahr ausgesetzt würden, durch lasterhafte Denkspiele andrer Kinder verderbt zu werden. Man hat behauptet, daß mit der Erziehung der Kinder zu Hause dieser grosse Vortheil verbunden sey, daß ihnen von einem Lehrer, welcher nicht genöthigt sey, seinen Fleiß und seine Wissenschaft unter viele zu vertheilen, eine weit grössere und weitläufigere Erkenntniß beigebracht werden könne. Allein Quintilian widerlegt diese beyden Einwürfe, welche wider den öffentlichen Unterricht der Kinder in Schulen vorgebracht werden, mit dem grossen Verstande, der seiner Zeiten so grosse Männer erzogen hat. Er merkt an, daß die Kinder ihre Laster oder Fehler gemeinlich nicht sowohl in öffentlichen Schulen erlernen, oder annehmen, sondern dieselben vielmehr mitbringen, und die mitgebrachten Verderbnisse nur in den Schulen äussern. Nachdem er den andern Einwurf halb eingeräumt, und halb widerlegt hat, so setzt er die Vortheile aus einander, die mit dem Unterrichte der Kinder in öffentlichen

öffentlichen Schulen verbunden sind. Diese Vortheile bestehen vornämlich in diesen beyden, daß die Kinder die Welt kennen lernen, und löbliche Beispiele sehen, die sie mit einer rühmlichen und der menschlichen Natur angebotenen Nachahmung und Ehrbegierde entweder zu übertreffen, oder einzuholen suchen.

Man kann aus eben diesen Gründen, aus welchen Quintilian den öffentlichen Unterricht der Kinder einer Privaterziehung vorzieht, die Frage entscheiden: Ob es für die Unschuld junger Frauenzimmer besser sey, dieselben immer zu Hause in einer strengen Eingezogenheit zu halten, oder sie Gesellschaften und Zusammenkünfte besuchen zu lassen? Ich will mich wider die allgemeine Gewohnheit unserer Stadt, welche jungen unberechtigten Frauenzimmer das harte Gefäß, immer in der Einsamkeit zu leben, aufgelegt, sie an ihre Wohnungen gefesselt, und ihnen fast allen Umgang mit den Personen unsers Geschlechtes untersagt hat, eben nicht empören. Ich wünschte nur, daß man die Vorurtheile, welche gemeiniglich die Gefährten dieser Gewohnheit sind, ablegen möchte. Ein junges Frauenzimmer, das sich mit einer solchen Freyheit, welche mit der Tugend und Unschuld bestehen kann, das Vergnügen aus dem Umgange mit Personen unsers Geschlechtes zuläßt, wird dadurch sogleich ein Gegenstand der Verleumdung und des Argwohnes. Ein Frauenzimmer, wenn es nicht von einem sehr vornehmen Stande ist, darf sich nicht unterstehen, sich von einer Person unsers Geschlechtes im Jahre dreyimal über die Gasse führen zu lassen, wenn sie nicht haben will, daß diese Person entweder für ihren Bräutigam, oder für ihren erklärten und angenommenen Liebhaber angesehen, oder an ihrer Unschuld gezwweifelt werden soll. Diese Vorurtheile nehmen ihren Ursprung aus dem falschen Glauben, daß sich in allen Umgang des schönen Geschlechtes mit dem Unfrigen die Liebe mischen müsse, und daß zwei Personen bey-

beiderley Geschlechtes nicht vernünftig, artig, oder freundschaftlich mit einander reden können, ohne zweydeutige Absichten, oder den Vorsatz zu haben, einander zu heirathen. Es ist sehr zweifelhaft, ob eine allzustrenge Entzogenheit der Tugend und Unschuld eines Frauenzimmers vortheilhafter oder nachtheiliger sey. Man darf sich nicht schmeicheln, daß unter uns das Frauenzimmer unschuldiger sey, als in Engeland, oder Frankreich, wo man dem schönen Geschlechte aus dem Umgange mit vernünftigen und gesitteten Personen unsers Geschlechtes keinen Vorwurf, und noch weniger ein Verbrechen macht.

Ich schreibe vergangne Woche nach meiner Gewohnheit in den Häusern unsrer Stadt unsichtbar herum. Ich kam in eines, in welchem alles so mäßig und so einsam aussah, und wo mir überall, wo ich hintrat, so viele Gebethbücher, geistliche Posaunen, Trostquellen und Postillen begegneten, daß ich dieses Haus sogleich für die Wohnung einer alten frommen Frau halten mußte. Ich irrte mich nicht, und hatte nur noch zu wenig gemuthmaßt; denn ich fand eine betagte Matrone, die mit einem hängenden Kopfe die Augen aus einer tiefen Höle hervor, seufzend gen Himmel erhob, und wie ich aus ihrer Seele schliessen konnte, nur darum gern lebete, weil sie nicht mehr jung war. Vor ihrem Gesange, welcher durch öftere Scheltworte unterbrochen wurde, zitterten alle Bedienten im Hause, die wegen der Enthalttsamkeit und Mäßigkeit, zu welcher sie angehalten werden mochten, alle eine sehr traurige Gestalt, und zu Ausschweifungen eben nicht viele Leibeskräfte übrig hatten. Ich gieng in die obern Gegenden des Hauses, wo ich in einem kleinen Zimmer ein junges Frauenzimmer antraf, welches in dem ersten Frühlinge der Schönheit, und nach dem Muster der vorigen Lage ihrer heiligen Mama auf eine sehr altväterische Art gekleidet war. Sie saß in der Stellung einer tiefsinnigen und nachdenkenden Person vor einem kleinen
Tische,

Tische, auf welchem ihr Nähzeug und ein aufgeschlagenes Gebethbuch lag; ihr Haupt fiel auf eine nachlässige schöne Art auf die rechte Seite, und die Nähnadel war ihr aus der Hand gesunken. Ich beschloß sogleich die Gedanken dieser jungen und schönen Einsiedlerin, denn das ganze Haus war einer Einsiedelei sehr ähnlich, zu beobachten. Was muß es für ein Vergnügen um die Welt seyn, sagte sie bey sich selbst; wie traurig ist es nicht in unserm Hause. Vielleicht wird meine alte verdrießliche Mama bald wieder zum Gebethe klingen! Fröh eine Stunde, vor Tische eine Stunde, den Nachmittag eine Stunde, den Abend, eh ich einschlafe, wieder eine Stunde; o. wie viele Stunden muß ich nicht betten! Sie redet mir so viel von dem eiteln Vergnügen in der Welt, und von der Vergänglichkeit der Schönheit vor. Das letzte mag ganz wahr seyn; denn ich habe mich immer in unserm Zinne gesehen, und ich denke, daß ich anders aussehe, als sie. Und gesetzt, daß das erste auch andern ist, warum darf ich dasselbe nicht so lange genießen, als es dauret? Sie maßt mir die Manns- personen immer als Verräther und Treulose ab, die man fliehen und hassen müsse. Sollte sie recht haben? Sollte sie dieses auch darum sagen, weil sie vielleicht vor ihr fliehen? Mein Gott, der junge Mensch, den ich ist aus dem Fenster vorübergehen sah, der mich mit einem so lächelnden Gesichte grüßte, hat die Mine nicht, die mich in die Flucht treiben soll. Er stellte sich in der Kirche meinem Stuhle immer gegenüber. Sollte er solches nicht meiner wegen thun? Was empfand ich nicht für eine angenehme Bewegung, als ich ihn sah! Sein Anblick, sein Gang, die Augen! Wie schön waren sie! Ich empfand mehr Vergnügen, da ich ihn sah, als wenn mich meine Mutter rufte, daß ich mit ihr lesen soll. Vielleicht wird sie krank, und - doch wenn mich der junge Mensch nur nicht in meinen Kleidern sähe! Wie viel anders sehen alle meine Nach-

Nachbarinnen aus! Ach, die verdrießliche Mutter, ich muß schon wieder in ihr Cabinet! Ich werde viel Ber-
weise hören müssen; ich werde sehr zerstreut seyn.

Man kann es als eine gewisse Wahrheit anrühn, daß mehrere Frauenzimmer, welche in einer allzustrengen Eingezogenheit und in einer allzuweiten Entfernung von unserm Geschlechte ihre jugendliche Zeit zubringen müssen, auf diese Weise denken. Die Personen unsers Geschlechtes werden sehr oft dadurch gefährlich, daß sie als gefährlich abgebildet werden. Es ist eine bekannte Anmerkung, daß uns das Neue und Ungewohnte rühret, und dasjenige, was sorgfältig von uns entfernt wird, ein Verlangen in uns erweckt, näher mit demselben bekannt zu werden. Schmeicheleyen und Lobsprüche, die man oft hört, die man von vielen hört, verlieren ihre Kraft; es ist aber kein Wunder, daß uns eine Schmeicheley gefällt, welcher der Zutritt zu uns verbotthen worden ist. Ein Frauenzimmer würde oft viele Personen unsers Geschlechtes verachten, wenn es frey mit ihnen umgehen könnte, da sie ihm gefallen, weil ihm der Umgang mit ihnen untersagt ist. Eine Gelegenheit, die sich immer darbietet, achtet man nicht; allein je seltner eine Gelegenheit ist, desto begieriger wird sie ergriffen.

Ich erinnere mich hierbey an eine artige Stelle eines französischen Lustspieles, in welchem die Folgen einer allzustrengen Eingezogenheit des schönen Geschlechtes abgebildet werden. Ein Philosoph hatte sich ein Frauenzimmer von seiner Kindheit an in einer beständigen Einsamkeit in der Absicht erzogen, sie zu lieben, und von seiner Schülerin einmal geliebt zu werden. Er hatte ihr beständig von der Moral, vom Himmel, von den Sternen, und von den Welten unterhalten, von der Liebe, und von der Gesellschaft aber nichts gesagt. Der Himmel, die Sterne, und die Welten sind dasjenige nicht, was junge Frauenzimmer rühren

rühren kann, und folglich war sie bey seinen metaphysischen, oder moralischen Gesprächen entweder schwermüthig geworden, oder eingeschlafen. Er hatte ihr noch die Freiheit gelassen, zuweilen in einem hochverzäumten Garten spazieren zu gehen. Einem jungen Frauenzimmer, das seine Natur empfindet, ohne zu wissen, was es fühlt, macht alsdann die ganze Natur ausser ihr ihre Empfindungen heftiger und klärer, und zween Vögel, die einander lieblosen, sind alsdann für eine junge Schönheit sehr gefährlich. Der Philosoph findet eines Tages seine Schülerin im Garten ganz allein, und die lebhafteste Munterkeit und Freude über ihr Gesicht ausgebreitet. Ihre Augen waren feurig, und vielleicht hatte noch nie eine fröhliche Röthe ihre Wangen so sehr aufgeheitert, als jetzt. Der Philosoph erstaunt darüber, und, ach! seufzt er vor sich selbst, diese Munterkeit ist von meinen lectionen nicht entstanden; sie wird dieselben hier nicht wiederholt haben. Die Natur hat ihr gewiß zu viel erklärt. Er fragt sie, warum sie so fröhlich sey? Sie antwortet mit einer natürlichen Unschuld, und mit Augen, die schon traurig zu werden anfangen, weil er gekommen ist: Ich sah mich in dem kleinen Bache, welcher dort vorbey fließt, und straute mich, daß ich so schön bin. Sie hatten mir noch nichts davon gesagt. Er fragt sie bestürzt, ob sie weiter keine Ursachen gehabt habe, so vergnügt zu seyn? O ja noch mehrere, versteht sie; ich sah zween Vögel, welche so liebevoll, so zärtlich gegen einander waren, bald von einander flogen, bald wieder zusammen kamen, daß sie mich recht zufrieden, und recht neidisch auf ihr Glück gemacht haben. Dachtet ihr weiter nichts dabey, erwiedert der Philosoph? Sehr viel, giebt sie zur Antwort, ich dachte, daß es auch wohl unter den Menschen Gesellschaften geben könnte, die angenehmer wären, als die ihrige. Die allerliebsten kleinen Geschöpfe schalten einander nicht, wie sie mich immer schelten.

Wenn

Wenn ich mit einer allzu strengen Eingezogenheit des Frauenzimmers nicht zufrieden bin, so will ich nicht, daß man einem jeden jungen Frauenzimmer den Besuch der Gesellschaften verstaten soll, und ich will auch nicht sagen, daß ihnen ein uneingeschränkter Umgang mit den Personen unsers Geschlechtes, ohne auf die Beschaffenheit der Gesellschaften zu sehen, zu verstaten sey. Ich überlasse die daben nöthige Vorsicht und Behutsamkeit den Eltern. Ich wünschte nur, daß man den Schönen in diesem Stücke eine grössere Freiheit gönnte, als ordentlicher Weise im gemeinen Leben geschieht, und daß einem Frauenzimmer der Umgang mit unserm Geschlechte nicht zu einem Vorwurfe oder Verbrechen gereichen möchte. Wie viele Menschen unvermerkt boshaft werden, weil sie sehen, daß man sie für boshaft hält, so kann es eben so leicht geschehen, daß junge Schönen in der Beschützung ihrer Tugend nachlässig werden, weil man ein allzu sichtbares Mißtrauen in ihre Tugend setzt. Manches Frauenzimmer würde vielleicht eine Mannsperson immer weniger hochhalten, oder lieben, je öfter sie dieselbe sähe, da ihm hingegen dieselbe immer mehr gefällt, je seltner sie dieselbe sehen darf. Wenn man nur bey der Erziehung der Frauenzimmer anfangen wird, darauf zu sehen, daß sie auch vernünftige Seelen haben, die edler Grundsätze und einer grössern Kenntniß fähig sind, als der Wissenschaft des Nachttisches, der Nähterey und der Wirthschaft, so wird man auch von dem Umgange mit unserm Geschlechte, den man ihnen verstaten soll, nichts zu befürchten haben.

Ich will hier nicht erwähnen, daß die Blödigkeit eine beynahe unvermeidliche Folge einer allzu strengen Eingezogenheit ist. Die Blödigkeit ist vielleicht an einem Frauenzimmer der Fehler, der ihm am ersten zu vergeben ist.

Wenn ich den Ursachen der häufigen unglücklichen Ehen nachgedacht habe, so ist mir sehr oft die allzu ängstliche Eingezogenheit

Eingezogenheit der Frauenzimmer als der erste Ursprung derselben vorgekommen. Ein Mann bekömmte seine Geliebte, auf welche er seine Absichten gerichtet hat, gemeiniglich nicht eher zu sprechen, als bis der Antrag geschehen, oder die Heyrath so gut als geschlossen worden ist, und alle Menschen wissen doch, daß das Glück der Ehen auf eine völlige Uebereinstimmung der Gemüths-Arten ankommt. Die wenigsten Eheleute aber lernen einander eher kennen, als bis die Trauung vorbey ist; warum soll man sich wundern, daß so viele Heyrathen unglücklich ausschlagen. Wie viele Familien sollten es sich zum Schimpfe rechnen, wenn ein Mann, in der Absicht unter ihren Töchtern eine Person zu suchen, der er seine Hochachtung und Liebe widmen wollte, wenn er sie ihrer würdig fände, mit denselben eine Zeitlang umgieng, und die Hoffnung hernach nicht erfüllte, welche sich die Eltern derselben von seinem Umgange gemacht. Allein was folgt daraus mehr, als daß die Begriffe von der wahren Ehre und Schande in der Welt noch allzu unbekannt sind, als daß man sich eine allgemeine Beförderung in diesem Stücke versprechen könnte. Man hat nicht zu beforgen, daß das Frauenzimmer, wenn der Zutritt der Personen unsres Geschlechtes zu ihnen unverwehrt ist, der Verwegenheit vieler Unbesonnenen ausgestellt würde. Denn ich glaube, daß ein jedes Frauenzimmer, wenn es will, die Gewalt hat, auch durch eine Mine schon, der Verwegenheit fürchtbar genug zu seyn.



Der Schutzgeist.

Zwey und vierzigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 23 Februaris 1747.



Ich will eben nicht behaupten, daß wir mehr Verdienste und Tugenden in der Welt haben würden, wenn die Menschen seltener oder richtiger von ihnen urtheilten; es ist aber doch eine empfindliche Kränkung für tugendhafte Personen, daß sich die Welt zu einem eigenmächtigen Richter ihrer Handlungen aufwirft, und ihnen nicht allein oft ihre Verdienste und Tugenden abspricht, sondern ihnen auch Laster und Unvollkommenheiten andichtet, die vielleicht ihrem ganzen Character gerade zuwider sind. Nicht alle Handlungen der Tugendhaften haben das äußerliche Ansehen der Tugend; die Größe der Tugend kommt oft eben darauf an, daß ihr das äußerliche Ansehen fehlt. Da eine große Menge löblicher Handlungen nicht wegen ihrer eignen Natur, sondern wegen ihrer Absichten Tugenden sind, so können sie der Gefahr ausgesetzt seyn, für Laster erklärt zu werden, weil man lasterhafte Absichten von denselben voraussetzen und angeben kann. Die Welt ist nur allzu geneigt, das letzte zu thun, und Handlungen, deren Tugend ihnen nicht so sehr in die Augen strahlet, daß sie ihrem Glanze nicht widerstehen und ihnen ihren Ruhm nicht streitig machen können, für Laster, oder zum wenig-

T 2

sten

sien für Fehler zu erklären. Die Welt betrachtet sehr gern alles auf der schlimmsten Seite, und verderbt sich ihre Augen, um nicht recht sehen zu dürfen, mit Fleiß. Man darf nur zuweisen in Gesellschaften den lieblosen Urtheilen über andre zugehört haben, um von diesen traurigen Wahrheiten überzeugt zu seyn. Man ist nicht damit zufrieden, daß man Handlungen, die in der That nicht den besten Schein haben, in aller Eil verdammt, ohne einige Rechtfertigung zu erwarten; die Welt verdammt sogar Handlungen, von denen sie, wofern sie ihr Urtheil ja ohne alle Liebe gegen ihre Nebenmenschen auf das strengste einrichten wollte, weiter nichts sagen könnte, als daß sie dieselben für gleichgültig hielte, weil sie ihre Absichten nicht wüßte.

Ich will mich ist nicht mit der Untersuchung aller Ursachen aufhalten, welche der Ursprung dieser Unbarmherzigkeit der Menschen in der Beurtheilung der Handlungen anderer Menschen sind. Sie entspringt sehr oft aus eben den Quellen, woraus das Mißtrauen gegen andre, und die Klagen über die verschlimmerten Zeiten fließen. Ich will ist nur eine der vornehmsten Ursachen berühren. Diese ist die Begierde, in Gesellschaften keine stumme Person zu spielen, sondern einen großen Verstand zu zeigen. Man hält schon den für einen witzigen und geistreichen Kopf, der über andre spottet, und ihren Handlungen ein lächerliches Ansehen geben kann; sein Spott mag gegründet seyn, oder nicht. Da die meisten entweder von der Natur nicht überflüssig mit Verstand versehen worden sind, oder sich keine Mühe gegeben haben, denselben durch die Erkenntniß nützlicher Wahrheiten zu vergrößern, so scheint es, als ob sie es ordentlich unter einander abgeredet hätten, dessen Mangel dadurch zu ersetzen, daß sie die Tugenden ihrer Nebenmenschen zu Fehlern, und ihre lieblosen Urtheile wahrscheinlich zu machen wissen. Ein Mensch, der es in dieser elenden Kunst weit gebracht hat, besitzt in den Augen der Welt einen großen Verstand. Diese Kunst

Kunst ist den Menschen sehr leicht zu erlernen, weil nichts weiter dazu erfordert wird, als ein guter Vorrath von Bosheit, welche ohnedieß viele Menschen im Ueberflusse besitzen, und eine verwegne Zunge. Wie viele Gesellschaften würden entweder ganz eingehen, oder verstummen müssen, wenn die Schmähsucht darinnen schweigen sollte! Wäre es für Brigitten für ein Elend seyn, die so gern redet, und wegen ihrer Einfälle so sehr bewundert wird, wenn ihr untersagt würde, ihrer Nachbarin, oder ihrer guten Freunde in Gesellschaften nicht zu gedenken, wenn sie keinen Menschen erst unbarmherzig anklagen, und darauf boshaft und heimlich voll entschuldigen, und niemals bey der Gesellschaft für die Verurtheilten die lieblose Vorbitte einlegen dürfte, man sollte nicht alles glauben, weil es die christliche Pflicht erforderte, von seinem Nächsten das Beste zu hoffen.

Die Schmähsucht ist desto schädlicher und gefährlicher, je feiner sie ist. Wenn sie offenbare Angriffe auf die Tugend thäte, so würde man sie verachten. Oft ist derjenige der größte und boshafteste Verleumder, der die angeklagte Ehre eines andern am weitläufigsten vertheidigt. Die Schmähsucht verkleidet sich gern in Erzählungen und Entschuldigungen. In den Erzählungen giebt sie sich das Ansehen der Bescheidenheit, und des vernünftigen Zweifels. In den Entschuldigungen verhüllt sie sich in die Larven des liebevollen Wesens, und der Billigkeit. Was sie böses von den Menschen spricht, sagt man: sie will nicht alles glauben; allein es ist doch die ganze Stadt davon voll, und durch diesen Zusatz giebt sie auf eine verdeckte Art der Gesellschaft zu erkennen, daß doch wohl eine ganze Stadt nicht ungerecht seyn werde. Sie will für die Wahrheit desjenigen, was man denen, die sie verleumben will, schuld giebt, nicht Bürge werden; allein es sind doch rechtschaffne Leute, von denen sie diese Beschuldigungen gehört hat, Leute, die in ihren Urtheilen vorsichtig sind, Leute, die nicht alles auf guten Treu und Glauben

Glauben annehmen, Leute, welche die beschuldigte Person genau und vertraut kennen. Wenn sie sehr fein seyn will, so räumt sie die Möglichkeit ein, daß sich auch rechtschaffne und vorsichtige Leute zuweilen irren können, weil sie sicher ist, daß die Menschen viel zu böshaft sind, als daß sie die Beschuldigten wegen der Möglichkeit ihrer Unschuld für unschuldig halten sollten.

So bald die Schmähsucht gewiß ist, daß ihre Erzählungen Verfall und Glauben gefunden, so fängt sie die Rechtfertigung und Entschuldigung des Beklagten an. Sie bedauert, daß alles in der Welt zum schlimmsten ausgelegt wird, und greift sich zum Scheine selbst an, damit ihre Rechtfertigung der Beschuldigten desto vergeblicher seyn soll. Sie will zwar für keinen Menschen stehen; allein sie will billig seyn, und von allen das Beste hoffen. Was man von den angeklagten Personen sagte, schiene freylich nicht ungegründet, sondern vielmehr ungemein wahrscheinlich zu seyn; es sey das erstemal nicht, daß man ihnen solches schuld gebe, und es sey kaum glaublich, daß sich eine ganze Stadt so oft irren sollte; dem ohngeachtet könnte es doch möglich seyn, daß die Beschuldigungen falsch wären. Man würde ja genöthigt, wenn man sie glauben wollte, die Angeklagten für sehr lasterhaft und gottlos zu halten, und sie würden doch noch einiges Gewissen haben. Befest auch, daß die Anklagen gegründet wären, so würde dasjenige, was für ein Laster ausgegeben würde, vielleicht nur ein Fehler seyn; die Beklagten könnten bey ihren Handlungen gute Absichten gehabt haben, welche man nur nicht wüßte. Sie wisse ihre Pflicht, die Fehler ihrer Nächsten mit der Liebe zu bedecken. Wir wären alle schwache Menschen, und wenn wir uns noch so viele Mühe gäben, so fehlten wir doch zuweilen. Wer wüßte, was für Hindernisse vorhanden gewesen, daß die Handlungen der Beklagten schlimmer ausgefallen, als sie selbst gewünscht hätten, und indem die Schmähsucht einige wichtige Hinder-

nisse

nisse anbieht, und dieselben zu beweisen sucht, so nehmen ihre Zuhörer diesen Verweis für einen Verweis ihrer Verschuldungen an, und glauben dasjenige, als eine Wahrheit, was sie aus einer verschlagenen Bosheit zweifelhaft und ungewiß zu machen suchte.

Die Schmähsucht hütet sich wohl, offenbare Verdienste und Tugenden anzufallen; sie glaube ihnen genug zu schaden, wenn sie diejenigen Handlungen angreift, welcher ihrer verborgnen und unbekannten Absichten wegen weder den Schein des Guten noch des Bösen haben. Wenn die Menschenliebe allgemeiner wäre, so würde sie für solche Handlungen löbliche Absichten auffuchen. Dergleichen Thaten sind wie die dunkeln und unverständlichen Stellen in vortrefflichen Schriften. Die Welt sollte von denselben so urtheilen, wie Socrates von dem Buche eines alten Weltweisen urtheilet: Was ich in dieser Schrift, sagte er, verstanden habe, war vortrefflich, und ich glaube, daß dasjenige, was ich nicht verstehe, eben so vortrefflich seyn wird.

Ich habe diese verschiedne Ausbrüche der Schmähsucht in einem Französischen Werke des Herrn Prevot, worinnen er das Leben eines rechtschaffenen Mannes durch die verschiednen Austritte desselben beschreibt, sehr wohl abgebildet gefunden. Sein rechtschaffner Mann kommt in eine Gesellschaft, wo man die Abwesenden auf die Art, die ich vorher beschrieben habe, anklagt, und rechtfertigt. Man deutet ihnen alle Handlungen, deren Absichten und Ursachen unbekannt sind, zum schlimmsten aus, und dichtet denselben Absichten an, die den wahren Ursachen gerade entgegen sind. Man lobt eine junge Dame wegen ihrer Schönheit, wegen ihres Verstandes, und wegen der strengen Beobachtung ihrer Pflichten vor ihrer Heyrath; man sagt, daß diese Vorzüge die einzigen Ursachen gewesen, welche ihren Mann bewogen haben, sie zu seiner Frau zu machen. Diese Dame

kömmt

kommt in keine Gesellschaften; sie lebt eingezogen; wenn sie ausser ihrem Hause ist, so ist sie nicht etwa in den Thuilleries, sondern in der Kirche; sie nimmt keine Besuche an, und giebt keine Besuche. Ohne Zweifel liebt sie ihren Mann so sehr, daß sie sich nicht von ihm entfernen will; nein, denn der ehrliche Mann ist krank. Wie könnte eine junge Dame einen kranken Mann lieben! Sie lebt so eingezogen und einsam, weil sie einen jungen Schreiber ihres Mannes liebt. Diese Beschuldigung hört der rechtschaffne Mann an so vielen Orten, und so oft, daß er an der Wahrheit derselben fast nicht zweifeln kann, weil er den Menschen eine so grosse Bosheit nicht zutrauen kann, bis er die Wahrheit aus dem Munde ihres Mannes selbst hörte. Wissen sie, sagte dieser einmal zu ihm, was meine Frau für ein Leben in meinem Hause führt? Von früh an bis in die Nacht arbeitet und liest sie vor meinen Augen. Sie verläßt mich nicht eher, als bis sie in dieses Nebenzimmer geht, wo sie ihr Bett aufschlagen lassen, um mir bey dem geringsten Geräusche Hülfe leisten zu können, die ich allein von ihrer Hand annehmen soll.

Die Schmähsüchtigen kehren immer ihre Waffen gern gegen einander selbst, und diejenigen entgehen ihrem Urtheile nicht, die ein grausames und unbarmherziges Urtheil über andre aussprechen. Ein Spötter hat vielleicht die Absicht, durch seinen Spott sich furchtbar zu machen, und seine Spöttereyen selbst, wenn sie auch gegründet sind, machen ihn lächerlich. Die Schmähsucht hat mit dem Hochmuth ein gleiches Schicksal; ein Hochmüthiger kann den Stolz nicht ertragen, und ein Spötter ist einem andern Spötter unerblicklich; nur die Tugend ist mit sich selbst einig, und das Laster ist sein eigener Feind.

Die Schmähsucht und eine unordentliche Eigenliebe stehen mit einander in einem genauen Bunde. Was die Eigenliebe an sich vergrößert, verkleinert die Schmähsucht an andern,

andern, und was jene an sich selbst verbirgt, deckt diese an andern auf, oder stellt sich an, als ob sie es verbürge, damit man glauben soll, es sey etwas an andern, welches verborgen werden müsse, wo doch in der That nichts ist, mit dem Unterschiede, daß die Eigenliebe überall Gutes findet, da die Schmähsucht überall Böses antrifft. Die Eigenliebe nennt ihren Hochmuth Ehrbegierde, ihren Geiz Sparsamkeit, ihre Unbarmherzigkeit Vorsicht, ihren Haß Gerechtigkeit, ihre Wollust Vergnügen, da die Schmähsucht an andern die Demuth einen verlarvten Stolz, die Freygebigkeit Verschwendung, das Mitleid ein weichliches Temperament, die Freundschaft Eigennuß, die Behutsamkeit Mißtrauen, eine zärtliche Liebe Ueppigkeit und Wollust nennt, und wenn sie gnädig mit den Menschen verfährt, die Tugenden in gleichgültige nichts bedeutende Handlungen, und, wenn sie streng ist, die Verdienste in Fehler, und die Fehler in Laster verwandelt.

Allein es giebt doch noch zuweilen Verdienste in der Welt, welche so groß sind, daß sich die sinnreichsten und künstlichsten Spötterezen der Schmähsucht nicht an dieselben wagen dürfen, wosern nicht aller Spott und alle Verachtung auf die Verleumder zurück fallen soll. Dennoch erhebt die Schmähsucht vor ihrer Größe nicht. Sie hat vornämlich zweyen Kunstgriffe, wodurch sie denselben zu schaden sucht. Sie weiß, daß ein kaisinniges Lob den Verdiensten darum nachtheilig ist, weil die Menschen mit Vergnügen in ihrem Lobe einen Zwang, in die Lobsprüche zu willigen, welche man den Verdiensten giebt, wahrnehmen, und gegen die Ehrfurcht, womit dieselbe ihre Zweifel gegen den öffentlichen Beyfall zu unterdrücken scheint, erkenntlich werden, und ihr die Erlaubniß geben, ihre Zweifel, oder vielmehr ihre Lästerungen, mit einer Kühnheit vorzubringen, wider welche alle Größe der Verdienste nicht bestehen kann, weil sie durch die Eigenliebe beschützt wird. Der andre Kunstgriff, womit die Schmähsucht

sucht Verdiensten, die über allen Tadel erhaben zu seyn scheinen, zu schaden sucht, ist ein übertriebnes Lob. Sie schreibt grossen Geistern, die sie nicht öffentlich tadeln und verleumden kann, mehr Vorzüge zu, als sie wirklich besitzen, und sucht ihre Lobsprüche so einzurichten, daß die Welt die Unwahrheit derselben leicht sehen kann. Die Menschen erkennen andre nicht eher für grösser, als sich selbst, bis sie dazu gezwungen werden, und wenn sie die Verdienste grosser Männer nicht leugnen, so wünschen sie doch heimlich, daß dieselben kleiner seyn möchten. Sie seufzen unter diesem Zwange, und da ihnen die Schmähsucht einen Weg zeigt, sich davon zu befreien, so eilen sie, des verdrießlichen Zwanges los zu werden. Sie sehen, daß verschiedene Lobsprüche, die die Schmähsucht grossen Männern gegeben hat, zum theil falsch, zum theil übertrieben sind, und bereden sich sehr gern, daß die andern Lobsprüche ihnen ähnlich sind, wenn sie gleich noch so gegründet seyn sollten. Und so gelingen der Schmähsucht ihre Anfälle auf die grössten und unstreitigsten Tugenden.

Menschen, welche sich der Neigung zur Schmähsucht überlassen, gelangen gar bald zu einer so grossen Fertigkeit in derselben, daß sie über einem Menschen schon den Stab brechen, so bald sie sein Gesicht gesehen haben. Eine Mine, eine Ueberde, eine Stellung eines Menschen, die ihnen mißfällt, berechtigt sie genug, ihm alle Ehre zu nehmen, und ihn ohne Barmherzigkeit und ohne alle weitere Untersuchung bald zu einem Dummkopfe, bald zu einem Bösewichte zu verdammen. Ich kenne einen, der es so weit gebracht hatte, daß er die Leute verdammen konnte, die er weiter nicht kannte, als daß er sie von hinten zu gesehen hatte. Dieser oder jener ehrliche Mann hat etwa keinen methodischen Gang, und folglich nach dieses Verleumders Meinung keinen Verstand.

Ich werde in meinem folgenden Blatte verschiedene von diesen Anmerkungen mit Characteren und Beispielen erläutern.

Der Schußgeist.

Drey und vierzigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 2 Merz 1747.



Ich weiß es nicht, sagte jüngst ein Frauenzimmer mit einem Tone, der mir bewies, daß sie es wohl wüßte, was sie nicht wissen wollte, ich kann mich nicht in Irene's Aufführung und Character finden. Man sagt ihr in der Stadt nach, daß sie ein ge-

lehrtes Frauenzimmer seyn soll; allein das gute Kind mag wohl in diesem Stücke ganz unschuldig seyn. Man hat sie etwa in einem Buche lesen sehen, und sogleich schreyt man sie für ein Wunder aus. Das Französische, das sie spricht, macht es auch nicht aus; Französisch können viele Kammermädchen. Meine Tante ist mit ihr in Gesellschaft gewesen, und hat mir erzählt, daß Irene so stumm geblieben, wie eine Einfältige; sie versichert mich, sie hätte es nicht hören können, daß dieses Frauenzimmer, das man so gewaltig lobt, Bücher gelesen; denn sie hätte gar nichts gesagt, ausser daß sie eine Nachbarinn von ihr vertheidigen wollen, von deren ärgerlichen Aufführung wäre gesprochen worden. Allein man hätte sie bald zum Stillschweigen gebracht, und sie wäre ganz beschämt geworden. Sie haben Recht, Madame, siel ihr ein andres Frauenzimmer in die Rede; man macht aus Kleinigkeiten oft wer weiß was für ein Aufsehen. Aber haben sie wohl gehört, daß Irene hochmüthig seyn soll? Man sagt es, und vielleicht ist sie stolz, weil sie viel zu wissen glaubt;

die Wissenschaft mache eitel. Es ist wahr, erwiderte das vorige Frauenzimmer, die ganze Stadt redet von Ihrem Hochmuth. Ich kann es eben nicht sagen; denn ich bin nicht so glücklich geworden, sie keinen zu lernen, ob ich es ihr gleich durch meine Tante einmal habe zu verstehen geben lassen, daß ich mir es für eine Ehre achten würde, mit ihr bekannt zu werden; ich habe aber diese Ehre nicht erhalten können. Sie kann ihre Ursachen haben, und geht vielleicht lieber mit den Todten, als mit den Lebendigen um; weil man sie doch einmal für gelehrt ausgiebt. Es ist wahr, man sagt überall, daß sie hochmüthig ist. Allein ich will für diese Beschuldigungen nicht Bürge seyn. Ich entschuldige das gute Kind; worauf wollte sie hochmüthig seyn? Mit ihrer Schönheit läßt sich ja halten. Man rühmt ihre blauen Augen. Ach ja, sing ein junges Frauenzimmer an, welches schwarze Augen hatte, die blauen Augen! Manchen Leuten gefalle alles, was blau ist; die blauen Augen, die habe ich gesehen. Ich spreche ihr ihre Schönheit nicht ab; allein ihre Augen sind tod, sie haben kein Feuer, sie sagen nichts wisiges, sie beleben nicht. Ich habe sie einmal von ferne gesehen, fuhr das erste Frauenzimmer wieder fort, ihr Gesicht war sehr regelmäßig; aber die regelmäßigen Gesichter sind nicht allemal schön. Es giebt regelmäßige Gesichter, die nicht gefallen, weil sie durch keine muntern Mienen befeelt werden. Die Mine, die Mine macht das Gesicht schön. Ich zum Exempel bilde mir nicht ein, daß ich schön bin; allein man hat mir, daß ich etwas zu meinem Ruhme sage, oft geschmeichelt, daß meine Mine einnehmend sey. Nachdem sie nach der Methode roth geworden war, die Augen sattsam niedergeschlagen, und eine zeitlang inne gehalten hatte, so fuhr sie in ihrer Schutzrede für Irene fort. Irene hat also, wie mich dünkt, nicht Ursache eitel zu seyn; denn ihr Kapital ist doch so groß auch nicht, und wer ist denn ihr Vater?

Ich

Ich weiß wohl, man führt zum Beweise ihres Hochmuthes an, daß sie verschiedne vortheilhafte Partheyen ausgeschlagen hat. Wenn man streng urtheilen will, so kann sie solches fast nicht anders denn aus Hochmuth gethan haben. Es wird ihr niemand gut genug seyn; wer würde sich sonst besinnen, einen Mann anzunehmen, der ihr mit seiner Hand zwanzig tausend Thaler anbietet. Wer soll denn kommen? Man sollte auch daraus, daß sie mit niemanden, umgeht, ihren Hochmuth schließen. Allein sie wissen, ich richte und verdamme nicht. Sie mag hochmüthig seyn, oder nicht, ich will aus Menschenliebe daran zweifeln.

Diese Beschuldigung, welche man in dieser liebevollen Gesellschaft wider Irenen so weitläufig ausgeführt hatte, und die bosshafte Schugrede für dieselbe, hatte mir einen sehr vortheilhaften Begriff von Irenen beigebracht. Ich sehe es seit langer Zeit schon als ein gutes Zeichen für ein Frauenzimmer an, wenn es von einer andern Schönen angegriffen wird, denn es ist ein gewöhnlicher Fehler vieler Frauenzimmer, der aus einer unordentlichen Begierde zu gefallen, seinen Ursprung nimmt, daß sie kein Frauenzimmer für schön halten, als sich selbst. Ich hatte Irenen noch nicht gesehen, und ich hielt sie schon für eine sehr einnehmende Person, weil ihr ihre Reizungen von andern Schönen streitig gemacht worden waren. Ich getraute mich nicht, sie mit einer gleichen Kühnheit vom Hochmuth frey zu sprechen; allein ich hielt mein Urtheil bis auf eine nähere Kenntniß ihres Gemüthes zurück.

Ich ließ mir von meinem Schuggeiste ihre Wohnung zeigen, und begab mich unsicher dahin. Wie schön war Irene, als ich sie sah! Sie hatte eine andere Person ihres Geschlechtes umarmt, die, wie ich aus ihren Gesprächen hörte, ihre Schwester war. Man stelle sich alle Reizungen vor, die das jugendlichste Gesicht befehlen können, Reizungen, welche durch die Sittsamkeit und Bescheidenheit
auch

auch zu der Zeit liebenswürdig gemacht werden, wenn ihre Besizerinn allein ist; eine Person, in deren Mine man nicht die geringste Spur der Wissenschaft entdecken kann, daß sie schön ist, blaue Augen, welche zwar durch kein wildes Feuer belebt werden, und mit ihrem schmachtenden Wesen mehr rühren, als bezaubern, so hat man ein unvollkommenes Bild von Irenen, deren regelmäßiges Gesicht nicht gefallen sollte. Sie hatte den Zuschauer vor sich liegen. Der Zuschauer hat recht, sagte sie, daß die Ehe das glücklichste Leben verschafft, wenn derjenige, dem wir unser Herz geschenkt haben, eine zärtliche, großmüthige und edle Seele besitzt. Allein alle Reichtümer und alle äußerlichen Vorzüge des Glückes vergüten das Unglück nicht, dem man ausgesetzt ist, wenn ein Mann keine andern Vorzüge besitzt, als eine Menge Geld, das er nicht zu gebrauchen weiß, und eine Ehre, die ihn eitel macht, ohne ihn der Welt nützlich zu machen. Wie viele Thränen würde ich vergießen, wenn ich um zwanzig tausend Thaler die Hand eines Mannes angenommen hätte, der das liebenswürdigste Frauenzimmer ist unglücklich macht, der sie zur Schau in Gesellschaften führt, ohne sie zu lieben, der ihr von seinem Ueberflusse nicht so viel giebt, daß sie einen Armen erfreuen und seinen Dank hören kann, der ihr nicht zuläßt, die Bosheit seiner Stieftinder zu strafen, weil er dieselben mit einer unordentlichen Zärtlichkeit liebt. Wie glücklich und zufrieden sind wir, meine liebe Schwester, ohne dem Ueberfluß der Reichen, ohne Ansehen, und ohne Gesellschaften. Wir haben unser nothdürftiges Auskommen, und uns wehrt ist kein Mann, so viel Gutes zu thun, als wir wollen. Man hält uns in der Stadt für hochmüthig; dieser Vorwurf sollte uns tranken, wenn er gegründet wäre. Wir wollen uns für hochmüthig halten lassen, und fortfahren, die Gesellschaften nicht zu besuchen, wo man verständig zu seyn glaubt; wenn man andern keine

Ehre

Ehre läßt. Küsse mich, meine liebe Schwester, wie glücklich bin ich, daß du mich liebst! Diese zärtlichen Schwestern küßten einander, und lasen im Zuschauer weiter fort. Ich wurde über diese edlen und zärtlichen Gedanken dieser verleumdeten Irene so entzückt, daß ich seitdem sorgfältig auf ihre Handlungen Achtung gegeben habe. Sie unterrichtet ihren Verstand durch die nützlichsten und sinnreichsten Schriften, und so viel Geschmac! sie besitzt, so wenig weiß sie solches. Sie äussert ihre Liebe gegen die Bücher gegen keinen Menschen, und hält diejenigen, welche sie besitzt, vor aller Augen verborgen. Sie hält so wenig auf sich, daß sie durch alle Lobsprüche entweder beleidigt, oder roth gemacht wird. Sie sieht sich im Spiegel, ohne sich zu gefallen, und wenn es ihr vielleicht nicht ganz gleichgültig seyn würde, wenn sie nicht so schön wäre, so würde sie sich doch nicht so gar sehr darüber betrüben. Sie schweigt in Gesellschaften, nicht, weil sie nicht Verstand genug besitzt, eine Gesellschaft zu unterhalten, sondern weil sie bescheiden ist, und dadurch zu gefallen sucht, daß sie andern die Zeit läßt, Verstand zu zeigen. Niemals habe ich ein Frauenzimmer kennen lernen, das sitzamer, bescheidner und lebenswürdiger gewesen wäre, als Irene. Allein sie mag so viel Verdienste besitzen, als sie will; die Stadt sagt: Irene ist hochmüthig.

Die ganze Stadt scheut sich für den Philemon, als für einen Mann, von dem ein jeder Gedanke eine Tücke ist, die auf den Schaden seines Nächsten umgeht. Man schreibt ihm in allen Gesellschaften ohne Scheu, und ohne Besorgniß, sich zu irren, und eine Ungerechtigkeit zu begehen; die bößhafteste Seele zu. Man könnte sich für einen offenbaren Betrüger nicht mehr in acht nehmen, als man sich vor ihm hütet. Unterdessen besitzt Philemon das redlichste Herz von der Welt. Alle seine Bemühungen gehen dahin, die Menschen von seiner Redlichkeit zu über-

überzeugen, und alle seine Bemühungen haben ganz widerwärtige Wirkungen. Seine redlichsten Handlungen kommen der Welt als Larven vor, unter welchen er seine Bosheit und Lücke zu verbergen sucht. Man fragt, wie es möglich sey, daß der redlichste Mann für den größten Betrüger angesehen werden könne? Es geht durch die Verleumdung natürlich zu. Philemon besaß eine allzugroße Redlichkeit, daß er nicht von vielen hätte betrogen werden sollen. Endlich lernte er durch viele traurige Erfahrungen einsehen, daß nicht alle Menschen so redlich gesinnt wären, als er. Es ließ seine erlangte Einsicht diejenigen, die ihm hintergangen hatten, merken, daß er sich vor ihnen in acht nahm, ohne aufzuhören, redlich zu handeln. Diejenigen, welche sich seiner Redlichkeit misbraucht hatten, machten seine Vorsicht der Welt verdächtig, und damit sie nicht für Betrüger und unredliche Menschen angesehen werden möchten, brachten sie es durch künstliche Verleumdungen dahin, daß Philemon für einen Betrüger gehalten ward. Sie haben den allgemeinen Ruf der Redlichkeit, und sind leicht im Begriffe, diejenigen zu hintergehen, und unglücklich zu machen, die redlich oder einfältig genug sind, den verkleideten Betrug für die Wahrheit anzusehen, da Philemon nur von sehr wenigen für den edeln und rechtschaffnen Mann erkannt wird, welche Muth genug haben, gegen die Urtheile der Welt mistrauisch zu seyn, und die Tugend auch hinter den Wolken der Verleumdungen zu sehen.

Man redet von Eugenien und Alidorn, als von dem geizigsten Paare in der Stadt. Es ist wahr, in ihrem Hause geht alles ordentlich und mäßig zu; sie machen keinen größeren Aufwand, als ihr Vermögen ertragen kann; sie könnten Kutsche und Pferde halten; allein sie sammeln ihre überflüssigen Einkünfte für die Armen, denen sie aber nicht vor den Augen aller Welt beystehen. Sie verschweigen einem Theil ihrer Reichthümer, um diejenigen, denen sie damit

beystehen,

bestehen, nicht um ihren Glauben zu bringen, den sie verlieren würden, wenn die Welt wüßte, daß sie mit fremden Vermögen gewöhnen. Hat nicht die Welt wichtige Ursachen genug, Eugenien und Alidorn für geizig zu halten, da sie überdieß ihre Reichthümer nicht in unnöthigen Gastereien verschwenden? Gleichwohl sind beyde die großmüthigsten Personen von der Welt. Kein Armer ist noch mit thranenden Augen aus ihrem Hause hinweg gegangen; der Arme müßte denn vor Freuden geweint haben. Eugenia hat mich durch ihre Freigebigkeit oft zu der Zeit entzückt, wenn sie keine Zeugen ihres wohlthätigen Herzens um sich zu haben glaubte. Sie weiß es vielleicht nicht mehr, daß eine arme Frau einmal etwas zum Verkaufe trug, und an ihr Fenster kam, und sie durch die Vorstellung, daß sie hungerige Kinder hätte, zum Kaufe zu bewegen suchte, daß sie sich überall umsah, ob sie bemerkt würde, daß sie dieser armen Frau etliche Mark gab, ohne ihr etwas abzukaufen, und daß sie dieselbe bat, nur geschwind wegzugehen, und durch ihre Dankfagungen kein Aufsehen zu machen. Eugenia weiß dieses alles wohl nicht mehr, allein ich stund ganz nahe bey ihr, ohne daß sie mich wegen meiner Unsichtbarkeit bemerken können; ich bemerkte das Vergnügen, welches sie innerlich darüber empfand, daß sie Gelegenheit gehabt, wieder eine arme Person, die sich eines solchen Glückes nicht versehen, zu erfreuen. Die Welt mag Eugenien und Alidorn immer für geizig halten; Verdienste bleiben Verdienste.

Wie liebenswürdig würde Philet seyn, wenn er über seine bosshafte und spöttische Zunge gebieten könnte! Wenn man ihn in Gesellschaften sprechen hört, so sollte man ihn für den bosshaftesten Mann halten, so wenig Ehre lassen seine Spöttereien den Abwesenden, und sogar seinen Freunden, von denen man gewiß weiß, daß er sie liebt. Sein Herz ist in der That nicht bosshaft; es ist freundschaftlich,
jählich

zärtlich und großmüthig. Er ist im Stande, sein ganzes Vermögen aufzuopfern, um einem Menschen einen Dienst zu leisten. Er sucht zum Glück aller Menschen das Seinige auf die uneigennützigste Art beizutragen. Er hat oft einem Menschen aus der größten Noth geholfen; er hat ihn umarmt, und sich von ihm losgerissen, um seine Dank-sagungen nicht anzuhören, und sein Freund ist kaum weg-gegangen, so spottet er über seine Fehler auf das unbarm-herzigste, und schont sogar seiner Tugenden so wenig, als ob er ein geschwornener Feind desselben wäre. Er verleum-der alle Menschen auf die grausamste Art, und ich weiß nicht, ob man ihn wirklich einen Verleumder nennen darf, weil er die Absicht nicht hat, einem einzigen durch seine Verleumdungen zu schaden. Allein Philet will für einen weisigen Kopf gehalten werden. Er sieht, daß die Lächer- den Beyfall der Welt auf ihrer Seite haben, und daß die- jenigen für verständig geachtet werden, welche andre lächer- lich zu machen suchen. Sein Ehrgeiz treibt ihn also an, in der Ehre andrer Menschen seine eigne Ehre zu schänden. Was sind die Menschen für widersprechende Geschöpfe! Philet ist der großmüthigste Freund, der uneigennützigste Wohlthäter, der willigste Menschenfreund, und ist ein Verleumder!

Nachricht.

Da 52 Stücke von diesen Blättern zu einem Bändchen bestimmt sind, und der Verleger gegen die nachstkom- mende Ostermesse denselben zu liefern von verschiedenen er- sucht worden, so wird er von nun an alle Montag und Donnerstag ein Stück ausgeben lassen.



Der Schußgeist.

Vier und vierzigstes Stück.

Hamburg, Montags, den 6 Mer:



Ich habe unter dem schönen Geschlechte ein Vorurtheil wahrgenommen, welches so gewöhnlich, als schädlich ist; daß ein Frauenzimmer durch die Heyrath ein Recht erlange, weniger roth zu werden, oder welches einerley ist, weniger schamhaft zu seyn, als eine unverheyrathete Schöne. Man wird von einem unverehlichten Frauenzimmer eine ihm sehr nachtheillige Meinung fassen, wenn es über Wortspiele und Zweydeutigkeiten nicht aufgebracht wird, sondern vielleicht gar durch ihr Lächeln ihren Geschmack daran verräth; eine Frau: aber glaube immer tugendhaft genug zu seyn, wenn sie ihr Wohlgefallen daran bezeugt, und durch ihr Lachen ihre Freude darüber an den Tag legt. Allein die Tugend muß in allen Veränderungen und Umständen des Lebens immer Tugend bleiben. Die Unschuld ist unter den Tugenden des Frauenzimmers die erste und vornehmste, und die andre Pflicht ist die Schamhaftigkeit; eine Frau ist zu der göttlichen Pflicht, schamhaft zu seyn, so sehr verbunden, als eine Jungfrau.

Unter allen Völkern, welche sich einen grossen Namen zuwege gebracht, haben sich die Männer durch Tapferkeit und Unerschrockenheit, und die Frauenspersonen durch die Keuschheit und Schamhaftigkeit hervorgethan. Man weiß, mit

welcher Strenge die Bestallischen Jungfrauen bestraft wurden, wenn sie diese Tugenden beleidigt hatten. Die Römerinnen setzten ihre größte Ehre in die Schamhaftigkeit, und stunden nicht in dem falschen Wahn, daß ihnen die Ehe die Freiheit gäbe, frecher zu seyn, als Jungfrauen seyn durften. Ihre Schamhaftigkeit dauerte bis an den Tod, und ihre größte Sorge bey ihrem Sterben war diese, daß ihr Körper nach ihrem Tode nicht auf eine unanständige Art entblößt werden möchte. Allein wer wird darüber erstaunen, da die Schamhaftigkeit dazumal auch unter die männlichen Tugenden gehörte, und ein Cäsar, als er umgebracht wurde, sich in seine Kleider mit der größten Sorgfalt einhüllte, damit er anständig fallen möchte.

Die Schamhaftigkeit ist eine Tugend, die allen Reizungen und Vollkommenheiten eines Frauenzimmers einen neuen Zusatz von Schönheit giebt. Die Unschuld desselben muß durch die Schamhaftigkeit erkannt werden. Alle Schönheiten ihres Körpers, die Jugend, bezaubernde Augen, lebhaftes Wangen, einladende Lippen sind Werke der Natur, auf welche sie nicht stolz seyn können; allein die Empfindungen der Ehre und Tugend, der Zorn und Unwille über das Laster, sind Reizungen, welche sich ein jedes Frauenzimmer selbst geben kann. In dem Geheimnisse, diese Empfindungen der Ehre sehen zu lassen, besteht die Kunst, schöner zu werden, als sie die Natur gemacht hat. Die wahre Häßlichkeit besteht in dem Mangel oder Verluste dieser Reizungen.

Alle Ehre des Frauenzimmers kommt auf die Herrschaft über ihre Leidenschaften gegen die Personen unsers Geschlechtes an, und das wahre Wesen der Schamhaftigkeit ist in der edeln Furcht zu suchen; diese Ehre zu verlieren. Diese Tugend muß sie eifrig machen, alles zu vermeiden, was den Schein haben kann, daß sie sich der Gewalt ihrer Leidenschaften überlassen. Man fodert nicht von ihnen, daß sie ihre

Ihre Neigungen zur Zärtlichkeit und Liebe austrotten sollen; denn das schöne Geschlecht ist zur Liebe und Zärtlichkeit geboren. Eine Schöne ohne diese liebenswürdigen Neigungen verdient so wenig Aufmerksamkeit, als eine Person unsers Geschlechtes ohne Muth und Herzhaftigkeit, die Sprödigkeit darf also nicht mit der Schamhaftigkeit vermischt werden, so wenig der Hochmuth eine billige Ehrbegierde seyn kann. Man fordert von einem schamhaften Frauenzimmer nur, daß es seine Leidenschaften in die Gesetze der Tugend und Religion einschränken soll.

Ich habe neulich Gelegenheit gehabt, mich über die Schamhaftigkeit eines jungen Frauenzimmers zu freuen, und über die Gefahr zu betrüben, in welche die Tugend junger unterzognen Schönen durch den Zwang gebracht wird, in welchem sie sind, mit unverschämten und frechen Weibspersonen umzugehen. Ich war der Gast eines Kaufmannes; meins Gesellschaft sollte der Lehrer seiner Kinder und seine Familie seyn. Der Kaufmann hielt sich vor Tische noch einige Zeit in seiner Schreibstube auf, und die Frau des Hauses hatte mit unsrer Bewirthung zu thun. Ich befand mich unterdessen mit dem Lehrer seiner Kinder, einem alten runzelvollen Weibe, welches ein kleines Kind auf dem Arme trug, und zwei sehr jungen Töchtern im Zimmer allein. In dem Gesichte des alten Weibes war die Unverschämtheit und Frechheit vollkommen abgezeichnet. Sie war so frech, daß sie gegen den Informator sehr unanständige Scherze vorbrachte, und sich sogar vor meinem ernsthaften und fast mürri- schen Gesichte nicht scheute. Die älteste Tochter bezeugte eine heimliche Freude über ihre Frechheit; die jüngste aber schlug voll Sittsamkeit ihre Augen nieder, und erröthete zuweilen, wenn die Scherze des alten Weibes allzu sinnlich wurden. Allein dadurch ließ sich dasselbe nicht abschrecken, und weil ich hier keinen Hofmeister abgeben wollte, so wurden der unanständigsten Zweydeutigkeiten immer mehr. Ich

weiß nicht, ob der Informator einen Beschmack daran fand, oder ob er sich wegen der Gewalt, die das Weib vielleicht im Hause hatte, fürchtete, ihrer Kühnheit Einhalt zu thun. Die jüngste Tochter ward endlich ganz beschämt, erröthete, und sagte: Das ist zu arg, ich muß gehen, und es dem Papa sagen, und gieng darauf mit einem Gesichte, welches durch den tugendhaftesten Unwillen noch schöner ward, zur Thüre hinaus. Mein Alter hat mich gegen die Gunstbewegungen des schönen Geschlechtes ziemlich gleichgültig gemacht. Ich wurde aber von der Unschuld dieses jungen Frauenzimmers, welches das zwölfte Jahr noch nicht erreicht hatte, so gerührt, daß ich es für ein grosses Glück gehalten hätte, von dieser jungen Schönen geküßt zu werden.

Die Ursachen, warum hier und da unter dem schönen Geschlechte die Unverschämtheit eingerissen ist, sind, wie ich an andern Orten schon angemerkt habe, sehr oft in der unachtsamen Erziehung des jungen Frauenzimmers zu suchen. Ich will ihzt von dem großen Nachtheile nicht reden, der aus der unvorsichtigen Wahl derjenigen Personen entsteht, welchen die Wartung und Pflege der kleinen Kinder anvertraut wird; ich will nicht weitläufig ausführen, daß die frechen Sitten solcher Weibebilder eine Pest sind, welche junge Herzen unvermerkt anstecken. Ich will nicht sagen, daß man zu den Wärterinnen und Ammen nicht tugendhafte Personen, sondern diejenigen annimmt, welche am wenigsten kosten. Ich will von einem schädlichen Vorurtheile reden, womit die Eltern befaßt sind, und welches sie veranlaßt, in Gegenwart ihrer Kinder Gespräche zu führen, oder Handlungen vorzunehmen, die denselben keinen sonderlichen Beschmack von Tugend und Ehre beibringen müssen. Dieses Vorurtheil besteht darinnen, daß man glaubt, die Kinder verstünden es nicht, wenn etwas Unanständiges geredet oder gethan würde, wodurch die Schamhaftigkeit beleidigt wird. Die Väter reden in Versessn ihrer jungen Töchter von den Liebesstreichn ihrer

ihrer Jugend ohne Scheu; sie erzählen die unanständigsten Hiftörchen, und bringen die ärgerlichsten Wortspiele und Zweideutigkeiten vor. Wenn die Mütter nicht eben dieses thun, so lachen sie zum wenigsten darüber. Was sind nicht solche Gespräche für herrliche Ermahnungen zur Tugend und Schamhaftigkeit! Wie oft hat man gewünscht, daß doch die Welt einsehen lernen möchte, daß auch die Kinder schon Verstand haben, und aus solchen Unterredungen vieles folgern können, das in ihre künftigen Handlungen einen Einfluß haben muß, der für die Eltern sehr traurig seyn kann! Wie sollen Kinder zur Tugend gelangen, wenn ihnen das Laster immer gezeigt wird! Ich will eben nicht sagen, daß junge Frauenzimmer in ihrer zarten Kindheit alles deutlich begreifen, was sie Unanständiges hören. Allein ihre Ohren werden doch dazu angewöhnt, daß ihnen die Zweideutigkeiten so lange gleichgültig bleiben, so lange ihre Natur noch schläft, welche aber auf hören gleichgültig zu seyn, wenn mit den Jahren ihre Natur erwacht. Alsdann erklären ihnen ihre Empfindungen mehr als zu deutlich, was sie in ihrer Kindheit aus den Gesprächen ihrer Eltern ohne Verstand gelernt hatten.

Aus dieser Ursache sollten sich auch die Eltern in Gegenwart ihrer Kinder zuweilen einige Gewalt anthun, und ihre Zärtlichkeit gegen einander nicht allzusehr ausbrechen lassen. Man hält dafür, daß es wider den Wohlstand sey, wenn Eheleute in Gesellschaft mit erwachsenen Personen einander allzujärtliche Liebkosungen erweisen, und ich behaupte aus diesem Grunde, daß die Schamhaftigkeit beleidigt wird, wenn solches vor jungen unverständigen Kindern geschieht. Wenn sich Eltern in ihrem Bersenn allzuoft und allzusehrig küssen, so müssen die Kinder die Folge daraus ziehen, daß diese Küsse etwas bedeuten müssen, wenn ihnen auch wegen ihrer Jugend noch unbekannt bleibt, was sie eigentlich bedeuten. Wenn zu der Sprache des Mundes vielleicht gar die Sprache der Hände hinzukömmt, was müssen die Kinder nicht für heilsame Lehren durch

durch diese Sprache fassen! Ihre Natur wird ihnen den Inhalt derselben bald beibringen, ohne daß sie ein ausführliches Wörterbuch dazu nöthig haben. Man darf nur in den Familien ein wenig aufmerksam seyn; so wird man nicht daran zweifeln. Der kleine Schalk küßt die kleine Nachbarinn; die Nachbarinn läßt sich küssen, und lacht über ihren kleinen Liebsten; er kneipt sie in das Kinn; sie klopft ihm auf die Backen; er hat gesehen, daß der Papa der Mama die Hand drückte; er drückt sie seiner kleinen Gebieterinn auch. Die Eltern sehen solches, und haben ihre Freude darüber. Nur Gedult, die Kinder werden groß; und das kleine Mädchen wird sowol wie der Knabe zeitig genug unverschämt werden.

Wenn also junge Frauenzimmer nicht von ihrer Jugend an zur Schamhaftigkeit angewöhnt werden, so kann solches schlimme Folgen für ihre Unschuld haben. Eine Schöne, welche gewohnt ist, seine Zweideutigkeiten und Wortspiele anzuhören, und zu verstehen, ohne unwillig darüber zu werden, und zu erröthen, kann dadurch allmählich so weit gebracht werden, daß sie den gröbern und sunnlicheren Scherzen gleichfalls gleichgültig bleibt. Die Gleichgültigkeit aber gegen die Untugend und Schande ist der nächste Weg zum Verluste, wo nicht der bürgerlichen, doch der sittlichen Unschuld und Ehre. Denn die untersten und geringsten Grade der Tugend grenzen sehr nahe mit den Fehlern, und der Uebergang von den Fehlern zu dem Laster trägt oft nur einen einzigen und sehr leichten Schritt aus.

Ich will mein Blatt mit einigen Briefen beschließen, deren Inhalt sich sehr wohl zu diesen Betrachtungen schickt.

Mein Herr!

Ich bin in einer grossen Versuchung, einen Mann eifertig zu machen, und einen Zutritt zu seiner jungen und artigen Frau zu suchen. Ich werde wohl in dieser Versuchung unterliegen, und ich empfinde die Abnahme meiner Kräfte alle Stunden mehr und mehr. Weil ich aber mein Gemüth

so gut dabey beruhigen will, als ich kann, so will ich ihnen, mein Herr, die Gelegenheit erzählen, bey welcher ich in diese Versuchung gerathen bin. Ich gehe auf dem Neuen Walle, und sehe von ungefähr einen Mann mit einem artigen und schwarzäugigten Weibchen im Fenster liegen. Ich sehe sie ohne Absicht an, als ich wahrnehme, daß er seine Frau sehr feurig küßt; und seine Hand die Schönheiten ihres Halses und der Gegenden desselben bewundern und empfinden läßt. Mich überfiel sogleich ein Schwindel, der meine Sinne auf eine angenehme Art umnebelte, und ein Feuer entbrannte in mir, das ich nicht deutlich genug beschreiben kann. Was für Annehmlichkeiten, dachte ich sogleich, muß eine Frau nicht besitzen, welcher ihr Ehemann so öffentliche liebe Kosungen erweist. Mennen sie nicht, mein Herr, daß dieser Mann an allen meinen bösen Gedanken schuld ist, und ich unschuldig bin, weil er sie veranlaßt hat? Ich bin,

Mein Herr,

Ihr aufrichtiger Bewunderer,
Nicolaus Schwach.

Mein Herr!

Ich bin ein junges Frauenzimmer, welches ihren Eltern eine gute Erziehung zu danken hat, und vor ihrem Tode die Lehre von ihnen bekommen hat, daß es sich, wo es immer ist, tugendhaft zeigen soll. So wenig ich die Welt noch kenne, so habe ich doch schon einsehen lernen, daß diese Lehre nicht allen jungen Leuten gegeben werden muß. Es ist nicht lange, daß ich in Gesellschaften zu gehen gendehigt worden bin. Welche eine traurige Figur mache ich nicht fast in allen Zusammenkünften! Ich gähne entweder und schlafe bey den unsinnigen oder nichtsbedeutenden Gesprächen ein, oder ich muß alle Augenblicke über die Grobheiten der Personen ihres Geschlechtes roth werden. Ich mag mich dabey auführen, wie ich will, so werde ich gequält. Stelle ich mich gleichgültig an, als ob ich von thörichten Scherzen nichts verstünde, so

mir-

murmelt man einander in die Ohren, daß ich ein ausgelerntes Frauenzimmer wäre, und an dem, was sie sagten, einen Geschmack fände. Erröthe ich, und bezeuge meinen Unwillen, so weiß ich nicht zu leben, und bin eine junge einfältige Vetschwester. Man spielt zuweilen, wo ich hinkomme, um Pfänder. Neulich wollte man mir anmuthen, daß mir ein junger unbefonnener Mensch meine Kniefänder ablösen sollte, wovider ich mich aber mit allen Kräften setzte. Was soll ich anfangen? Erklären sie, mein Herr, doch der Welt, ob man nicht galant seyn kann, ohne unverschämmt zu seyn? Erscheinen sie doch einmal in unsern Gesellschaften, und machen sie die sogenannten galanten Leute zu schanden. Ich habe den besten Voratz, allen ihren Lehren von der Unschuld nachzuleben, ich bin,

Mein Herr,

Ihre gehorsame Leserin,
Cornelia Gutherz.

Mein Herr!

Ich bin im Stande, ihnen eine vollständige Beschreibung von der Brust einer Mutter zu geben. Ich habe sie mehr als einmal gesehen. Ich komme zuweilen zu einem Kaufmanne dessen Frau in meinem Beseyn ihr Kind ohne die geringste Furcht, vor meinen Augen saugt. Es ist mir mit dem Anblicke wenig gebieht. Da es in Frankreich Mode war, daß das unverheyrathete Frauenzimmer sehr entblößt gieng, so verbargen doch diejenigen, welche verheyrathet wurden, ihren Busen. Aufrichtig zu reden, mein Herr, es ist mir mit dem Anblicke des Busens von einer Mutter nichts gebieht. Wenn ich den Busen einer Jungfrau nicht sehen darf, so mag ich auch den Busen einer stillenden Frau nicht sehen. Er erschreckt meine jählichen Augen. Ich bin,

Mein Herr,

Ihre gehorsamer Diener,
Dietrich Frey.

Der Schußgeist.

Fünf und vierzigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 9 März 1747.



in öffentlichen Scheiße, der die Pflicht über sich genommen hat, die Tugend anzupreisen, und die Laster und Thorheiten zu verfolgen, ist als ein Zuchtmeister anzusehen, wenn er die lasterhaften bestraft, und

ihre Handlungen entweder als abscheuliche, oder als lächerliche Thaten ihrer wahren Beschaffenheit gemäß abbildet. Das Amt eines moralischen Zuchtmeisters ist sowohl schwerer, als verdrießlicher, denn das Amt eines bürgerlichen Zuchtmeisters, weil die bürgerlichen Züchtlinge, so halbsattig und troßig sie auch seyn mögen, doch das Gefühl nicht verlohren haben, und durch Peitschen oder Hunger zu ihren Pflichten genüchert werden können, da hingegen die moralischen Züchtlinge sehr oft kein Gefühl mehr haben, und weder durch die Schande, noch durch die Ehre, zu ihrer Schuldigkeit zu bringen sind. Es ist schwer, durch Vorstellungen und Gründe lasterhafte Leidenschaften aus dem menschlichen Gemüthe auszuwurzeln; man muß zufrieden seyn, wenn man sie so weit bringen kann, daß sie ihre Leidenschaften nicht zu öffentlich ausbrechen lassen, und sich durch offenbare Laster oder Thorheiten nicht zum Gegenstande des allgemeinen Spottes und Hasses machen. Unter allen moralischen Züchtlingen habe ich keine angetroffen, welche hartnäckiger und unbiegsamer wären, als die Freigeister. Diese Sklaven der Bosheit und

des Unsinnes bleiben bey ernsthaften Vorstellungen; und bey der Verspottung ihrer Thorheit gleich ungerührt. Ich glaube recht zu thun, wenn ich ihnen ihre eigentliche Namen gebe, da es durch so viele Schriften offenbar bewiesen ist, daß niemand ein Freygeist seyn kann, als ein Bösewicht, oder ein Thor, und da die Scheingründe, durch welche die ersten Freygeister den Namen der Vernünftigen noch zu behaupten suchten, alle zernichtet sind. Man weiß nicht mehr, was man mit diesen Züchtlingen anfangen soll. Es scheint, als ob sie einen Geschmack daran gefunden hätten, lächerlich und verabscheuungswürdig zu seyn, und sie bleiben beydes, man mag die Satyre noch so sehr über sie triumphiren lassen. Sie haben einen so dicken Verstand, als die ungerathenen Söhne eine dicke Haut haben, die die Streiche ihres Vaters nicht mehr fühlen; mit einem Worte, diese moralischen Züchtlinge sind, wie man sich im gemeinen Leben ausdrückt, schlägeseul. Man muß aber fortfahren, sie zu züchtigen, nicht in der Hoffnung, sie zu bessern, sondern in der Absicht, andre von ihrem Thorheiten abzuschröcken.

Eine von den vornehmsten Ursachen, welche die ersten Freygeister verleitet hat, die Religion anzugreifen, ist ohne Zweifel die Begierde, sich von dem grossen Haufen zu unterscheiden. Man begreift leicht, daß diese Ursache die Bosheit und die Thorheit nicht ausschließt; denn diejenigen, welche an ihren Kräften verzweifeln, sich durch Wissenschaften oder edle Handlungen vor andern auszunehmen, glauben ihrer Begierde genug zu thun, wenn sie es im Laster oder im Unsinne hochbringen. Weil sie sahen, daß so viele Christen waren, schämten sie sich Christen zu seyn. Vielleicht hätte Toland und Colin die Religion vertheidigt, wenn Grotius oder andre von ihnen dieses nicht schon gethan hätten. Man hätte denken sollen, der Name eines Freydenkers würde in eine allgemeine Verachtung und darauf völlig in die Vergessenheit gerathen, wenn man bewiese, daß ein Freydenker ein

ein so sonderbares und seltenes Geschöpf nicht wäre, als diejenigen sich einbildeten, welche sich diesen Namen zuzuziehen suchten; wenn man bewiese, daß es nach den Handlungen und innerlichen Meinungen der Menschen zu urtheilen mehr wahre Freygeister, als wahre Christen gäbe. Allein die Leidenchaften und lasterhaften Begierden besitzen sich allzuwohl dabey, wenn das Ansehen der Religion angegriffen wird, als daß der Name eines Freygeistes nicht immer ein Aufsehen hätte machen sollen. Man glaubt eine Verwägenheit in der Thorheit, die Offenbarung und ihre Lehren anzutasten, wahrzunehmen, und die Verwägenheit hat etwas, was dem menschlichen Herzen gefällt. Allein eben dieses ist ein gewisser Irrthum; denn die meisten Freygeister sind es nicht darum, weil sie von Natur verwägen sind, sondern weil ihr Herz voll Furcht und Feigheit ist.

Wenn die Welt nicht, wie die Freygeister, glaube, daß sie einen großen Verstand haben, und wenn es unter den Vernünftigen eine allgemeine Meinung ist, daß ein so genannter starker Geist in der That nichts mehr bedeutet, als der kleinste Geist, so glauben doch sehr viele, daß diejenigen, welche sich den Namen eines Freydenkers erwerben, viel Wiß besitzen. Sie selbst bilden sich ein, wer weiß was für wißige Köpfe sie sind. Sie sind fast in einen allgemeinen Ruf sinnreicher Spötter gekommen. Es sieht beynahe keine ungläubige Schrift das Licht, von welcher man nicht sagen sollte: diese Schrift ist zwar voll falscher Sätze, voll unrichtiger Schlüsse, voll Unwahrheiten; allein man findet doch viel Wiß darinnen. Wenn es möglich wäre, daß über die göttlichsten und heiligsten Lehren ein sinnreicher Scherz und eine feine Spöterey gesagt werden könnte, so wäre solches doch ein elender Vorzug eines Freygeistes vor den Christen. Allein man hat nicht einmal nöthig, wenn man richtig und unpartheyisch urtheilen will, den Freydenkern diesen Vorzug einzuräumen. Man untersuche alles, was die berühmtesten
Engl.

Englischen Freengeister sinnreiches gesagt haben, so wird man finden, daß ihre Spöttereyen nur den Schein des Spottes haben, und daß ihr Wiß in der That kein Wiß mehr ist, so bald sie ihn wider die Religion brauchen wollen.

Ich will einen kurzen philosophischen Beweis davon geben. Der Wiß ist ein Vermögen, die Ähnlichkeiten zwischen zwey verschiednen Dingen wahrzunehmen, und eine Spötterey ist eine Vergleichung einer Ungereimtheit mit einer andern entweder gleichgroßen, oder größern oder geringern Ungereimtheit. So bald einem vorgegebenen Scherze diese Eigenschaft fehlet, so bald ist er kein Spott mehr, sondern eine Bosheit, und eine Lüge. In einem Einfälle, der den Namen des Spottes verdienen soll, muß Wahrheit seyn. In welchen Spöttereyen der Freengeister wird man aber wohl Wahrheit und Richtigkeit antreffen können? Eine Sache, die ihrer Natur nach ungereimt, kann durch alle Blendwerke und Farben der Einbildungskraft nicht ungereimt vorgestellt werden, und etwas anders ist ein Blendwerk, etwas anders eine Spötterey. Wie einfältig oder boshaft sind doch die Ungläubigen, daß man ihnen solche leichte und deutliche Wahrheiten, welche alle Kinder verstehen müssen, so oft sagen muß, ohne daß sie dieselben fassen können, oder wollen!

Man muß erstaunen, wenn man sieht, auf wie vielerley Art ein Mensch in den Ruf eines wißigen und sinnreichen Kopfes kommen kann. Adrast hat eine stumpfe Nase, und verschobne Lippen; er hat in seinem Leben keine wißige Sylbe gesagt; allein er hat gehört, daß man ihm einen sehr satyrischen Geist zutraue. Adrast macht sich dieses Vorurtheil zu Nutze, und lacht zuweilen ohne Gelegenheit, und sein Lachen sieht wegen seines natürlichen Fehlers wie eine Satyre aus. Celimene steht überall in dem Rufe eines wißigen Frauenzimmers, denn sie redet allen Menschen das Schlimmste nach; man hält sie für eine Spötterin, weil sie

eine

eine Lügnerin ist; man lasse ihre Schmähsuche schweigen, so wird man sehen, daß sie einsältig ist. Der Ruhm des Adrast ist lächerlich; Celimenens Ruhm gründet sich auf ein Laster. Die meisten Freygeister sind beyden ähnlich, mit dem Unterschiede, daß sie lächerlicher und abscheulicher sind, als beyde.

Der falsche Wiß der Freygeister äußert sich vornämlich auf eine doppelte Art. Er verkleidet entweder die Lehren der Religion selbst in allerley lächerliche Bilder, Fabeln, Gleichnisse, und in abgeschmackte Folgerungen, welche er aus ihnen ziehen will, oder er greift so zu sagen nur das Aeußerliche derselben, ihre Gebräuche und Cerimonien an, und sucht die Religion zu stürzen, indem er sie in den Augen der Menschen geringschäßig zu machen sucht. Er macht es, wie die heidnischen Könige mit dem jüdischen Tempel, welche den Juden zum Aergernisse ihren Gözen unreines Fleisch darinnen opferten. Wenn ein ißiger Freygeist auf die erste Art seinen Wiß zeigen will, so darf man ihm nur gleich ins Gesicht sagen, daß er nachbetet; denn die ißigen Freydenker haben ihre Formulare von den erstern empfangen, von denen sie nicht abweichen. In der andern Art, auf die Unkosten der Religion sinnreich zu seyn, kann ein Freygeist vielleicht etwas signés vor einem andern haben. Wir wollen sehen, worinnen diese Art des Wißes besteht.

Wenn man in Gesellschaften auf den Wiß der Freygeister Achtung giebt, so wird man finden, daß alle ihre Einfälle auf lächerliche Verdrehungen und Anwendungen der Worte der Schrift, oder der Gesangbücher, bey geringschäßigen oder unheiligen Gelegenheiten hinauslaufen. Sind sie in dieser unseeligen Kunst zu einer Fertigkeit gekommen, so triumphiren sie mit ihrem Wiße, und bereden sich wohl, daß sie die Religion zernichtet, weil sie die Sprache derselben gemißbraucht haben. So viel aber sehen diese großen Geister nicht ein, daß eine Lehre nicht lächerlich wird, weil die Anwendung der

der Worte, in welche sie eingekleidet worden, lächerlich ist; daß ein herrliches Gemählde ein Meisterstück bleibe, wenn es gleich so enge an das Bild eines Sudlers gestellt wird, daß es blöden Augen scheint, als wären beyde Gemählde ein Stück. Diese Wahrheit ist für sie zu geringe; sie überlassen dieselbe uns armen blödsinnigen Christen, die wir so verzagt sind, daß wir eine Lehre glauben, welche mit unvordersprechlichen Gründen bevestigt ist.

Weil wir ein Stück darinnen finden, einfältiger zu bleiben, als sie; denn wir Christen sind von diesen verständigen Leuten doch einmal dazu verdammt, schwache Köpfe zu seyn, so werden sie in Gesellschaften für uns sehr unerträglich, weil sie uns durchaus, wir mögen wollen, oder nicht, die Augen über ihren Wiß eröffnen, und uns Theil daran nehmen lassen wollen. Ich weiß nicht, wie man sie so weit bringen will, daß sie uns damit verschonen. Man würde wenig bey ihnen ausrichten, wenn man ihnen vorstellte, daß sie durch ihre Scherze über die Gesangbücher die Tugend beleidigten; denn sie haben einmal das Laster lieb gewonnen, und sehen die Schönheiten an der Tugend nicht, die wir Blödsinnigen daran erblicken. Ich will also den Freydenkern weiter nichts sagen, als daß sie mit dem Raube aus den Gesangbüchern ihren Endzweck, sich vom Pöbel zu unterscheiden, und vor sonderbare Menschen gehalten zu werden, im geringsten nicht erreichen. Sie unterscheiden sich durch ihre Spöttereyen, die sie aus der ungereimten und lächerlichen Anwendung der Worte aus der Schrift oder aus den Liedern nach ihrer Meynung entstehen lassen, nicht einmal von dem niedrigsten Pöbel in der Stadt, geschweige von dem Pöbel unter den Bauern. Die Fertigkeit, bey niedrigen und geringen Gelegenheiten in der Sprache der Lieder zu reden, ist der gewöhnliche Wiß der Bootsfrechte, der Krahntrecker, der Knebler und Bauern. Ich habe Gelegenheit gehabt, solches mehr als einmal zu bemerken. Wenn ich auf dem Lande gewesen, so habe ich mich zuweilen unter die Bauern

Wauern gesetzt, welche mir die aufgewecktesten zu seyn geschienen. Wenn ich ein vertrauliches Wesen mit ihnen angenommen, und mich so weit zu ihnen herabgelassen, daß ich sie ihrer Pfeifen aus meiner Dose stopfen lassen, so hat solches bey ihnen eben die Wirkung gehabt, als der Wein bey durstigen Freydenkern. Sie sind wüthig geworden, und haben alles niedrige, wovon sie geredet, in der Sprache der Lieder und der Bibel viel glücklicher, wenn man im Ungereimten eine gewisse Art Vollkommenheit annehmen will, als der sinnreichste Spötter der Religion gesagt. Der Pöbel hat vor den Freydenkern diesen Vorzug, daß er nicht wie sie, durch ein langes und mühsames Nachdenken und Studiren zu diesem Wiße gelangt, und dabey vielleicht nicht so boshaft und unedel in seinen Handlungen ist, als die Freygeister sind. Freylich haben also die Christen hohe Ursache, sie wegen des Wißes zu beneiden, welchen sie mit dem niedrigsten Pöbel gemein haben.

Weil sich die Freydenker so oft über uns Christen, wie sie sagen, lustig machen, so könnte ich das Recht der Wiedervergeltung brauchen, und ihr derer spotten, welche ich durch die Hülfe meiner Gehehnisse unter unsern Landeleuten entdeckt habe. Ich könnte von dem Sohne eines vornehmen Mannes reden, welcher sich in fremden Landen aufhält, und ob er sich gleich vordem den Lehren der Offenbarung gewidmet hatte, sich doch eine Ehre daraus machte, mehr als ein Freygeist, ein Atheist zu seyn. Allein dieser freche Jüngling ist unter meinem Spotte, und er wird, wo er auch ist, wider sich selbst Satire genug seyn. Ich breche ihn ab, und weil uns die Tage, in welchen wir ihn leben, zu ernsthaften Betrachtungen verbinden, so verspreche in dem nächsten Blättern einen merkwürdigen Brief des Herrn Muralt von den Freygeistern zu übersetzen, und sodann meine Gedanken über das bekannte Schreiben an Uranien zu eröffnen. Ich will ich meinen Lesern einen Brief mittheilen, der mit der Materie dieses Blattes viel Verwandtschaft hat.

Mein

Mein Herr!

Ich bin gleich ganz verdrüsslich aus einer Gesellschaft nach Hause gekommen, und habe mich den Augenblick niedergesetzt, ihnen die Ursache meines Verdrusses zu schreiben. Ich bin ein Zeuge eines schrecklichen Misbrauchs der Schrift gewesen, der für Wiß ausgegeben worden, und immer ein großes Gelächter verurthsacht hat. Die Anwesenden haben sich drei ganze Stunden damit unterhalten, daß einer dem andern verschiedne ungereimte Zusammensetzungen der Worte der Schrift von verschiednen Seiten vorgefagt hat. Dieses Geheimniß, wißig zu seyn, kömmt darauf an, daß man die untersten Worte von einer Seite aus der Bibel nimmt, einige Blätter umschlägt, und sie sodann zu andern Worten, womit sich eine neue Seite anfängt, so zusammen zu setzen weiß, daß die Vereinigung derselben lächerlich und ungereimt wird. Derjenige wird für den müntersten Geist gehalten, dessen Zusammensetzungen am lächerlichsten sind, und den wenigsten Verstand enthalten. Ich habe keine davon behalten mögen. Sie können denken, mein Herr, daß mein Verdruß und Unwillen nicht klein gewesen seyn müsse, da ich die Bibel für das heiligste und ehrwürdigste Buch halte. Diese Art, wißig, oder vielmehr unvernünftig zu seyn, ist desto unverantwortlicher, da diese Leute einen für Bericht belangen würden, der sie unter die Freigeister rechnen wollte. Man hält es für eine thörichte Frechheit, wenn man mit den Befehlen und Verordnungen eines Königes unehrerbietig umgehe; wie viel größer muß die Frechheit seyn, wenn man eine so geringe Ehrfurcht gegen die Worte desjenigen bezeigt, der über alle Könige unendlich erhaben ist. Lassen sie doch meinen Brief drucken, oder handeln sie diese Materie in ihrem Blättern ab, um diesen Unbesonnenen einigermaßen Einhalt zu thun. Ich bin,

Mein Herr,

Ihre beständige Leser,

A

Der Schutzgeist.

Sechs und vierzigstes Stück.

Hamburg, Montags, den 13. März.

Mein Herr!

Wenn sie in den Gedanken stehen, daß das Land und meine Spaziergänge daselbst mir nicht Gelegenheit zu einem Briefe geben können, so irren sie sich sehr. Auch in diesem Stücke hat das Land seine Vorzüge, und sie sollen auf meine Erzählung sogleich meiner Meinung werden.

Sie wissen, mein Herr, daß ich sehr oft in einem kleinen Gehölze, welches nicht weit von meinem Aufenthalte liegt, und recht zum Vergnügen geschaffen zu seyn scheint, spazieren gehe. Die kühlen Schatten, welche durch einen durchfließenden Bach noch mehr erfrische werden, und sein angenehmes Rauschen unterhalten schon einen Menschen, der sich in der Einsamkeit genug ist. Die Vögel, welche sich daselbst hören lassen, besingen die Eintracht und den Frieden, welcher unter den Menschen so oft unterbrochen wird, und nichts stört sie in ihrem Gesange. Das Stillschweigen, welches hier herrsche, und durch das anmuthige Geräusch mehr erhoben, als gestört wird, und die Dunkelheit geben diesem Orte ein ehrwürdiges Ansehen. Man findet sich darinnen geneigt, sich dem Vergnügen der Einsamkeit ganz zu überlassen, und alle seine Wirkungen zu empfinden. Einige Lichtstrahlen, welche durch die Dunkelheit brechen, scheinen die Menschen einzuladen, das Traurige in ihnen mit der Frölichkeit zu vermischen, und sich mit sich selbst zu unterhalten, wenn die Wahrheit sie dabey aufheitert. Endlich kann sich mein Gesicht in die Weite ausbreiten, und zeigt mir durch die Bäume

die Welt gleichsam in einer Entfernung, und erinnert mich an das, wovon mich das Land und die Einsamkeit entfernen, und macht mir auch um deswillen diesen Ort zur anmuthigsten Gegend. Von hier lehre ich oft zurück, ohne mir solches schlechten Dank zu wissen, wenn ich das Vergnügen gehabt habe, unter den Bäumen herum zu irren, ohne mich zu verirren. Als ich das leßtemal daseibst war, traf ich einen von meinen Nachbarn an, welchen die Lust zu spazieren so wohl als mich dahin gebracht hatte, einen vernünftigen Mann, welcher Empfindung besaß, und mit mir die Lust des Spazierrens theilte. Die Unterredung, welche wir mit einander hatten, kam auf die starken Geister, von welchen er, wie er sagte, kurz vorher einige Reden bey einem Besuche, den er gehabt hatte, aushalten müssen. Wir stellten einige Betrachtungen über den Charakter dieser Leute an, die uns wegen ihrer Absichten ganz unbegreifliche, ich will nicht sagen ganz ausschweifende Menschen zu seyn schienen, weil sie nicht damit zufrieden sind, daß sie sich von dem ganzen menschlichen Geschlechte auf eine Art, die mit der Thorheit nahe verwandt ist, unterscheiden, und mit Freuden unter allen Gefahren der größten entgegen laufen, sondern auch ein Vergnügen davon haben, andre in diese Gefahr zu stürzen, und sich der Verantwortung aller schlimmen Folgen, die daraus kommen können, auszusetzen. Kann der Mensch so weit gehen, daß er sich für verbunden erachtet, alle Gedanken zu bestreiten, die den Menschen ausmachen, alle Gedanken der Religion, von denen er seinen Werth hat? denn er muß sich doch dazu für verbunden erachten, wenn er einige Entschuldigung deswegen verdient, daß er solches thut. Vornämlich aber beklagten wir das Unglück unsrer Zeit, daß die Grundsätze der Freigeisterei so überhand genommen, daß man sich damit, als mit einer besondern Zierde ausschmückt, und sich derselben als Merkmale des Verstandes und der Einsicht anmaßt, und daß man sich vor allem, was etwa wie Religion aussieht, vor der Furcht Gottes,

Gottes, als vor niederträchtigen Gedanken, und vor einer Schwachheit des Verstandes in acht nimmt. Die Leute, die zu leben wissen wollen, sind ganz ruhig dabey, und sind auf ihrer Hut, daß nichts diesen eingeführten Wohlstand beleidige; sie scheinen durch ihre Mäßigung gegen die Freygeister ihrer Thorheit Beyfall zu geben, und verhalten sich gleichsam zwischen der Religion und der Freygeisteren neutral. Der vernünftige Mann, mit dem ich mich unterhielt, konnte nicht genug bezeugen, wie sehr ihm alles dieses zuwider war. Er sah eine solche Mäßigung als eine Niederträchtigkeit an, und hielt die Freygeisteren für die Schande des menschlichen Geschlechtes. Durch die Laster, sagte er, beleidigt man die Gerechtigkeit in der Vermirrung und Raserey, und gleichsam ausser der Menschlichkeit. Allein ein Freygeist kündigt Gott den Krieg mit einem kalten Blute an, und bedient sich der Menschlichkeit selbst, oder der Vernunft, die ihr wesentlich ist, Gott zu beleidigen, und ihn, wo es möglich wäre, zu zernichten. Unser Gespräch, welches eine ziemliche Zeit dauerte, endigte sich auf eine angenehmere Art. Wir bedauerten den Freygeist, und den Menschen selbst, daß er fähig ist, ein Freygeist zu werden, und an diesem Charakter einen Geschmack zu finden.

Als wir uns getrennt hatten, und ich vom Spazierengehen müde war, legte ich mich auf das Gras nieder, und setzte meine Betrachtungen über die Natur des menschlichen Verstandes, und über die Ausschweifungen fort, deren er fähig ist. Ich sann nach, was die Freygeister nach diesem Leben für ein Schicksal haben könnten, welches etwas außerordentliches an sich haben müßte. Ich sagte zu mir selbst, daß diese Erkenntniß mehr als eine andre geschickt seyn müßte, einigen Eindruck auf diese Leute zu machen, die bey einer so wichtigen Sache unbefonnen sind. Ich überließ mich meinen Gedanken, und mir begegnete, was ich ihnen erzählen wollt. Es kam mir vor, als wenn ich aus dem dicksten und finstersten Gebüsch des Holzes die Figur eines Menschen hervorgehen sähe, die ganz beson-

besonders war. Er sah aus, ungefähr wie die Satyren gestaltet sind. Zwei eingekrümmte Hörner ragten aus dem Kopfe hervor, und gaben ihm ein fürchterliches Ansehen. Seine Ohren spitzten sich, als wenn sie etwas in der Ferne hören wollten. Er hatte einen ungeheuren Mund, und sein Gesicht kam mir in allen seinen Zügen scheuslich und schrecklich vor, ob solches Ansehen gleich durch die Traurigkeit, welche man darin nehmen wahrnahm, etwas gemildert wurde. Statt der Keule, die diesem ungeheuern Menschen zukommen schien, hatte er ein Schilfrohr in der Hand, welches mir alle Furcht vor ihm, und die Gedanken benahm, vor ihm zu entfliehen, wie ich erst willens gewesen war. Als er sich ziemlich nahe neben mir niedergesetzt hatte, mit mir zu reden, näherte er sich mir nicht mehr, sah mich eine Minute lang an, und schlug die Augen nieder, aus welchen ich einige Thränen hervorbrechen sah. Aus seiner demüthigen Stellung sah ich, daß er etwas von mir erwartete, und sein Stillschweigen brachte mich auf die Gedanken, daß er gern von mir gefragt seyn wollte. Willst du mit mir reden, sagte ich zu ihm; denn es kommt mir vor, daß du aus der Ursache zu mir gekommen seyst? Ja, antwortete er mir, wenn du mich anhören willst. Wer bist du, sagte ich zu ihm, und was verlangst du von mir? Ich bin, antwortete er mir, ein Schatten von den Geschöpfen, welche man starke Geister nennt. Ich habe deine Unterredung angehört, in welcher du bey ihrem Ende uns bedauert hast, und ich wollte dein Mitleiden gegen uns gern vermehren; es ist uns solches nicht unnützlich. Sey einige Augenblicke auf mich aufmerksam, so sollst du erfahren, was ich von dir verlange. Nachdem er solches gesagt hatte, stieß er einen tiefen Seufzer aus, und sprach also:

Wir starken Geister; denn wir verdienen wegen unserer Schande, daß man uns immer diesen Namen giebt, den wir zu erhalten gesucht haben, und den wir uns durch unsere ausschweifende Begierde zugezogen, alles zu troßen, was der Mensch

Mensch fürchten soll; wir haben in unsern Reden und Schriften keinen andern Endzweck gehabt, als die Aufmerksamkeit der Menschen auf uns zu ziehen, Lobeserhebungen zu bekommen, und einen Namen zu erwerben, und diesen Namen habe ich gehabt. Ich habe das Vergnügen genossen, einige Zeit bewundert zu werden, und da ich mich eben dieses Namens zu erfreuen gedachte, habe ich sterben müssen. Mein Erstaunen war groß, als ich nach meinem Tode, wo ich mir Rechnung darauf gemacht aufzuhören, oder wo ich gern zu segnen hätte aufhören mögen, noch lebte, und mich nur ausser meinem Körper befand, den ich ganz anders als eine Wohnung angesehen hatte, die ich so bald verlassen sollte. Allein mein Erstaunen ward immer größer, als ich empfand, daß meine Seele bey einem jeden Lobspruche, den mir die Lebendigen gaben, wie von einem Pfeile durchdrungen ward, und daß die Ehre, die ich mir als mein höchstes Gut vorgestellt, und um derenwillen ich allen wahrhaften Gütern, die den Menschen gezeigt werden, entsagt hatte, meine Marter ward, eine Marter, die immer verneuert wird, und meinen Zustand, der schon elend ist, immer noch elender macht. Ich warte mit Schrecken auf ein zukünftiges Gericht. Der strenge Ausspruch, den der gerechte Richter über mich aussprechen wird, machte, daß ich allemal erzitterte, wenn ich daran gedachte, und ich kan nicht hindern, daß ich nicht daran denken sollte. Die Hülfe, die ich von dir verlange, und die ich gern von allen Menschen verlangen möchte, besteht darinnen, daß du die schädlichen Grundsätze, die ich in der Welt ausgebreitet habe, bestreiten sollt, diese Grundsätze, die mein beständiges Leiden verursachen. Ich bitte dich, keinen Hülfs zu schonen, den Ruhm zu vernichten, den ich in der Welt erlangt habe, und der demjenigen so entgegen ist, den ich verdient hätte. Denn du mußt wissen, setzte er hinzu, daß die Schande, die wir bey rechtschaffnen Leuten haben, der Tadel, der aus Mitleid seinen Ursprung

nimmt,

nimmt, unsre Qual mindert; er ist wie ein Balsam, der in unsre Wunden geträufelt wird, und ihre Schmerzen lindert. Das ist die Bitte, die ich an dich zu thun habe. Wenn du diese erfüllst, so wünsche ich, daß du nie von dem traurigen Zustande, worinnen ich bin, etwas erfahren, und den Verfall der Menschen für das ansehen mögest, was er ist, wie er sich den Todten zu erkennen giebt, die ihn nicht genießen können, und für die er sich in Martern verwandelt, wenn sie sich desselben so sehr, als ich, gemißbrauche haben. Nachdem der Schatten dieses gesagt hatte, schwieg er, und die Thränen flossen häufig von seinem Gesichte herunter.

Ich empfand, daß ich für Mitleid bey dem unglücklichen Zustande dieses Schattens ganz bewegt wurde, und nachdem ich einige Thränen abgetrocknet hatte, deren Ausbruch ich nicht verwehren können, so antwortete ich ihm etwa folgendergestalt.

Ich bedaure dich so sehr, als du verlangen kannst, und ich bin willig zur Vinderung deiner Qual, alles, was ich thun kann, beizutragen. Allein ich empfinde, daß ich zu dem nicht geschickt bin, was du von mir verlangst. Ich habe die nöthigen Gaben nicht, um alle Zweifel zu widerlegen, welche die starken Geister vorbringen, und ich denke nicht, daß es sehr leicht sey, den Menschen den Geschmack davon zu verderben. Wenn man nur Leute aus ihrem Irrthume bringen sollte, die auf Treu und Glauben irren, und die vernünftige Gründe annehmen, so würde solches nicht schwer seyn. Allein das ist nicht. Man soll Leute überführen, die nicht überführt seyn wollen, und denen die starken Geister nach ihrer Art gerade dasjenige beweisen, was sie bewiesen haben wollen, daß es sich nämlich nur für schwache Geister, für leichtgläubige und furchtsame Leute schicke, sich durch das in Furcht jagen zu lassen, was die Religion von einem zukünftigen Leben lehrt. Was soll man dem sagen, der die Wahr-

heit

heit nicht sehen will, und wie soll man diejenigen vom Abgrunde zurück ziehen, die den Widerstand, den sie der Vernunft thun, für eine Stärke des Geistes ansehen?

Die Vernunft, antwortete mir der Schatten, die blosse Vernunft ist weit stärker, als was man ihr entgegen setzen kann. Sie besteht durch die Wahrheit, mit welcher sie sich vereinigt, und von welcher sie ihre Stärke erhält. Der starke Geist ist hingegen das Schwächste, was man nur denken kann. Er fällt mit dem Irrthume, an dem er sich anhängt. Er vereinigt sich gern mit dem Vorstigen und Unheiligen, und darinnen richtet er sich nach den verderbten Neigungen der Menschen, denen er zu gefallen sucht. Niemand kann leichter zu Boden gestürzt werden, als ein starker Geist; man darf ihn nur nennen, so beschämt man den Menschen, der mit diesem Namen bezeichnet ist. Der starke Geist hat an ihm selbst nichts, woben man grosse Mühe brauchte, es zu zernichten. Es ist hier gar nicht nöthig, die Wahrheit wider dasjenige zu vertheidigen, was sie wankend machen könnte; man braucht nur das Nichts und das Ausschweifende von dem, was wirklich nichts und ausschweifend ist, so vorzustellen, daß man es empfindet, und der angenommenen Ungewißheit der starken Geister die Gewißheit eines rechtschaffnen und vernünftigen Mannes entgegen zu setzen. Wenn es uns doch erlaubt wäre, zu den Menschen zurück zu kehren, und sie aus ihrem Irrthume zu bringen! Wenn es uns auch nicht völlig damit glücken sollte, so würden wir zum wenigsten das Vergnügen haben, ihnen zu sagen, daß wir niemals seine und verschlagne Verführer gewesen, wider die es schwer gewesen wäre, sich zu vertheidigen, und auf welche sie die ganze Schuld ihrer Verderbniß schieben könnten. Unfre Bockfüsse konnten alle diejenigen sehen, die sie sehen wollten; unfre Hörner waren eben so wenig verbergen, und derjenige, welcher Menschen zu Wegweisen hätte

haben

haben wollen, würde uns nicht genommen haben. Nach-
dem sich der Schatten auf diese Weise gerechtfertiget hatte,
schrie er, als wenn er sich traurigen Gedanken überliesse,
und fuhr darauf folgendergestalt fort.

Nein, wir wollen nicht unter die Menschen zurück feh-
ren. Die Zeit, die uns auf der Erde noch auf die Zeit
gegeben war, welche wir angewandt haben, die Menschen
zu verführen, ist für uns vergangen. Es ist die Pflicht
der Lebendigen, den Freigeistern ihre Blöße zu zeigen,
und den Menschen kund zu machen, wie alles, was die
bloße Wahrheit, die allgemeinen Gedanken vom Guten
und Bösen angreift, schwach, und wie unwürdig dem
Menschen dasjenige ist, was die Liederlichkeit und ein ver-
ruchtes Wesen einführt. Der Mensch besitzt einen Adel,
setzte der Schatten hinzu, indem er die Stimme fallen
ließ, und seufzte; er ist gekleidet, und hat Füße, welche
sich zur menschlichen Gestalt schicken. Er muß in seinen
Reden und in seiner Aufführung diesen Adel behaupten.
Ich habe ihn nicht behauptet, und du siehst, in welchem
Zustande ich erscheine. Ich bin nackend, weil ich mir ein
Vergnügen daraus gemacht habe, die Blöße des Men-
schen zu entdecken; mein Körper endigt sich mit den Fü-
ßen eines unreinen Thieres, dem ich mich durch thierischen
und viehischen Handlungen ähnlich gemacht habe. Ich
habe diese Ähnlichkeit noch auf eine schändlichere Art an
mir, und die Gestalt, in welcher ich vor dir erscheine,
stellt dir die Neigung vor Augen, der ich mich überlassen,
und zu der ich andre auch verführt habe; sie redet stärker,
als alles, was ich dir sagen könnte. Nachdem der Schat-
ten also gesprochen, so ließ er mir Zeit, über das, was
ich gehört hatte, nachzusinnen, und die Wahrheit davon
zu empfinden. Mein Nachsinnen wurde durch einen
neuen Seufzer unterbrochen, den ich hörte, auf welchen
diese Worte folgten. . . .

Der Schußgeist.

Sieben und vierzigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 16 M^o; 1747.

Fortsetzung des vorigen Briefes.

Du siehst die Hörer, die aus meiner Stirne hervorragen, fuhr der Schatten des Freigeistes fort, du siehst meine verlängerten Ohren, und den ungeheuern Mund, der sich gut zu ihnen schickt. Dieses sind alles Häßlichkeiten, welche den Character eines Freigeistes abbilden. Er greift den Himmel an, indem er die Wahrheiten bestreitet, die vom Himmel zu uns kommen. Anstatt die Stimme seines Herzens zu hören, die ihm seine Frechheit vorwirft, hört er nur die Stimmen der Menschen, die ihn bewundern, und verirrt sich immer weiter, indem er immer mehr Bewunderungen erwartet. Ein schrecklicher Mund, der geschickter ist, die entseßlichsten Dinge, als die gemäßigste Sprache der Menschen zu reden, klagt ihn an, wenn er ihn auch verschlossen hält, und ich bin sehr glücklich, daß ich ihn aufthun kann, um die Wahrheit zu sagen, indem ich mich anklage, und das Unglück des Menschen zu befeuern, welcher seinem Gewissen, oder Gott, der in ihm redet, den Zweifel entgegen ^{setzt}, in welchem er selbst mit sich spricht. Man unterdrückt sein Gewissen, setzte er hinzu, als etwas, das man in seiner Gewalt hat, und dem nichts beistehen kann, und man weiß nicht, daß es die Wahrheit und sein Richter ist, den man nur aufbringt, ohne ihn zu unterdrücken. Man unterdrückt es endlich; allein es erliegt nur, um wieder aufzustehen, und berechtigt zu seyn, den schuldigen Menschen strenge zu richten. Der Tod überliefert ihn dem Gewissen, als seinem Feinde,

der frengelassen und wider ihn aufgebracht ist. Es macht, um ihn zu strafen, ihn selbst zu seinem eignen und öffentlichen Feinde, so sehr er sich vorher immer geschmeichelt, und es vor sich verborgen gehalten hat, daß er selbst sein Feind wäre. Der Haß bemächtigt sich alsdann seines Herzens, und alle Empfindungen, deren es fähig ist, verwandeln sich in Feindschaft und Anklagen. Er denkt nicht mehr, als wider sich selbst, und er kann nichts mehr, als sich Uebels wollen, und sich verabscheren. Ich sage es noch einmal, und diese traurige Sprache führen alle Schatten, die sich in dem unglückseligen Zustande befinden, in welchem ich bin: Warum können wir nicht unter die Menschen zurück kehren, und die Untermoisungen, und das böse Vespel, das wir ihnen gegeben, verfluchen! Warum können wir sie nicht zur Einsicht des Herzens, und zur Furcht Gottes ermahnen! Wenn unsere Reden auch ohne Wirkung wären, wenn unsere Gestalt nicht schrecklich genug wäre, sie zu lehren, daß die starken Geister, denen sie folgen, Narren sind, daß sie aus der menschlichen Gesellschaft verbannt, und in die Wälder verwiesen werden sollten, wohin nach ihrem Tode ihre Schatten verbannt sind, so würden wir vielleicht einigen Eindruck bey ihnen machen, wenn wir sie von dem traurigen Zustande benachrichtigten, in welchem wir uns befänden. Ich muß es dir sagen, wir sind so voll Schrecken, so schrecklich wir durch unsre Gestalt sind. Die Schatten, so uns nicht gekannt haben, fliehen vor uns, wie uns die Menschen hätten fliehen sollen; dadurch lassen sie uns empfinden, was wir sind, und überlassen uns den Vornurken, die wir uns selbst machen müssen. Wir unsers Orts fliehen und meiden die Schatten der Menschen, die wir gekannt und verführt haben; wir verbergen und fürchten uns vor ihnen, als vor unsern Feinden. Alle Augenblicke glauben wir, daß sie uns verfolgen, indem sie durch die Begierde, sich an ihren Verführern zu rächen, so rasend geworden sind, als wilde Thiere,

Thiere, die einen Raub zerreißen wollen. Wir sind in die Gesellschaft derjenigen eingeschränkt, die uns gleichen, und indem wir sie sehen, hassen und verfluchen wir uns sowohl in uns, als in andern, völlig. Wir sind so sehr uneinig untereinander, als wir einig waren, und wir sind alle Augenblicke im Begriffe, uns zu stoßen, und wir lernen, daß die Waffen, die sich der Mensch wider die Gottheit schmiedet, endlich zur Rache wider ihn gebraucht werden, und ihn durchstoßen müssen.

Der Schatten schwieg, nachdem er also gesprochen hatte, und ich empfand, daß mein Mitleid gegen ihn, und meine Neigung, seine Qual zu mindern, immer mehr zunahm. Ich nahm in seinen Reden etwas Ehlisches und Aufrichtiges wahr, und ich hatte den Einsall, damit ich ihn mögte länger reden hören, und noch mehr aus seinem Gespräche lernen, Fragen an ihn zu thun. Es würde gut seyn, sagte ich, wenn die Menschen von dem Zustande unterrichtet wären, in welchem sie sich nach ihrem Tode befinden werden. Diese Wissenschaft würde sehr geschickt seyn, sie zu rühren, und zu sich selbst zu bringen. Sage mir doch etwas Besondres und Umständliches davon. Dazu gehörte viel Zeit, antwortete der Schatten. Ich will mich nicht darein einlassen und nur sagen, daß die Menschen, wenn sie sterben, ihre Neigungen mit sich nehmen, und daß diese Begierden ihre Martern werden, weil sie dieselben nicht befriedigen können. Der Geizige quält sich über den Verlust seiner Schätze, und darüber, daß ein anderer dieselben genießt. Der Hochmüthige bedauert sein Glück, und der Wollüstige seufzt nach seinem Vergnügungen. Derjenige, welcher sich in den Umgange der Welt so zu sagen, zerstreut hat, wird von dem Verdrusse gequält, den ihm die Einsamkeit verursacht. Alle sind durch die Beraubung desjenigen, was sie für ihr höchstes Gut hielten, unglücklich. Sie verlangen solches, mehr als sonst, weil sie sich in einem leeren und verdrüßlichen Zustande befinden,

den, aus welchem sie niemals entfernt werden. Ihre Einbildungskraft verschafft ihnen ihr Vergnügen; sie trösten sich damit, und indem sie sich auf eine so eitle Art befriedigen, vermehren sie ihre Martern, so oft sie wieder zu sich selbst kommen, und sich in einem Zustande antreffen, der von ihrem eingebildeten Glücke weit entfernt ist. In diesem Zustande, der unerträglich ist, als man sich ihn vorstellen kann, erwarten sie das zukünftige Gerichte. Ihr Gewissen, welches sie im Voraus anklagt, und welches sie anhören müssen, sie mögen wollen oder nicht, weil sie dasselbe durch die Vergnügungen der Sinne nicht betäuben können, läßt sie ißt schon empfinden, welches ihr Urtheilspruch seyn wird. Jeder wird nach seinen Werken gerichtet werden, und nach den besondern Handlungen seines Lebens, das in Unordnung, das ist in allem dem, was Gott von ihm nicht verlangt hat, zugebracht worden ist, werden sich die besondern Strafen desselben richten. Alle seine Handlungen werden ihre Vergeltung haben; alle Verhältnisse, welche sie gegen diese zwey Dinge, gegen das Böse und die Bestrafung, die sie verdienen, haben können, werden vollkommen darinnen beobachtet seyn, und alle vernünftigen Geschöpfe werden die göttliche Weisheit in seiner Gerechtigkeit so wohl, als in andern seinen verwundernswürdigsten Werken erkennen. Ein erwachtes Gewissen, das so jählich geworden ist, als es seyn soll, wird dir die Vorwürfe und die verschiednen Martern, die wir empfinden, in etwas begreiflich machen. Wenn dieses sich nicht so weit erstreckt, daß du alle besondern Strafen umständlich daraus entdecken kannst, so wirst du doch daraus begreifen lernen, wie die göttliche Gerechtigkeit beschaffen, wie richtig und schrecklich sie sey! Das Gewissen ist der Richterstuhl Gottes in dem Menschen, und er übet seine Gerechtigkeit, wenn man ihm einen freyen Lauf gestattet, vollkommen darinnen aus. Diejenigen unter den Menschen, welche in ihrem Leben sich beständig diesem Urtheile unterwerfen,

und sich dadurch führen und reinigen lassen, sind von dem Schrecken des Gerichtes frey, welches über die Todten gehalten wird, und man sollte die Menschen ermahnen, daß sie sich jenem unterwürfen, damit sie dieses vermeiden möchten. Diese einzige Ermahnung enthält alle übrigen, welche ihnen die Todten geben könnten, wenn sie zurück kehren dürften, und sie würde vielleicht so viel werth seyn, als alle diejenigen, welche ihnen die Lebenden geben.

Alles, was du mir gesagt hast, rührt mich, und scheint mir sehr wahrhaft zu seyn, versetzte ich dem Schatten, und ich will darüber keine Fragen mehr an dich thun; allein ich will einige an dich thun, die dich, oder alle Freygeister angehen. Wenn ich die Lebenden fragen wollte, so würden sie mir nicht aufrichtig darauf antworten, und man kann nur von dem Schatten eines Freygeistes die Wahrheit von dem erfahren, was sie betrifft. Wie hast du es angefangen, daß du ein Freygeist geworden bist, und was ist der Ursprung dieses seltsamen Characters eines Menschen? Der Schatten antwortete mir: der Ursprung von allem Unglücke, das verderbte Herz erzeugt die Freygeisteren, die im Grunde weiter nichts, als der Geist der Welt ist, der sich eine freyere Bahn eröffnet, und die letzte Grenze des Wohlstandes, der ihn noch einschränkte, überschreitet. Der Mensch will sein Gewissen gern zum Stillschweigen bringen, das ihn anklagt, und verhindert, sich allen bösen Neigungen zu überlassen; allein da er sieht, daß er damit nicht zu Stande kommen kann, wenn er das Gewissen selbst angreift, so sucht er der Gedanken von Gott los zu werden, von denen sein Gewissen alle seine Stärke erhält. Indem er diese unvernünftige Unternehmung ausführen will, indem er sich alle Mühe giebt, sich zu überzeugen, daß es auch wohl keine Gottheit geben könne, so bringt er es so weit, daß er die Stimmen desjenigen, welches uns von der Gottheit überredet, und das, was göttlich in uns ist, unterdrückt, und dadurch, daß

er, so zu sagen, ein Mörder der Gottheit werden will, wird er ein Freigeist. Allein wenig Menschen bringen es in ihrer Raserei so hoch, und die meisten bleiben bey Versuchen und Schriften stehen. Diese Dinge befriedigen sie, und sind hinlänglich, sie so unglücklich zu machen, als du siehst, daß ich bin.

Du warst, also sagte ich zu ihm, von demjenigen nicht überzeugt, wovon du andre überzeugen wolltest? Deswegen bedaure ich dich. Eben deswegen, sagte der Schatten, eben wegen des Mangels des rechtschaffnen Wesens, wodurch alles Unglück der Menschen entsteht, sind die Freigeister zu bedauern. Es steht in keines Menschen Gewalt, sich zu überreden, daß kein Gott sey, und eben so wenig kann man das Gewissen zum Stillschweigen bringen, in welchem Gott wohnet. Allein durch Gräuelen und Spisfündigkeiten kann man andre so weit bringen, daß sie zweifeln, und sie bereden, daß es Leute giebt, die keinen Gott glauben, wenn man sie nicht überzeugen kann, daß kein Gott ist. Der Freigeist hält sich an diese Ueberredung, und gründet sich darauf. Er sagt, daß die andern die Gewißheit haben, die er nicht hat, und versucht es, die seinige nach der einzurichten, die er andern beymißt. Er sucht sich zu betrügen, indem er andre betrügt, und er unternimmt es nur aus der Ursache, andre zu betrügen, damit er sich selbst betrügen könne. Wenn er über das, was ihm andre entgegen setzen, über schwache Gründe triumphirt, so möchte er sich gern bereden, daß er über die Gottheit triumphirte, welche durch solche schwache Gründe vertheidigt wird, und er sucht über sie zu triumphiren, indem er von neuem zweifelt. Indem er Versuche auf Versuche, Zweifel auf Zweifel häuft, so betäubt er sich, so erhebt er sich in seiner Einbildung, und stürzt endlich in den Abgrund, wohin ihn dieser Weg führen mußte. Der Mangel des rechtschaffnen Wesens, und die Frey-

Freiheit, woran der Freygeist einen Gefallen hat, sind auf alle Art sein Theil. Sie sind auch mein Theil gewesen, und alle Fragen, die du an mich thun wirst, werden dieses traurige Geständniß aus mir heraus bringen. Allein ich muß dir auch sagen, daß ich in diesem Zustande nicht gestorben bin. Die Gottheit, die ich beleidigte, hat mir aus Barmherzigkeit ein Schrecken eingejagt, welches stärker, als meine Bosheit gewesen. Ich entsagte dem Namen eines Freygeistes, ehe ich starb, und sagte solches den Personen, die um mich herum waren, und beklagte das Uebel, das ich angerichtet hatte. Dieses verwandelt meine Verzweiflung, in welcher ich seyn würde, in Traurigkeit, und macht, daß ich vor dir in einer Gestalt erscheinen kann, die deinen Augen noch erträglich ist.

Ich bezeugte dem Schatten, daß ich an der Veränderung Antheil nähme, die mit ihm vorgegangen, und daß das Gespräch, zu welchem ihn diese Veränderung veranlaßt, mir angenehm wäre. Hierauf fuhr ich fort, noch mehr Fragen an ihn zu thun. Die Freygeister machen Profession davon, sagte ich, die heilige Schrift nicht für göttlich zu erkennen; sie haben, sagen sie, davon keine Gewißheit. Hast du nicht ißt davon Gewißheit? Ich habe, antwortete mir der Schatten, keine neue Nachricht von der Göttlichkeit der heiligen Schrift; allein die Empfindung, die ich davon gehabt, und zu unterdrücken gesucht habe, erweist sich ißt lebendiger, als sonst in mir. Ich fühle dieselbe, wie eine Last auf meiner Seele, und ich seufze unter dieser Last, ohne dasselbe besser zu erkennen, was mich seufzend macht. Der Mensch entsagt der Wahrheit, entweder weil er sie haßt, oder weil er sie fürchtet. Indem er ein Vergnügen daran findet, dasjenige geltend zu machen, was ihm zu einem Vorwande dienen kann, ißt er zu entsagen, und was ihm die göttliche Weisheit zeigt, um ihn zu versuchen, so läßt er sein betrügerisches Herz sehen,
und

und bezeugt sich der heiligen Schrift unwürdig; er entsagt dem Lichte, das ihn erfreuen sollte. Wenn er in diesem Zustande stirbt, und diese Neigung mit in den Tod nimmt, so ist sie eine Wolke, die sein Gesicht umhüllt und einschränkt. Dadurch wird er gezwungen, es auf sich selbst zu richten, und sich in Finsternissen, und sich abscheulicher als die Finsternisse selbst, zu erblicken. Ueberdies sieht er einige Strahlen von dem Lichte, für welches er erschaffen ist, und kann doch durch die Finsternisse nicht brechen, um zu demselben zu gelangen, und auch nicht die Begierde darnach unterdrücken. So ist unser Zustand beschaffen. Eine finstre Nacht erfüllt uns mit einem dunkeln und unbestimmten Schrecken. Dieser Zustand wird durch eine schreckliche und umständliche Erinnerung an dasjenige, was ihn verursacht, unterbrochen, als durch eben so viele Blitze, die durch die Dunkelheit eilen, und uns die Wahrheit ganz nahe zeigen, allein eine schreckliche Wahrheit, die uns nur einen Augenblick erleuchtet, damit wir unsre entsetzlichen Finsternisse, worin wir uns gestürzt, und alles das Schreckliche übersehen sollen, das wir von dem Gerichte zu erwarten haben, dem sie uns überliefern.



Der Schußgeist.

Acht und vierzigstes Stück.

Hamburg, Montags, den 20 März.

Die gestrafte Untreue.

Aus dem Französischen Zuschauer vom Herrn Marivaux.



in vornehmer polnisches Fräulein, welches ausser den grossen Reizungen der Natur auch ein grosses Vermögen besaß, und über ihre Person Herr war, liebte einen jungen Herrn, der seiner Seits auch unsterblich in sie verliebt war.

Es war schon andern, daß ihre Vermählung vor sich gehen sollte, als eine unvermuthete Begebenheit die Vollziehung derselben verhinderte.

Miroki, so hieß dieser junge Herr, wollte über dieses Hinderniß, das sein Glück verzögerte, beynahe in Verzweiflung gerathen. Cleonore seufzte nicht weniger, als er, darüber, ob sie gleich viel verschwegener seufzte. Einander so sehr lieben, als sie einander liebten, einander alle Tage sehen, und niemanden von seinen Handlungen Rechenschaft schuldig seyn, damit konnten sie die ungeduldrige Begierde, sich mit einander zu vereinigen, nicht wohl mäßigen.

Unterdessen hörte dieses Hinderniß noch nicht auf; ihre Liebe nahm zu; es war ein rechtes Leiden für sie, wenn sie einander sahen, und dennoch konnten sie einander nicht aus

den Augen lassen. Es gieng nicht an, daß sie sich insgeheim hätten können trauen lassen. Sie brauchten Zeugen dazu, und man mußte befürchten, daß diese nicht verschwiegen blieben.

Also, sagte Miroski eines Tages, kann ich nicht glücklich seyn? Und wenn werde ich es werden, meine liebste Eleonore? Sagen sie es, wenn werde ich ihnen zugehören? Wenn werden wir das Ende der Schwierigkeiten sehen, die unser Glück aufhalten? Können nicht nach diesen neue entstehen? Ach wer weiß es? Vermutheten wir wohl diejenigen, die uns ißt ein Zwang werden? Unstre Liebe kann also wohl ewig ein Spiel des Zufalls seyn. Aber warum lassen wir dasselbe auf ihn ankommen? Was hat derselbe mit unsern Empfindungen gemein? Sie lieben mich, ist's nicht wahr? Ich bete sie an; sie kennen das Innerste meines Herzens; sie sind mein einziges Glück; sie sagen, daß ich das Ihrige bin. Hier ist ihre Hand; hier ist die meinige; lassen sie uns dieselben zusammen geben, so sind wir Eheleute. Die Gewohnheit verlangt, wir sollen Zeugen dabey haben: Haben wir nicht unstre beyden Herzen? Wo werden wir ehrwürdigere und gewissere Zeugen finden? Sollte ihnen eine ganze Welt Bürgen mehr als ich, der ich ihnen mein Wort gebe, gelten? Sollte sie gewisser seyn, als sie, die sie meine Hand annehmen.

Ja, Miroski, antwortete Eleonore ein wenig beschämt; ja ich wollte mich ihnen vertrauen, und ich glaube, daß ich solches nicht sagen darf. Es ist nicht ihre Liebe, auf die ich mein Vertrauen gründete; nein sie haben es nicht nöthig, mich zu lieben, um ein rechtschaffener Mann zu seyn. Aber denken sie, indem sie dieses Verlangen gegen mich äußern, welches kein Mistrauen in mir erweckt, auch wohl an das, was ich bin? Man hat uns gewisse Pflichten vorgeschrieben, und ob ich gleich sicher genug

ginge, wenn ich ihrentwegen mich von denselben los machte, so würde ich mich doch immer von ihnen los machen, ich weiß sie, und sie wissen sie auch. Die Merkmale meiner Hochachtung gegen sie würden zugleich Merkmale einer Kühnheit seyn.

Miroki antwortete auf diese Reden nur mit Seufzern und mit Thränen. Leonore liebte ihn allzu sehr, als daß sie ihn in einem so unglücklichen Zustande hätte lassen sollen. Bekümmern sie sich nicht, sagte sie zu ihm; mein Herz ist so traurig, als das ihrige; ich schlage ihre Hand, die sie mir anbieten, nicht ganz und gar aus; ich verspreche ihnen auch nicht, sie anzunehmen; lassen sie mich die Sache überlegen.

Unstre Verliebten verließen einander. Leonore blieb allein; ihr Geist war der größten Unruhe zum Raube überlassen. Der Antrag, den ihr Miroki gethan, erschreckte sie; sie erröthete, wenn sie daran dachte, und ließ sich doch von dem Vergnügen, daran zu denken, hinreißen. Sie wurde von Liebe und Furcht beunruhiget; sie vergaß sich in ihren Empfindungen; sie überlegte nichts, sie empfand nichts deutliches mehr in ihrer Seele, als eine gefährliche Lust, die sie sich zu genießen nicht getraute, und die sie doch wider ihren Willen genoß.

Es war um sie geschehen; Leonore würde ohne Zweifel ihrer Liebe gewichen seyn; denn die wenigen vernünftigen Ueberlegungen, die ein Frauenzimmer in diesen Augenblicken anstellt, dienen zu nichts, als daß man sich mit einer bessern Art zu ergeben scheint.

Allein sie hatte eine Vertraute, Fatime mit Namen, ein Frauenzimmer bey Jahren. Sie war von ihr erzogen worden, und hatte die Wirkungen ihrer Klugheit oft erfahren. Sie hatte nichts geheimes vor ihr. Fatime kam in ihr Zimmer, und bemerkte die Unruhe, in welcher sie war, und fragte sie nach der Ursache davon. **Leonore**

nore eröffnete ihr ihr Herz, gestund ihr ihre Schwachheit, und entschuldigte sich mit der Nothwendigkeit, sich des Miroki zu versichern, indem es allem Vermuthen nach unmöglich wäre, sich auf eine andere Weise mit ihm zu verbinden. Sie sagte, daß sie keine Gefahr lief, sich einem Liebhaber von einem solchen Charakter anzuvertrauen.

Satime zitterte über die Gemüthsverfassung ihrer Gebieterin; sie verbarg aber unterdessen ihr Erstaunen, und sie that wohl daran. Die Leidenschaften sind leicht aufzu bringen. Man muß im Anfange gelinde mit ihnen verfahren, und ihnen, so zu sagen, ein freundliches Gesicht zeigen, und dadurch ihr Vertrauen gewinnen, damit man sie desto besser bestreiten kann.

Madame, antwortete sie Eleonore, sie befinden sich in verdrießlichen Umständen. Sie können den Miroki nicht öffentlich zu ihrem Gemahle annehmen, und von einer geheimen Verbindung mit ihm keinen andern Zeugen, als mich haben, und mein Zeugniß kann nichts bestätigen. Sie können sich also bey gegenwärtiger Beschaffenheit der Umstände auf nichts, denn auf seine Redlichkeit verlassen. Sie sind von derselben überzeugt; ich bins auch, aber versuchen sie, von derselben noch gewisser zu werden, ohne unterdessen ein Mißtrauen in dieselbe zu setzen. Die Hochachtung, die sie gegen den Miroki haben, ist zur Zeit weder ihrer noch seiner werth; denn ihre Kenntniß seiner Verdienste ist noch nicht groß genug. Vielleicht würden sie ihn weniger hochachten, wenn sie ihn nicht so sehr liebten. Nehmen sie sich in acht, Madame; Er könnte sich selbst künftig einmal einbilden, daß sie allzuhaslig gewesen wären: Er könnte sagen, daß ihre Hochachtung zu kühn gewesen, und dieses würde die seinige beunruhigen. Sorgen sie, daß er diesen Scrupel ihrentwegen nicht haben könne; verhalten sie sich so, daß seine Tugend der ihrigen keine Vorwürfe machen kann. Retten sie sich zu gleicher Zeit vor
dem

dem Vorwurfe, den man ihnen einmal machen könnte, daß sie zärtlicher, als vorsichtig gewesen wären, und sehen sie zu, daß ihnen die künftigen Ueberlegungen ihres Vemahls alle Ehre machen mögen.

Satime schlug hierauf ihrer Gebieterinn ein Mittel vor, sich von der Hochachtung und Treue ihres Liebhabers zu versichern, welches ich gleich erzählen will. Es ist nicht christlich, und wird vernünftigen und tugendhaften Personen nicht gefallen; unterdessen schlug sie es vor.

Wissen sie, was sie thun können, fuhr sie fort? Sie haben eine junge Sklavinn bey sich, welche Verstand, und eine Stimme hat, die der ihrigen ähnlich ist; wir selbst irren uns alle Tage darinnen. Stellen sie sich an, als ob sie in den Vorschlag des Miroki willigten, seine Hand aber nicht eher, als zur Nachtzeit annehmen wollten. Die junge Sklavinn wird ihre Stelle vertreten: Miroki wird sich im Finstern irren, und sie für seine Gemahlinn ansehen. Sie werden ihn einige Zeit in seinem Irrthume lassen; vielleicht wird seine Liebe erkalten; das mag geschehen; es wird ihnen doch nichts schaden. Wenn er aber ohngeachtet dieser Erkaltung seiner Liebe, die sie nicht angehen wird, ohngeachtet des Hindernisses, das ist ihre Verbindung mit ihm aufhält, noch öffentlich seine Hand geben will, wie sie solches zu wünschen sich anstellen müssen, alsdann, Madame, können sie sich insgeheim mit ihm verbinden; ich will ihnen nicht mehr davon abrathen; es wird ihnen zugelassen seyn, auf sein Wort zu trauen, und ihr Vertrauen wird viel vernünftiger, als ich seyn.

Allein, versetzte Eleonore, was wird Miroki sagen, daß ich ihn hintergangen habe? Wird er sich nicht über die Ungerechtigkeit meines Argwohnes beklagen? Je, Madame, machen sie sich darüber keinen Kummer, sagte Satime; die Beweise, die ein Frauenzimmer von ihrer Vorsichtigkeit oder Tugend giebt, haben noch kein Herz eines Liebhabers aufge-

aufgebracht. *Miroki* wird sich über sie beklagen, und sie noch mehr lieben. *Eleonore* ließ sich endlich die Vorstellungen der *Satime* gefallen: diese freute sich über den Entschluß, den ihre Gebieterinn faßte, und wollte sie durch ein Exempel von der Untreue der Liebhaber darinnen bestärken. Nicht alle Menschen, sagte sie, besitzen so viel Kecklichkeit, als *Miroki* ohne Zweifel besitzen wird. Der Sohn ihres Stallmeisters, *Madame*, will ist ein Frauenzimmer, das aus einer allzugroßen Hochachtung für ihn, ihm ihre Ehre aufgeopfert hat, nicht für seine Frau erkennen. Erlauben sie mir, daß ich ihn herbeyrufen darf. Sein Verfahren bringt sie auf; allein zwingen sie sich, damit sie die Ursachen seiner Untreue erfahren.

Man ließ diesen jungen Menschen kommen. *Viniescho*, sagte *Satime* zu ihm, als er herein trat, ich rede te mit der *Madame* von euch; Die Begebenheit mit eurer Liebste kommt ihr sehr lustig vor; sie möchte sie aber gern von euch selbst erzählen hören. Das ist nur eine Kleinigkeit, die der Neubegierde der *Madame* nicht werth ist, antwortete er. Meine Liebste ist ein Frauenzimmer, das ich liebte, das, wie sie sagte, mich liebte, und das ich sehr eifrig gebeten habe, mir Beweise davon zu geben. Sie hat es gethan, und nunmehr verdrießt es mich; denn sie ist in einer Verwirrung, aus der ich ihr nicht helfen kann. Warum heyrathet ihr sie nicht, sagte *Eleonore* mit einem lachenden Gesichte? Ich! *Madame*, versetzte er, ich müßte sehr boshaft seyn, wenn ich ihr Mann werden wollte. Ich mag es aus Freundschaft, und aus Erkenntlichkeit nicht seyn. Ich erspare ihr ein Unglück, ich würde sie betrügen, ich liebe sie nicht mehr, und sie wissen, daß ein Mann seine Frau lieben, und was noch schlimmer ist, hochachten muß. Wie? *Viniescho*, antwortete *Eleonore*, ihr wolltet sie nunmehr verachten? Der Himmel bewahre mich dafür, *Madame*, versetzte er; ich werde immer viel auf sie halten,

wenn

wenn sie nur einem andern zugehört; allein meine Hochachtung ist nicht so beschaffen, wie sie seyn muß, wenn man sie einer Frau schenken will; sie wird die Proc.: des ehlichen Bandes niemals aushalten; meine Hochachtung ist nummehr von einem allzuärtlichen Temperamente; ich würde sie verliehren, und ohne diese Hochachtung wird man bey einer Ehegattin sehr übel aufgeräumt seyn. Allein, verseht Gleohore, eure Liebste ist sehr zu beklagen, ihr laßt sie ohne alle Ehre, ihr habt ihr eure Hand gegeben, und ihr straft sie darum, daß sie euch für tugendhaft gehalten hat.

Ich habe ihr meine Hand gegeben, Madame, ich räume es ein, verseht er, und ich würde ihr tausend gegeben haben, wenn ich sie gehabt hätte. Allein ist wohl ein Verliebter an seine gethanen Schwüre gebunden? Kann er sich derselben erwehren? Ist er sein Herr? Hat er Vernunft? Wenn ich im Gehirne nicht richtig wäre, und ich schwüre, daß ich mich umbringen wollte, wenn ich wieder zu Verstande käme, müßte ich wohl mein Wort halten? Nun ist es aber mit der Liebe nicht viel anders; man weiß nicht, was man sagt, wenn man liebt. Verspricht man einem Mädchen nicht eine Ehorheit, wenn man ihr die Heyrath verspricht, wofern sie sich uns anvertrauen will? Ist es nicht eben so viel, als wenn man zu ihr sagte: Ich mache mich anheischig, euch zur Frau zu nehmen, wenn ihrs nicht mehr verdient? Warum glaubt sie meinen Worten? Weil sie euch, sagt man, für einen ehlichen Mann hält. Nein darum thut sie es nicht, sondern darum, weil sie auch nicht recht mehr bey sich selbst ist, weil sie uns liebt, weil sie die Begierde, uns auf die Probe zu stellen, für eine Ueberzeugung von unsrer Ehrlichkeit hält. Wie soll man, Madame, ohne diese Ursache, eine andre Erklärung von ihrer Gefälligkeit ausfindig machen. Tausend Exempel rufen ihr von allen Seiten zu: Seyd vorsichtig; die Schwüre, die man euch thut, gelten nichts; sie haben keine Folge; euer vorgegebner Mann wird sie nicht halten, und deswegen doch kein Meinendiger seyn. Dem ohngeachtet fährt sie fort, und das ist

eben das verdrücklichste; nun mag ihr ein Unglück begegnen; welches nur will; der Liebhaber hat keine Schuld daran; er ist nur eine unschuldige Ursache desselben. Wenn er wieder zu sich selbst kommt, so ist er ein Mensch, welcher erwacht, und alle Einbildungen verschwinden sieht, die er in seiner Liebe geträumt hatte. Er weiß nicht, wo die so zärtlichen Empfindungen hingekommen sind; er findet, daß sein Herz kalt, matt, und erschöpft ist; seine so lebenswürdige Gebieterin ist verschwunden; er sieht an ihrer Stelle weiter nichts, als ein unvorsichtiges Frauenzimmer, dessen Gegenwart ihn einschüffert, dessen Anhalten ihm beschwerlich fällt, dessen Zärtlichkeit ihm zur Last ist, das eine Sprache redet, die er nicht mehr versteht. Sie ist noch närrisch; er ist frey; sie verfolgt ihn? Es ist natürlich, daß er sie verläßt.

Eleonore konnte nunmehr entweder ihre Scham, oder ihren Abscheu, den sie bey dieser Rede empfand, nicht länger verbergen. Geht, Niederträchtiger, sagte sie zu ihm, geht, und laßt euch niemals wieder vor meinen Augen sehen.

Viniescho gieng ganz erbلاst hinweg. Gerechter Himmel, rief Eleonore aus, was habe ich gehört. Was für ein Ungeheuer ist dieser Mensch! Ach! Mirski, vergieb mir das Schrecken, das mich plötzlich einnimmt. Satime, ich überlasse mich deinen Anstalten; ich bin in einer Bestürzung, deren Ursache ich nicht weiß.

Eleonore that, nachdem sie dies gesagt, nichts als seufzen. Mirski kam wieder. Alles erfolgte in Ansehung selbner so, wie es abgeredet worden war. Seine Liebe nahm anfangs zu; sie war in den ersten Tagen heftig; hierauf ließ sie nach; endlich verschwand Mirski ganz und gar, und einen Monat drauf erfuhr man, daß er geheyrathet habe. Er erfuhr die Wahrheit seiner Begebenheit. Eleonore ließ ihn davon benachrichtigen, und man sagt, daß dieser Ungetreue vor Schmerzen gestorben sey, nachdem er eine Zeitlang krank gemessen.

Man sehe nunmehr, was die Mannspersonen sind!

Der Schußgeist.

Neun und vierzigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 23 Merz 1747.

Abbildung
eines Frauenzimmers,
welche nirgends ist, und niemals seyn wird.

Aus dem Französischen des Herrn Evremont.



In allen schönen Personen, die ich gesehen, habe ich Reizungen gefunden, welche man erheben könnte, aber auch vieles bemerkt, das man entweder nicht berühren, oder mit vieler Kunst verbergen mußte; denn die Wahrheit zu gestehen, es ist schwer, alles zu loben, und aufrichtig zu seyn. Ich habe es Emilien zu danken, daß ich mich meiner natürlichen Neigung, das Gute zu sagen, wo ich es finde, und doch die Wahrheit im geringsten nicht zu beleidigen, überlassen kann. Weil sie weder der Gunst noch der Nachsicht eines Menschen nöthig hat, so habe ich nicht nöthig, etwas an ihr zu verbergen, noch ihr zu schmeicheln. Sie ist Ursache, daß ich eine Lobschrift machen kann, ohne gefällig zu seyn. Sie macht, daß die strengsten Beobachter ihre verdrießliche Zärtlichkeit verlihren, die sich nur die Fehler aufzusuchen bemühte. Sie giebt ihnen einen neuen Geist, und sie verwandeln ihren gewöhnlichen Tadel mit Freuden in einem wahrhaften Versfall.

Es ist gewiß, daß die meisten Frauenzimmer bey allen Lobsprüchen, die ihnen gegeben werden, mehr unsern Schmeichelern, als ihren Verdiensten schuldig sind. Emilie braucht nur sich allein wegen der Gerechtigkeit, die man ihr wiederfahren läßt, verbunden zu seyn. Sie ist wegen des Guten gewiß, das man von ihr sagen muß, und sie hat eigentlich nichts zu befürchten, als daß man etwas von ihr verschweigen möchte.

Gewiß, wenn ihre Feinde von ihr reden, so steht es nicht in ihrer Gewalt, an ihrem Gewissen zu Verräthern zu werden; sie gestehen mit so vieler Aufrichtigkeit als Verdruß die Vorzüge, die sie an ihr erkennen müssen. Wenn Emilie's Freunde sich über ihr Lob ausbreiten, so können sie zu den Verdiensten nichts hinzusetzen, von welchen sie gerührt werden. Die ersten sind also gezwungen, sich selbst zu verdammen, wenn sie sich ihren boshaften Empfindungen überlassen wollten, und die andern sind bey aller ihrer Freundschaft nur gerecht, ohne dienstfertig oder gefällig seyn zu können. Sie erwartet also bey den Urtheilen, die man von ihr fällt, nichts von der Neigung, wie sie von dem Unwillen der Menschen nichts befürchten darf. Weil es aber doch einem immer frey steht, seine Empfindungen zu verbergen, so hat sich Emilie nur vor der Bosheit des Stillschweigens zu fürchten: Dieses ist auch die einzige Beleidigung, die ihr Neider und Feinde anthun können. Wir wollen diese allgemeinen Anmerkungen verlassen, und auf eine besondere Beschreibung ihrer Person kommen.

Alle ihre Züge sind regelmäsig; dieses findet man sehr selten; alle ihre Züge sind regelmäsig und angenehm; dieses findet man fast gar nicht. Denn es scheint, daß ein Eigensinn der Natur selbst aus der Unregelmäsigkeit Reizungen entstehen lasse, und daß die vollkommensten Schönheiten, die immer etwas haben, wodurch sie die Bewunderung erzwingen können, selten das Geheimniß zu gefallen besitzen.

Emilie

Emilie hat rührende Augen. Ihre Gesichtsfarbe ist außerordentlich weiß: Das lebhafteste Roth besetzt die Wangen, welches sich nach und nach in der schönsten Weisse verliert. Sie hat die zärtlichste und feinste Haut. Die Weisse der Zähne, das Roth der Lippen sind für einen besondern und geheimen Reiz, den ich nicht abmahlen kann, zu allgemeine Ausdrückungen. Ausser ihr würde man diese Bildung, diesen Unterkinn des Gesichtes, aus welchem man bey den Alten eine so grosse Schönheit machte, nur in der Vorstellung eines Mahlers, oder in einigen Beschreibungen der Alten finden. Alle diese Schönheiten werden dadurch belebt, daß ihr Gesicht so frisch, so lebhaft, und so gesund aussieht, und so vollständig ist, daß man nichts vollkommners erwarten kann.

Ihre Leibesgestalt hat die gehörige Grösse, ist wohl abgemessen, und ungezwungen. Man bemerkt eine gewisse Nachlässigkeit an derselben, die sowohl vom Zwange, als von einer ausschweifenden Freyheit entfernt ist. Ihr Gang gleicht nicht dem Gange derjenigen, welche solche Bewegungen im Gehen machen, als ob alle Augenblicke ihre Glieder aus ihrer natürlichen Lage gerissen würden, und welche sich dadurch um alle Anmuth, und um alles gute Ansehen bringen. Sie trägt sich edel. Ihr äußerliches Wesen ist ernsthaft, aber natürlich; da es nichts angenommenes ist, so verändert sich dasselbe auch niemals. Ihr Lachen, ihr Reden, und ihre Bewegung sind so angenehm, als wohlanständig.

Ihr Verstand ist groß, ohne allzuweitläufig zu seyn. Er geht in allgemeinen Gedanken niemals so weit, daß er nicht leicht zu besondern Betrachtungen sollte zurückkehren können. Nichts entgeht ihrer Einsicht; ihre Urtheilskraft läßt nichts zu erkennen übrig, und ich kann nicht sagen, ob sie geschickter ist, verborgne Sachen zu entdecken, oder von denen, die wir sehen, richtig zu urtheilen. Sie ist verschwiegen, aber nicht Geheimnißvoll, und weiß zu rechter

Zeit

Zeit zu reden, und zu schweigen. In ihrem gewöhnlichen Umgange sagt sie nichts Ausstudiertes, und nichts Ungesährtes; die geringsten Dinge zeugen von ihrer Aufmerksamkeit. Die ernsthaftesten Sachen scheinen ihr keine Mühe zu kosten. Was sie lebhaftes hat, ist richtig, und ihre natürlichsten Gedanken drücken sich immer mit einer feinen Wendung aus. Allein sie haßt die glücklichen Einfälle, die dem Verstande ohne Wahl, und ohne Ueberlegung entweichen, die sich immer Verwunderungen erwerben, denenjenigen aber, die sie haben, keine Hochachtung zuwege bringen.

In ihrer ganzen Person sieht man, ich weiß nicht was Edles und Großes, das sich durch eine geheime Uebereinstimmung in den Mienen des Gesichts, in den Eigenschaften des Verstandes, und in den Vorzügen der Seele befindet.

Ihrer Natur nach würde sie prächtig seyn; allein eine richtige Ueberlegung ihrer Umstände hält diese schöne Reizung zurück. Sie will lieber die Großmuth ihrer Gemüthsart zwingen, als in den Zustand gerathen, wo sie der Großmuth eines andern nöthig haben würde. Ein edler Stolz macht, daß sie nicht einmal von den Ihrigen eine Wohlthat verlangt, so dienstfertig sie gegen Fremde, so voll Hitze ist sie, die Vortheile ihrer Freunde zu befördern. Diese Ueberlegungen machen nicht, daß sie eine so edle Neigung verliert; sie schränkt dieselbe nur auf den Gebrauch ihres Vermögens ein. Ihre natürliche Neigung, und ihre Vernunft bringen eine Uneigennützigkeit ohne Nachlässigkeit hervor.

Sie verfährt in ihren Geschäften verständig und rechtschaffen; sie läßt sich gern in Geschäfte ein, wenn sie einen wahren Vortheil für sich oder für ihre Freunde darinnen findet; allein sie haßt die Geschäftigkeit, wenn sie aus einem unruhigen Geiste herrührt. Sie ist sowohl eine Feindinn
von

von einer unnützlichen Bewegung, als von der Weichlichkeit derjenigen Ruhe, die sich mit dem Namen der Zufriedenheit ein Ansehen macht, und doch nichts als eine Schläfrigkeit ist.

Nachdem ich so schöne Eigenschaften anerbildet habe, so müssen wir sehen, was sie für Eindrücke auf unsre Seele machen, und was in der ihrigen vorgeht. Sie hat etwas gewisses Majestätisches an sich, das Ehrfurcht erweckt, und etwas so Freundliches und heiteres, das ihr die Herzen gewinnt. Sie zieht uns an sich, und hält uns, und man nähert sich ihr mit Begierden, die man sich niemals zu entdecken getraut.

Wenn man in das Innerste ihrer Seelen dringt, so glaube ich, daß sie der Empfindungen, die sie erweckt, nicht unfähig ist; allein da sie über sich sowohl, als über uns herrscht, so bezwingt sie dasjenige in ihrem Herzen durch die Vernunft, was in dem unsrigen die Ehrfurcht bezwingt. Die Natur, die in einigen Seelen schwach ist, macht, daß sie nicht die Kraft haben, etwas zu begehren: Einige andre, in welchen sie stürmisch ist, treibt sie zu hitzigen Leidenschaften. Bey Emilien's Seele hat die Natur das rechte Maas getroffen, und das Herz, welches empfinden soll, empfindlich gemacht, und der Vernunft, welche herrschen soll, eine unumschränkte Herrschaft über die Bewegungen desselben eingeräumt. Wie glücklich ist sie, da sie sich ihren zärtlichen Empfindungen überläßt, ohne die Zärtlichkeit ihrer Wahl, oder ihrer Aufführung zu beleidigen! Wie glücklich ist sie, daß sie sich in einem Umgange, welcher zum Vergnügen des Lebens eingesetzt ist, mit dem Beyfalle rechtschaffner Leute, und mit ihrem eignen Beyfalle befriedigt, daß sie nicht das Murren der Neiderinnen befürchtet, die wegen aller Vergnügungen eifersüchtig, und wider alle Tugenden murrig sind.

Man

Man weiß es aus tausend Erfahrungen, daß der Verstand durch die Liebe blind wird, und die Liebe hat gemeinlich ihre Macht nicht eher festgestellt, bis sie unsrer Vernunft alle Macht genommen hat. Was Emilien betrifft, so werden unsre jätlichen Empfindungen immer heftiger, je mehr unsre Einsicht geläutert wird, und die Leidenschaft, die man immer für ein Kennzeichen der Narrheit angesehen hat, ist hier eine wahre Wirkung unsers gesunden Verstandes.

Die großen Feinde der Emilie sind die schlechten Kenner; alle diejenigen, die von den Dingen richtig urtheilen können, sind ihre Freunde. Man hat mehr oder weniger Freundschaft für sie, nachdem man mehr oder weniger fein ist, und jeder denkt den feinsten Verstand zu haben, weil er täglich neue Vorzüge an ihr entdeckt, um derentwegen er sie noch mehr lieben kann. Einige haben einer so langen Kenntniß, und eines so langsamen Studierens nicht nöthig. Bei dem ersten Anblicke werden sie von ihren Verdiensten gerührt, ohne sie zu kennen, und sie empfinden sogleich geheime Triebe sowohl der Hochachtung, als der Zuneigung zu ihr. Kaum hat sie sechs Worte gesagt, so halten sie dieselbe für die vernünftigste Person von der Welt; niemand ist ihnen noch so artig, und so verständig vorgekommen, und sie kennen doch weder ihr Verfahren, noch ihre Aufführung. Man macht sich aus einer geheimen Ahndung die vortheilhaftesten Vorstellungen von ihrer Tugend; wenn man nachher die Vernunft zu rathe zieht, so widerlegt sie nicht nur diese frühzeitigen Begriffe nicht, sondern giebt so glücklichen und gerechten Vorurtheilen ihren Beifall.

Einer von den größten Vorzügen der Emilie ist dieser, daß sie immer eben dieselbe ist, und immer gefällt. Denn man sieht aus der Erfahrung, daß das ausgeräumteste Wesen einer Person uns endlich verdrießlich wird; die fruchtbarsten Geister erschöpfen sich, und machen, daß wir mit ihnen in eine schläfrige Mattigkeit verfallen. Die besessenen
und

und lebhaftesten Einfälle einer Person machen uns entweder von ihr abwendig, oder ermüden uns. Daher kommt es, daß die Frauenzimmer zuweilen, um uns zu reizen, eigensinnig werden, oder, wenn sie uns unterhalten, Liebesungen, die uns aufwecken, in ihre Gespräche vermischen müssen. Diejenige, die ich abbilde, gefällt durch sich allein, und allezeit; eine ewige Gleichheit an ihr erweckt nicht eine Viertel-Stunde lang einen Widerwillen gegen sie. Man freut sich, wenn man bey andern einmal eine angenehme Stunde antrifft; man würde sich beklagen, wenn man bey ihr nur einen einzigen verdrießlichen Augenblick anträfe. Man mag zu ihr gehen, wenn, und wo man will, man wird immer einem gewissen Vergnügen, und einer gewissen Zufriedenheit entgegen gehen. Da findet man keine Einbildung, die uns erst in Erstaunen setzt, und uns nachher zur Last wird; da findet man keine Ernsthaftigkeit, die uns den Gewinn einer gründlichen Unterredung durch den Verlust der Munterkeit erkaufen läßt. Man findet eine Vernunft, welche gefällt, und einen richtigen Verstand, welcher angenehm ist.

Ich will von einer Eigenschaft reden, die vor allen andern in Betrachtung gezogen werden muß. Sie ist andächtig, ohne abergläubisch und ohne schwermüthig zu seyn. Sie ist von der Schwachheit weit entfernt, die sich überall Wunder schmiedet, und überall übernatürliche Narrheiten einbildet; sie ist eine Feindinn von den eingezogenen Vermuthsarten, die unvermerkt den Geist mit dem Hass gegen die Welt, und dem Abscheu an den Ergötzlichkeiten anstecken.

Sie glaubt nicht, daß man sich von der menschlichen Gesellschaft absondern müsse, um Gott in dem Schrecken der Einsamkeit zu suchen; sie glaubt nicht, daß das sich mit Gott vereinigen heiße, wenn man sich vom bürgerlichen Leben losreißt, und die vernünftigsten und liebsten Gesellschaften aufgibt, sondern sie hält dafür, daß dieses sich

nur

nur mit sich selbst beschäftigen und thätlicher Weise seiner eignen Einbildung folgen heiße. Sie glaube, Dort auch unter den Menschen zu finden, wo seine Güte thätiger, und seine Vorsehung würdiger beschäftigt ist. Dasselbst suche sie durch ihn, ihren Verstand zu erweitern, ihre Sitten vollkommen zu machen, und ihre Ausführung sowohl bey der Sorge für ihr Hehl, als bey den Pflichten des Lebens wohl einzurichten.

Dieses ist die Abbildung eines Frauenzimmers, das nirgends ist, wenn man von einer Sache, die nicht ist, eine Abbildung machen kann. Es ist vielmehr die Abbildung einer vollkommenen Person. Ich habe sie nicht unter den Personen von meinem Geschlechte auffuchen wollen, weil ihrem Umgange eine gewisse Anmuth mangelt, die man bey Frauenzimmern antrifft, und ich habe es für weniger unmöglich gehalten, den größten und richtigsten Verstand eines Mannes bey einem Frauenzimmer zu finden, als bey einem Manne die Reizungen und Annehmlichkeiten anzutreffen, die dem Frauenzimmer natürlich sind.



Der Schußgeist.

Fünfzigstes Stück.

Hamburg, Montag, den 27 M...

Von der Gerechtigkeit.

Aus dem Französischen des Herrn von Esen.

Siehe seinen Menschenfreund auf der 130 Seite II Theil.



Esipp ist ein Mann, dessen uneigennützigste Empfindungen alle Welt bewundert. Er besitzt eine seltne und ungemeine Großmuth, mit welcher er den Bitten seiner Freunde zuvorkömmt, und sie verhindert, daß sie bey ihren Bitten nicht schamroth werden dürfen. Seine Wohlthaten machen uns ihm weniger verbindlich, als die Art, womit er sie erzeigt. Oft wagt er sogar sein Vermögen daran, um Unbekannten zu dienen. Es ist niemand auf der Welt, der sich über ihn beklagte, als seine Schuldner; er bezahlt seine Schulden nicht.

Es ist nicht schwer, die Ursache seiner Aufführung zu finden. Es gehört eine gewisse Hoheit der Seele dazu, großmüthig zu seyn, und man ist bloß gerecht, wenn man seine Schuldner befriedigt. Eine gemeine Seele ist der Großmuth nicht fähig; sie ist eine heroische Tugend, die dem Pöbel unbekannt ist; die Gerechtigkeit hingegen ist
D d d eine

eine bürgerliche Tugend; man hält dafür, daß ein gemeiner Mann, der nur Vermögen besitzt, derselben fähig ist.

Man erfüllt einzig und allein seine Pflicht, wenn man seine Schulden bezahlt; man verrichtet eine Handlung, auf welche keine Ehre folgt. Wenn Lysipp seine Schuldner bezahlt, wer wird sich die Mühe nehmen, und in der Welt sagen: Lysipp hat seine Schuldner befriedigt. Die Großmuth ist eine Tugend von einer ganz andern Art; sie erhebt sich über die Pflicht, und ihre Hoheit setzt sie zum sichersten Gegenstande der Bewunderung aller derer, die einen Geschmack an großen Empfindungen haben.

So denken die meisten Menschen von der Gerechtigkeit und von der Großmuth. Man verachtet die erste, die doch eine der Gesellschaft wesentliche Tugend ist, und man hat von der andern hohe Begriffe, welche oft weiter nichts, als eine ungestüme Leidenschaft der Seele ist, die mehr durch die Eitelkeit, als durch die Vernunft regiert wird.

Kaum kennt man die Gerechtigkeit. Man bildet sich gemeinlich ein, daß sie nur in denen Pflichten bestehe, zu welchen uns die bürgerlichen Gesetze verbinden können. Es ist wahr, daß das Wort Gerechtigkeit oft in diesem Verstande genommen wird, und alsdann unterscheidet man sie von der Billigkeit. Allein es giebt eine Gerechtigkeit, die sich viel weiter erstreckt, und ich glaube beweisen zu können, daß sie alle andern Tugenden in sich faßt.

Was ist die Gerechtigkeit? Sie ist eine erleuchtete Tugend, die uns antreibt, einem jeden dasjenige zu erweisen, was wir ihm schuldig sind. Wenn man in dieser erweiterten Bedeutung gerecht ist, so übt man alle Pflichten aus, die uns die Vernunft gegen alle Wesen, die durch einiges Recht mit uns verbunden sind, vorschreibt.

Diese

Diese Wesen sind Gott, wir selbst, und andre Menschen, und wir sind vollkommen gerecht, wenn wir unsern Pflichten in diesen drey Absichten, nach einer Vernunft, die von ihrer Schuldigkeit unterrichtet ist, eine Genüge leisten. Die Gerechtigkeit ist also nicht nur allein eine allgemeine Tugend, sondern vielmehr in gewissem Verstande die einzige Tugend; die andern entspringen von ihr, und erhalten durch sie das Wesen wahrer Tugenden.

Die Eigenschaften, welche man Redlichkeit, Standhaftigkeit, Gütigkeit, und Großmuth nennt, sind nicht durch sich selbst Tugenden, und wenn sie dieses Namens werth sind, so sind sie solches der Gerechtigkeit schuldig, die sie leidet.

Ohne sie würde vielleicht die Redlichkeit eine unbesonnene und ungestüme Offenherzigkeit, die Standhaftigkeit eine lächerliche Hartnäckigkeit, und die Gütigkeit ein unvorsichtiger Enfer, und die Großmuth eine unvernünftige Verschwendung seyn.

Wenn eine uneigennütige That nicht durch die Gerechtigkeit regiert wird, so ist sie eine gleichgültige, und oft wohl gar eine lasterhafte Handlung. Freunde zu bewirthen, Lustbarkeiten anstellen, und Geschenke geben; das sind gleichgültige Handlungen, wenn sie einem bessern Gebrauche seines überflüssigen Vermögens nicht nachtheilig sind; sie werden lasterhaft, so bald sie ein Vermögen erschöpfen, das zu tugendhaften Ausgaben angewendet werden könnte.

Die wahre Großmuth ist eine eben, so unvermeidliche Pflicht, als diejenigen Pflichten sind, die uns die bürgerlichen Geseze auflegen; sie ist eine gerechte Handlung, zu welcher

welcher uns die Vernunft verbindet. Das höchste Gesetz ist dieses, vernünftig zu seyn. Ist also das Bestreben, den Bedürfnissen unsers Nächsten zuvor zu kommen, und ihm die Schmach zu ersparen, unsern Verstand zu erbeteln, eine Pflicht, zu welcher uns die Gerechtigkeit verbindet? Ohne Zweifel; es ist ein Recht, das die Menschlichkeit von uns fodert, und wir können der Erfüllung desselben nicht überheben seyn, ohne wider das allgemeine Gesetz zu verstossen: Alles was du willst, das thue die Leute thun sollen, das thue ihnen auch.

Allein, wird man sagen, haben die Tugenden nicht einen gewissen weiten Umfang? Kann man eine That, die bis auf einen gewissen Grad der Güte gehe, nicht eine Handlung der Gerechtigkeit, und eine andre Handlung, die sich zu einem noch höhern Grade der Güte erhebe, nicht einen Beweis der Großmuth nennen? Diese Schwierigkeit scheint groß zu seyn; allein ich getraue mir zu behaupten, daß es in der Tugend einen gewissen Punkt der vollkommenen Güte giebt, welchen man vernünftiger Weise nicht überschreiten darf. Wenn uns unsre Vernunft diesen gewissen Punkt der Güte entdeckt, so legt sie uns die unvermeidliche Pflicht auf, so weit zu gehen, und daselbst still zu stehen.

Ein Freund hat gleich einer gewissen Summe nöthig, sich aus einer Noth zu helfen. Ich thue wohl daran, daß ich ihm diese Summe gebe; allein würde ich nicht noch besser thun, wenn ich ihm eine noch größere Summe gäbe?

Ich antworte: es giebt Fälle, in welchen man schlimmer daran thun würde; wenn ich auf diese Weise die Großmuth übertreibe, so laufe ich Gefahr, mich außer Stand zu

zu sehn, einem andern einen Dienst zu erzeigen, der mehr
des Beystandes auch nöthig haben könnte.

Es ist wahr, daß unsre Vernunft bey vielen Gelegen-
heiten nicht scharfsichtig genug ist, in der Tugend diesen
Punkt der Vollkommenheit zu treffen; allein man hat der
Vernunft eine Genüge gethan, wenn man der Vorschrift
seines Gewissens gehorcht, und sich alle Mühe gegeben hat,
seine Vernunft aufzuklären.

Man antwortet oft denen, welche uns ihre Erkennt-
lichkeit bezeugen, daß man nichts gethan habe, als was
unsre Schuldigkeit garben, und man will dadurch einen
Beweis unsrer Bescheidenheit geben.

Allein meiner Meynung nach irrt man sich gewaltig,
wenn man glaubt, daß man weiter, als es seine Pflicht
erfordert, gehen, und dadurch die Güte seiner Handlung
vergrößern kann. Alles, was uns die Vernunft gebietet,
ist eine Pflicht, und was uns die Vernunft nicht gebietet,
ist keine Pflicht. Dasjenige, was nicht den Punkt der
Vollkommenheit erreicht, der uns bekann ist, ist auch nicht
gerecht; dasjenige, was über diesen Punkt sich erstreckt,
hört auf gerecht zu seyn, und folglich kann man sich keine
Handlung vorstellen, welche wahrhaft gut ist, die nicht
auch zugleich in unsre Pflichten eingeschlossen seyn sollte.

Die Beschreibung, die ich von der Gerechtigkeit gege-
ben habe, hebt eine Schwierigkeit, die fast unauflöslich zu
seyn scheint. Man mache wider die Gewißheit der Moral
den Einwurf, daß bey gewissen Vorfällen zwey Tugenden
mit einander streiten, indem die eine gebietet, was die andre
untersagt. Allein nachdem man bewiesen hat, daß die Ge-
rechtig-

rechtfertigt alle andern Tugenden in sich faßt, und daß ohne sie nichts tugendhaft ist, so ist klar, daß ein solcher Streit der Tugenden unmöglich ist.

Ob gleich der allgemeine Menschenverstand die meiste Zeit zureichend ist, dasjenige, was gerecht ist, zu empfinden, so räume ich doch ein, daß in gewissen Fällen die Gerechtigkeit sich selbst zuwider, und fast eine Unmöglichkeit vorhanden zu seyn scheint, die Billigkeit von der Ungerechtigkeit zu unterscheiden. Allein dieser Mangel der Deutlichkeit beweist nur die Schwäche unsrer Vernunft, nicht aber die Ungewißheit der Sittenlehre. Es ist auch wahr, daß die Gerechtigkeit zuweilen etwas gebietet, das der Liebe entgegen gesetzt zu seyn scheint. Allein so bald sich die Liebe von der Gerechtigkeit entfernt, so verliert sie die wesentliche Eigenschaft der Tugend, und hört gewiß auf, unter den Pflichten begriffen zu seyn. Wir wollen ein Exempel davon geben. Man weiß, daß Brutus, der Befreyer seines Vaterlandes, seinen Söhnen die Häupter abschlagen ließ, weil sie überführt worden waren, daß sie den Tarquin wieder auf den Thron setzen wollen. Ich nehme an, daß der Grund seiner Strenge keine viehische Grausamkeit, noch ein eitler Stolz, seine Tugend zu zeigen, sondern eine aufrichtige Liebe der Gerechtigkeit gewesen sey. Hat wohl ein wirklicher Streit der Tugenden bey dieser Handlung statt? Hat er durch den Gehorsam gegen die Gerechtigkeit nicht wider die Liebe verstoßen, die ein Vater zu seinen Kindern haben soll? Keinesweges: die väterliche Zärtlichkeit ist, wie andre Tugenden, der Gerechtigkeit unterworfen. Sie wird durch das Wohl der allgemeinen Gesellschaft eingeschränkt; die Gerechtigkeit aber zielt gerade auf dieses allgemeine Wohl ab, auf welches sich alle Pflichten, die die Menschen gegen einander zu beobachten haben,

als auf einen Mittelpunkt beziehen; und folglich leidet sie keine solche Einschränkung.

Die Liebe, die ein Vater seinen Kindern schuldig ist, wird darum zu einer Tugend, weil sie ihn antreibt, für ihre Erhaltung und Erziehung zu sorgen, und sie zu nützlichen Gliedern der Republik zu machen. Wenn im Gegentheile diese Liebe einen Vater antreiben sollte, durch schlechte Vorschriften, oder durch eine niederträchtige Nachsicht, seine Kinder zu schädlichen Gliedern des gemeinen Wesens zu machen, so würde diese Liebe ohne Zweifel ein Laster werden. Es verhält sich mit der väterlichen Zärtlichkeit, wie mit allen andern Leidenschaften; sie sind gut, oder arren ins Schlimme aus, nachdem sie sich entweder nach der Vernunft richten, oder von ihr entfernen.

Nun ist es aber gewiß, daß es das allgemeine Wohl des gemeinen Wesens, und besonders Roms Wohlfahrt nicht litte, daß Brutus schlechte Bürger ungestraft hingehen ließ, welche ihr Vaterland der Grausamkeit eines tyrannischen Königs überliefern wollten. Die gewöhnliche Pflicht, welche Väter zum Schutze ihrer Kinder verbindet, hörte also bei dieser Gelegenheit auf, eine Pflicht zu seyn, weil sie der Gerechtigkeit zuwider war. Brutus mußte daher, als ein Richter seiner Kinder, den schon die Natur dazu verordnet hatte, und als römischer Bürgermeister, ihren Tod dem menschlichen Geschlechte zum Nutzen machen, weil ihr Leben der bürgerlichen Gesellschaft nicht anders, als schädlich seyn konnte. Folglich fand sich bei seiner Handlung kein Streit der Tugenden, und die Gerechtigkeit ward durch keine vernünftige und tugendhafte Liebe bestritten. Ein Richter, der einen Strafbaren verurtheilt, sündigt nicht mehr gegen die Liebe des Nächsten, so wie die

Strenge

Strenge des Brutus seine väterliche Zärtlichkeit nicht beleidigte.

Allein es war doch etwas sehr hartes in dieser Ausübung der Gerechtigkeit. Kann sich ein Vater entschließen, sein eigenes Blut dem Wohl des Vaterlandes aufzuopfern? Allein je schwerer und unangenehmer eine Pflicht ist, desto schöner ist es, dieselbe zu erfüllen. Der wahrhaftige Heldemuth besteht darin, daß er die Schwierigkeiten hebe, mit welchen die Tugend gleichsam umgürtet ist, und daß er den betrügerischen Schlüssen des Herzens, so verführerisch sie auch seyn mögen, widerstehe, um allein die Befehle der Vernunft und der Gerechtigkeit anzuhören.



Der Schußgeist.

Ein und funfzigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 30 März 1747.

Vom Studieren und vom Umgange.

Aus dem Französischen des Herrn von Saint Evremont.



Der Umgang ist ein Gut, das, wie die Vernunft, besonders für die Menschen gehört. Er ist das Band der Gesellschaft; durch seine Hülfe bestehe das bürgerliche Leben; durch ihn theilen die vernünftigen Geister einander ihre Gedanken mit; durch ihn entdecken sich die Herzen ihre Bewegungen; durch ihn fangen sich die Freundschaften an, und durch ihn erhalten und befestigen sie sich immer mehr und mehr.

Der Umgang unter groen Freunden macht, daß sie ihre Freuden und ihre Bekümmernisse theilen; er erhöht ihre Vergnügen, und vermindert ihre Schmerzen. Nichts erleichtert den Kummer mehr, als die Freiheit, sich beklagen zu können, und nichts läßt uns eine Freude mehr empfinden, als das Vergnügen, daß man sie andern sagen kann. Mit einem Worte, der Mensch ist so zur Geselligkeit gemacht, daß diese Eigenschaft so nothwendig mit seinem Wesen verknüpft ist, als das Vermögen, vernünftig zu seyn.

E r

Man

Man handelt wider die Absichten der Natur, wenn man die Gesellschaft flieht. Man muß entweder etwas mehr, als die Menschen, oder etwas weniger, als die Thiere seyn, wenn man immer in der Einsamkeit leben soll. Selbst unter den Thieren ist noch eine gewisse Art des Umganges. Viele Philosophen haben behauptet, daß sie eine besondre Sprache haben, und verschiedene Erfahrungen sind Ursache, daß man solches glauben kann.

Zum wenigsten ist so viel wahr, daß es keine Thiere auf der Erde giebt, die so wild wären, als gewisse Menschen, die die Verachtung und den Abscheu gegen das menschliche Geschlecht ihre angenehmste Beschäftigung seyn lassen. Ein Beyspiel davon ist der ausschweifende Aethienische Bürger, welcher mit den Menschen in keiner andern Absicht redete, als zu ihnen zu sagen, daß sie sich hängen sollten, und der sich Mühe gab, seine Grabschrift so einzurichten, daß er auch nach seinem Tode die Menschen lästern konnte.

Man muß einen Geist besitzen, der von den Wolken der Schwermuth ganz umhüllt geworden, wenn man ein so wildes Leben führen, und immer im Verborgnen leben will. Ich will ißt diejenigen nicht tadeln, die aus einem Antriebe der Religion sich einem eingezogenen und stillen Leben gewidmet haben: Ich bewundere sie vielmehr, wenn sie aus einer wahren Frömmigkeit sich zu einer Lebensart entschlossen haben, die der Natur so sehr zuwider ist. Weil nichts seltneres ist, als die Tugend eines wahren Einsiedlers, so ist auch nichts unnachahmlicheres, als dieselbe, und nichts verdient unsre lobeserhebungen mehr, als sie.

Allein es ist gewiß, daß unter denen, welche entweder durch einen wahren Beruf zur Einsamkeit, oder durch einen eigensinnigen Einfall, den Geschmack an der Welt verloren, sich wenige finden, welche mit einem gleichen Eifer in ihrer Einsamkeit aushalten. Der Stand eines Einsiedlers

lers ist für den Menschen ein Zwang. Der natürliche Hang des Menschen, der ihm die Gesellschaft werth macht, bemächtigt sich endlich seiner, und macht, daß er es von Zeit zu Zeit bedauert, die menschliche Gesellschaft verlassen zu haben. Und heißt das wohl leben, wenn man seine ganze Lebenszeit versteckt bleibe? Was ist unter dem Tode und der Eingezogenheit, unter der Einsamkeit und dem Grabe für ein Unterschied?

Man muß also, wenn man als ein Mensch leben will, mit dem Menschen umgehen. Der Umgang muß das angenehmste Gut unsres Lebens, aber nur in seine gewissen Grenzen eingeschränkt seyn. Man muß vor dem Genuße dieses Gutes eine kluge Wahl, und bey dem Genuße eine vorsichtige Mäßigung beobachten. Nichts ist nützlicher, als der Umgang, und nichts ist zugleich gefährlicher. Eine allzulange Eingezogenheit schwächt den Geist, und eine allzuhäufige Gesellschaft zerstreut ihn.

Es ist gut, wenn man zuweilen in sich selbst geht; es ist nöthig, sich selbst wegen selner Worte, seiner Empfindungen, und des immer weitem Fortganges in der Weisheit Rechenschaft abzulegen. Wenn man die Früchte von seinem Lesen, von seinen Unterredungen mit andern, und von dem, was man gesehen hat, einernndten will, so hat man der Stille, der Ruhe, und des Nachdenkens dazu nöthig.

Man braucht Zeit zum Studiren, und zu den Angelegenheiten und Geschäften, zu denen uns unser Stand bestimmt. Der Umgang kann nicht unser ganzes Leben einnehmen; die beyden ist erwähnten Pflichten müssen ihm immer vorgezogen werden. Die Unwissenheit gereicht einem rechtschaffnen Manne immer zur Schande; sein Stand entschuldigt ihn nicht, und die Welt unterrichtet ihn nicht genugsam. Wenn man alles dieses gehörig zu verbinden weiß, so erhebt man sich weit über die kleinen Geister, die sich nur auf eine einzige Sache einschränken.

Das

Das Studiren ist der tüchtigste Unterhalt des Verstandes; es ist die Quelle der schönsten Wissenschaften. Das Studiren vermehret die Gaben der Natur; durch den Umgang werden sie nutzbar und ausgeschmückt. Die Welt ist dasjenige große Buch, in welchem wir den Gebrauch der andern Bücher lernen. Der Umgang kann aus einem gelehrten Manne einen artigen Mann machen.

Das Studiren macht endlich zwischen dem Gelehrten und dem Unwissenden einen größern Unterschied, als der ist, so sich zwischen einem Unwissenden und einem Thiere befindet. Allein das Ansehen, das uns der Umgang giebt, unterscheidet noch mehr einen artigen Mann von einem gelehrten Manne. Die Wissenschaft fängt die Schöpfung eines artigen Mannes an; der Umgang mit der Welt bringt sie zu Stande.

Es hat außerordentliche Männer gegeben, die auf einmal aus der Einsamkeit ihrer Studierstube in die schwersten Ämter getreten sind. Allein man darf sie hier nicht als Beispiele anführen, welche man nachahmen mußte.

Wenn ein Mensch, der immer ins Lesen vertieft gewesen ist, den ersten Schritt in die Welt thut, so ist es gemeiniglich ein Fehltritt. Wenn er sich nur immer bey seinen Büchern Rathes erholt, so läuft er Gefahr, ein ungesetzter Mann zu seyn. Das unmäßige Studiren macht den Verstand dick, und verderbt alle Empfindungen. Der Umgang mit unsern Freunden muß den Verstand wieder läutern und verbessern.

Wie glücklich ist man, wenn man einen Freund findet, welcher getreu, verständig und aufrichtig ist, getreu, um uns nichts zu verbergen, verständig, um unsre Fehler anzumerken, und aufrichtig, uns dieselben vorzuhalten. Unser Glück kann nicht größer seyn, wenn man seinen Rathschlägen folgen kann. Es geschieht oft, daß wir uns eine Ehre daraus machen, nur unserer Einsicht allein zu folgen; wir gleichen

gleichen darinnen den Reisenden, die sich verirren, weil sie keinen Wegweiser mit sich nehmen, und auch nicht nach dem Wege fragen.

Es ist wahr, daß ein Mensch, der seine Stärke empfindet, der die Vortheile seines Verstandes kennt, der nach einem grossen Ruhme strebt, und seinen Namen erheben will, sich vor dem Verdachte, daß er sich von andern regieren lasse, wie vor einer Klippe fürchten muß.

Die Unterwürfigkeit ist einem tapfern Manne etwas unerträgliches, und vornämlich die Unterwürfigkeit des Verstandes. Wenn man eine Art von Tyranny an dem freysten Theile unsers Verstandes ausüben will, so wird es oft schwer halten, daß man sich aus Verdruss über denjenigen, welcher uns viel von der Vernunft vorredet, wider die Vernunft selbst nicht auslehne.

Man muß so vorsichtig seyn, wenn man einem einen Rath giebt, als man gelehrig seyn muß, dem guten Rathe zu folgen. Nichts ist schrecklicher als ein Freund, der sich seiner Erfahrung wegen über uns erhebt, und uns seine Rathschläge als Gesetze, und mit einem herrischen Ansehen giebt, das uns das Recht nimmt, dasjenige zu untersuchen, was er sagt, und der den Verstand mehr durch das Ansehen zwingen, als durch seine Unterredungen gewinnen will.

Ein solcher gebietherischer Freund wird sich uns immer zu einem Bepspiele vorstellen. Er wird bey allen Gelegenheiten die Anmerkungen des vorigen Hofes anbringen. Er erzählt alle seine Begebenheiten, als Beweise; er hat alles erfahren, was er behauptet, alles, was er sagt, ist übertrieben, und seine Furcht, daß er, um uns zu überzeugen, nicht genug sagen möge, macht, daß er immer mehr sagt, als man ihm glauben kann.

Oft ist es eine eben so tadelnswürdige Schwachheit, die Rathschläge seiner Freunde immer anzunehmen, als die
allzu.

allzugroße und oft fast unhöfliche Begierde, Rathschläge zu geben. Es dient zu unserm Vortheile, die eine zu überwinden, und die andre zu mäßigen. Man muß zuweilen der Dreistigkeit desjenigen dadurch zu Hülfe kommen, der uns einen guten Rath giebt, daß man ihn gern anhört.

Ein guter Rath verliert in dem Munde eines gefälligen Freundes alle seine Stärke. Wenn er nachdrücklich spricht, so rührt er unser Herz mehr, er erweckt alle unsere Aufmerksamkeit besser; die heilsamsten Mittel haben nicht allezeit den besten Geschmack, und die gelindesten Aetze sind nicht immer die hülfreichsten.

Wir müssen uns als Kranke ansehen, so lange wir eines guten Rathes bedürfen. Und wer hat denselben nicht vonnöthen? Wenn der Rath gut ist, warum wollen wir ihn verwerfen, weil er uns nicht mit der besten Art gegeben worden ist? Man muß sehen, ob man sich denselben zu Nuze machen kann, ehe man ihn verwirft. Man muß so gar nicht alle schlechten Rathschläge verwerfen, damit man diejenigen nicht abschrecken möge, die uns gute geben können.

Man nehme einmal das schlimmste von ihnen an, man setze, daß man keinen andern Nutzen davon habe, als daß man lerne, unsre allzugroße Zärtlichkeit zu überwinden, und dasjenige an uns abzuschaffen, was uns an andern mißfällt, haben wir alsdann nicht Verbindlichkeit genug, dergleichen Rathschläge anzuhören, und dafür zu danken?

Ein schlechtes Beispiel, das uns gegeben wird, kann uns dazu dienen, daß wir uns vom Bösen entfernen, wie ein gutes Beispiel uns zum Guten ermuntern kann. Wir wollen uns dasselbe zu Nuze machen, es mag herkommen, woher es will, und mit einer Art gegeben werden, mit welcher es sey.

Es ist unsre Schuldigkeit, das Gold von den Schlacken zu reinigen. Man trifft es selten rein an. Das ist der Fehler des Künstlers, und nicht des Metalles.

Man

Man trifft oft Menschen von einem vortreflichen Verstande an, welche die Gabe, sich verständlich auszudrücken, nicht besitzen. Man muß ein Mitleiden mit ihnen haben, daß sie die Sprache nicht in ihrer Gewalt haben, und man muß sich ihrer Vernunft zu Ruhe machen. Andre hingegen können sich mit vieler Leichtigkeit ausdrücken; allein sie kommen auch nur bis auf die Schalen der Dinge. Wir wollen das Gute, das sie in ihrer Sprache haben, nachahmen, und weiter, als sie, in die Wahrheit hineindringen.

Es giebt noch andre, die sich durch ihr ganzes Leben hindurch bemüht haben, sich geschickt zu machen, und sich nicht haben angenehm machen können. Wir tragen für ihre Wissenschaft viele Hochachtung; allein ihr äußerliches Wesen schreckt uns ab. Es würde uns lieb seyn, wenn wir durch ihre Einsicht eine größere Erkenntniß erlangen könnten; allein wir sind nicht philosophisch genug, ihr verdrießliches und mürrisches Wesen zu erleiden.

Ein kleiner Widerwillen hindert uns, aus ihrem Umgange so viele Vortheile zu ziehen, als wir daraus ziehen könnten; Wir ziehen die Unterredung mit einem unwissenden Schmeichler dem Gespräche mit einem Gelehrten vor, wenn er verdrießlich und ernsthaft ist. Das Ansehen, das er sich über uns herausnimmt, ist in der That verdrießlich; allein ist solches nicht ein Recht, das ihm seine Jahre geben? Er läßt uns an seinen Wissenschaften Theil nehmen; treiben wir denn unsre Erkenntlichkeit zu hoch, wenn wir gegen seine Meinungen eine scheinbare Unterwürfigkeit annehmen?

Ich verlange nicht, daß diese Unterwürfigkeit ein blindes Gehör sam seyn soll. Es ist billig, daß wir uns die Freyheit vorbehalten, dasjenige zu überlegen, was er sagt. Allein der Wohlstand erfodert es, ihm mit einer gewissen Demuth zu antworten. Man muß ihm nicht widersprechen, als um sich besser zu unterrichten. Man muß die
Ver-

Vernunft annehmen, so bald sie erscheint, und für schön halten, wenn sie auch selbst von dem Munde eines Pedanten gesagt werden sollte.

Unterdessen wollen wir seine Lehre nicht für ganz gewiß annehmen, und nicht Meinungen auf die Meinung eines andern bauen. Denn man muß nur in Glaubenssachen auf die Worte seines Herrn schwören.

Wenn man eine Sache vernünftig einsehen will, so muß man immer gegen den Ruf eines Mannes, der uns davon unterrichtet, auf seiner Hut seyn. Die Gesichtsmine, die Art zu reden, der Stand, der Ort, die Zeit, alles betrügt uns. Man hört, daß man sich am Hofe über alle Worte des Herrn von B * * verwundert, und in Ausrufungen darüber verfällt, weil er zuweilen einen guten Einfall hat. Die Verwunderung ist ein Kennzeichen eines kleinen Geistes, und die großen Verwunderer sind meistens sehr einfältige Leute. Man muß es ihnen erst sagen, wenn sie lachen sollen. Das Parterre, welches keine andere Einsicht, als das natürliche Gefühl des Schönen hat, urtheilt von einem Lustspiele besser, als diejenigen, welche die Schaubühne in Verwirrung setzen.

Die größte Kunst, im Umgange glücklich zu seyn, besteht also darinnen, daß man wenig bewundere, fleißig zuhöre, gegen seine Vernunft immer, und gegen die Vernunft seiner Freunde zuweilen mißtrauisch sey, daß man sich nicht mit seinem Verstande viel wisse, daß man, so viel man kann, andern Gelegenheit gebe, ihren Verstand sehen zu lassen, daß man alles höre, was gesprochen wird, und zu rechter Zeit antworte. Mit einem Worte, man muß die Regel, die uns der eheliche Horaz giebt, in Ausübung bringen:

Ut iam nunc dicat, iam nunc debentia dici.

In arte Poët.

Ist eben sprich nur das, was du jetzt sagen sollst.

Wegen des heiligen Osters-Festes wird am Montag kein Schutzgeist gedruckt.

Der Schutzgeist.

Zwey und funfzigstes Stück.

Hamburg, Donnerstags, den 6 April 1747.



Meine Leser werden es seit meinem 45ten Blatte eben so gut, als ich selbst, bemerkt haben, daß mein Schutzgeist mir abwesend gewesen ist, und ich mich daher mit den Gedanken einiger sinnreicher Ausländer behelfen müssen. Wenn mein Schutzgeist nicht ein guter Geist wäre, so müßte ich befürchten, daß ihm eben die Hände aufgestossen, die dem Astaroth im Diable Hermitte begegnet sind. Ich bin von seiner Treue überzeugt, und erwarte seine baldige Zurückkunft, alsdenn werde ich meinen Lesern die Begebenheiten des Schutzgeistes, und die Ursache seiner Abwesenheit, unter einem andern Titel mittheilen. Bis dahin will ich ruhen, und mein Blatt, welches so eben ein Wändgen macht, mit einem besondern Traumgesichte beschließen.

Vor wenig Tagen bekam ich Nachricht von der Heyrath eines guten Freundes. Wenn Begebenheiten von dieser Art einen Eindruck in unser Gemüth machen, so wird es undermerkt zu kleinen Anmerkungen über dieselben geleitet. So gieng es auch mir, und zwar auf eine ganz außerordentliche Weise, denn nachdem ich dieser Sache ein

wenig nachgedacht, so fiel ich in einen tiefen Schlummer. Meine Phantasie ergriff von neuem den gedachten Gegenstand, und verbreitete sich in folgende Ausschweifung.

Mich deuchte, ich befände mich auf einer zweiten Ebene, in deren Mitte sich meinem Auge ein grosser Tempel, welcher dem Gott der Ehen, Hymen, gewidmet war, darstellte. Nicht gar weit von mir sahe ich einen leichtsinnigen Haufen Leute beiderley Geschlechts, die sich dem Gebäude näherten, um den Dienst dieses Gottes zu verrichten. Ein Geist hatte sich unter ihnen eingeschlichen, dessen Gestalt so besonders war, und der über den ganzen Haufen eine so allgemeine Herrschaft hatte, daß ich meinem Leser eine eigene Beschreibung von ihm machen muß. Der Name von dieser Furie schien Wollust zu seyn. Der obere Theil des Körpers dieses Geistes war einer menschlichen Gestalt ähnlich. Von der Mitte an bis nach unten zu glich er einer Ziege. Seine Augen waren aufgeschwollen, funkelnd und entzündet. Seine Farbe war ganz unordentlich, und verwandelte sich öfters plötzlich aus einer blutreichen Röthe in eine gelbliche Blässe, und jedes Glied ward von einem Zittern eingenommen. Unmittelbar auf ihn folgte der Ekel mit einem kränklichen Gesichte, und hönischen Augen, nebst dem Verdrusse, der den Hut über das Gesicht gezogen hatte, und von einem Wurm genaget ward. Ich stußte über so ungeheure Erscheinungen, und noch mehr darüber, daß ich sahe, wie bereitwillig sich meine Nebengeschöpfe den gottlosen Eingebungen dieses Geistes ergaben. Meine Verwunderung verlor sich aber einigermaßen, als ich etwas näher kam, denn ich bemerkte, daß kein Athem so ansteckend war, daß alle, die sich seinem Einflusse unbedachtsam näherten, den Augenblick dadurch vergiftet, und ihrer Vernunft beraubt wurden.

Ich gerieth hierüber in eine solche Verwirrung, daß ich auch eine Zeitlang bedachte, ob ich mich mit den erst gemeldeten munteren Abentheurern in ein Gespräch einlassen wollte, oder nicht. Mitten in meinem Zweifel kam ein alter ernsthafter Mann auf mich zu, der ein gefestigtes und ruhiges Ansehen hatte, und dessen Name Ueberlegung war. Er war einer von den Hauptpersonen, die zum Tempel gehörten, und besaß die Hochachtung des Gottes in solchem Grade, daß Hymen am Ende des Gottesdienstes sehr selten einem Paare seinen Segen erteilte, das ihm von diesem ehrwürdigen Beamten nicht war vorgestellt worden. Als er sich der Versammlung näherte, deren größtem Theile er gänzlich unbekannt zu seyn schien, so bemerkte ich an derselben eine allgemeine Unruhe and Unzufriedenheit, und sehr viele vermieden mit großem Fleiße alles Gespräch mit diesem Ehrwürdigen. Es war aber merkwürdig, daß alle diejenigen, welche diesem schätzbaren Erinnerer so unvorsichtiger Weise den Rücken zkehrten, bey ihrer Zurückkunft aus dem Tempel, von einem der beyden traurigen Begleiter der Furie, eingenommen waren.

Als ich in den Tempel hinein trat, sahe ich die Gottheit nicht weit von mir sich demselben nähern. Die erste Person, so die Proceßion ausmachte, war die Liebe, in der Gestalt eines Cupido, welcher unaufhörlich tausend kleine Künste und Anmuthigkeiten ausübte, um sich das Lächeln dieses Gottes zuwege zu bringen. Ich sahe auch aus dem zärtlichen Blicke, so Hymen auf das Kind warf, daß es ein sehr großer Günstling seyn mußte.

Hierauf folgte der Gott selbst, und hielt eine flammende Fackel in der Hand, welche einen desto hellern Schein von sich gab, je länger sie brannte. Als er sich uns näherte, ward er von der Tugend unterstützt; welche ein Frauenzimmer

von

von einer so Annehmenden Gestalt war, als ich jemals gesehen habe. Es war mit einem weissen glänzenden Kleide angethan, und ihre Haupt war mit Efeu umgeben.

Die nächste Begleiterin war die Schönheit. Sie war mit dem prächtigsten Schmuck angethan, und bis zur Entzückung voll von sich selbst. Sie ward von der Tugend bey der Hand geführt, welches ein munterer Jüngling war, der einen Blumentranz auf dem Kopfe, und Flügel an den Schultern hatte.

Darauf erschien der Reichthum in der Gestalt eines alten Mannes, in schlechtem Aufzuge. Seine Augen waren Falkenaugen, und seine Finger gleich den Klauen eines Raben krumm und einwärts gebogen. Er war unruhig, unverschämt und eingebildet.

Den Schluß machte die Phantasie, die ihre Gesichtszüge und Kleidung beständig veränderte, und die mich, welches ausserordentlich war, bey jedweder Veränderung einzunehmen schien.

Der Gott bestieg gleich nach seinem Eintritte in den Tempel seinen Thron. Als er auf demselben saß, ruhete sein Haupt ganz edel an der Brust der Tugend. Die Liebe und die Schönheit stellten sich ihm zur Rechten, der Reichthum aber und die Phantasie funden ihren Platz zur Linken.

Der Gott schritt gar bald zur Vollziehung der Rathesgebräuche. Hier entstand aber ein so vermischter Schall von Seufzen und Lachen, daß mirs unmöglich fiel, eine gehörige Aufmerksamkeit anzuwenden, um meinem

leser

Leser die verschiedenen dabey vorgefallenen Umstände vorstellen zu können. Ich bemerkte bloß, daß manche von diesen Partheyen so ungleich waren, daß der Gott sie mit Widerwillen verknüpfte, und zu seiner eignen Einsegnung nur halb seine Einwilligung gab.

Nachdem die Ceremonie vorbei war, so ward ein Stillschweigen ausgerufen. Denn Hymen war entschlossen, einen Streit zu entscheiden, welcher unter denen Personen, so bey dem Altare aufwarteten, schon lange gewähret hatte. Auf diese Erklärung theilte sich die ganze Menge, und ein jeder nahm nach den Trieben seiner Leidenschaften eine von beyden Partheyen. Die jungen stellten sich an der rechten Seite des Thrones, dahingegen andere, so mehrere Jahre zählten, sich an die linke Seite desselben verfügten.

Die Liebe machte den Anfang mit der Klage gegen den Reichthum, und stellte vor, ihr Gegner hätte eine solche Menge zu seinen Empfindungen verführt, daß, was sie selbst beträfe, ihr Ansehen zum großen Nachtheile des Staats, darinn die Götter ihr die Oberherrschaft bestimmet hätten, täglich augenscheinlich abnähme. Als sie ihre Gründe mit großer Hitze hervorbrachte, trat die Armuth mitten aus dem Haufen hervor, und sah den klagenden Liebe starr ins Gesicht. Diese ward durch den Kummervollen Anblick derselben dergestalt erschreckt, daß sie ihre Flügel schwang, um davon zu fliegen. Der Reichthum stand indessen auf, wendete sich zum Richter, und stellte vor, seine Gegenwart wäre nöthig, um den Ehestand mit solcher Glückseligkeit zu erfüllen, als der Stifter desselben ursprünglich zur Absicht gehabt hätte. Er brachte noch viele andere Gründe vor, die, wenn sie mit eben so vieler Bescheidenheit, als Gewalt, wären vorgetragen worden, nothwendig eine große Menge auf seine Seite würden gebracht.

bracht haben. Diese seine Rede ward von einem demnennenden Beyfalle der Gesellschaft, die sich auf seine Seite gestellt hatte, begleitet. Wie dieß geschah, fing der alte Mann an zu triumphiren, und wollte mit neuer Kraft wieder anfangen zu reden. Allein durch die Hestigkeit seiner Bewegungen sog sein Kleid offen, und stellte jedermanns Augen die Sorgen dar, die ihm als Geyer an der Brust hiengen. Darauf stand die Liebe auf, und wollte ihre Sache gern aufs neue vortragen. Hymen aber, der gar wohl wußte, daß ihrer beider Gegenwart zu Vollziehung seiner Einsetzung höchstnöthig war, und der unpartheyisch erwo, was ein jeder von ihnen vorgestellet, machte dem Streit dadurch ein Ende, daß er eine Vereinigung ihrer Häuser vorschlug, die auch den Augenblick angenommen ward. So bald sie sich einander, als ein Zeichen ihrer Einwilligung in den Vorschlag der Gottheit, ihre Hände gegeben hatten, so zeigte sich ein neues Lächeln auf dem Angesichte der Liebe, und sie schien unendlich einnehmender, als vorhin. Die erstaunenswürdigste Veränderung aber ward bey dem alten Manne gewirket. Seine Klauen fielen als Schuppen von seinen Fingern, und die rauhen Züge seines Gesichts wurden auf einmahl in alle Anmuth der Menschlichkeit verwandelt. Die Liebe näherte sich ihm, streichelte seine Brust, stillte das Zischen der Schlangen, und linderte die Hestigkeit seines Kummers. Als dieser Streit freundschaftlich beygelegt war, trat die Schönheit auf, nahm nach verschiedener gezwungenen Stellung einen schwachtenden Blick an, und lispelte in gebrochenen Wörtern gleichfalls wider den Reichtum eine bittere Klage her. Raum hatte sie drey oder vier Sätze vortragen, als sich ein scheußliches Bild zu ihr näherte, dessen Haare mit einem rauhen Reife bedeckt, in dessen Gesicht tiefe Furchen gezogen waren, und über dessen Wangen eine fressende Feuchtigkeit herab tröpfelte. Als das
junge

junge Frauenzimmer das Alter solchergestalt zu ihr heran
hinken sahe, so geriethen ihre Gedanken in die äußerste
Verwirrung. Die Rosen fielen von ihren Wangen, und
sie sank nieder in eine Ohnmacht. Lymmer kannte die
Gemüthsbeschaffenheit dieses Mädgens, daß sie hochmü-
thig und herrschsüchtig wäre, gerne regieren mögte, und
doch keine gehörige Fähigkeit dazu besäße. Er nahm ihr
einen großen Theil ihrer Macht, und übergab ihre Gränz-
städte der Phantasie, die iso mit unumschränktem Anse-
hen regieret, und Niemand diesem muntern Mädgen seine
Aufwartung machen lässet, ohne sich vorher mit ihr selbst
unterhalten zu haben. Das übrige meines Traums war
eine verwirrte Menge von Begriffen, ohne die geringste
Ordnung, womit ich meinen Lesern nicht beschwerlich sal-
den will.

